

Volkskunde Mährens.

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

Um die physische Beschaffenheit der Bewohner Mährens richtig zu beurtheilen, genügt es nicht, die körperlichen Merkmale festzustellen, welche den Individuen der einzelnen charakteristischen Bevölkerungsgruppen des Landes gemeinsam zukommen; es ist auch zu beachten, daß diese Gruppen sich zur höheren socialen Individualität der Gesamtbevölkerung des Landes zusammenfügen, welche als Ganzes gleichfalls ihre besonderen physischen Charaktere besitzt, in denen die Anpassung dieses Bevölkerungsorganismus an die wechselnden natürlichen und durch sein eigenes Culturleben geschaffenen Verhältnisse zum Ausdruck gelangt.

In dieser Beziehung lehren uns die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1890, daß die

Bevölkerung der Markgrafschaft Mähren aus 2,276.870 Bewohnern besteht, welche in 3404 Ortschaften, die 2937 Gemeinden bilden, ansässig sind, so daß bei dem Umstande, als Mähren einen Flächenraum von 22.222 Quadratkilometern umfaßt, 102 Bewohner im Durchschnitt je einen Quadratkilometer Land bewohnen, dieses sonach so dicht bevölkern, daß von den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern nur Böhmen, Schlesien, dann infolge der Anhäufung von Menschen in Wien und Triest Niederösterreich und das Triester Territorium eine dichtere Besiedelung aufweisen.

Dieser Bevölkerungskörper gliedert sich in mehr als eine halbe Million Familienverbände und Wohnparteien, welche in 325.337 Wohnhäusern ihr Heim besitzen. Die Ansiedelungen derselben bieten nach Anlage, Ausstattung und Einrichtung eine ebenso große Mannigfaltigkeit wie ihre Bewohner und sind gewiß nicht ohne Einfluß auf ihre physische Entwicklung, ihre Sitten, ihr Temperament und äußerliches Gehaben.

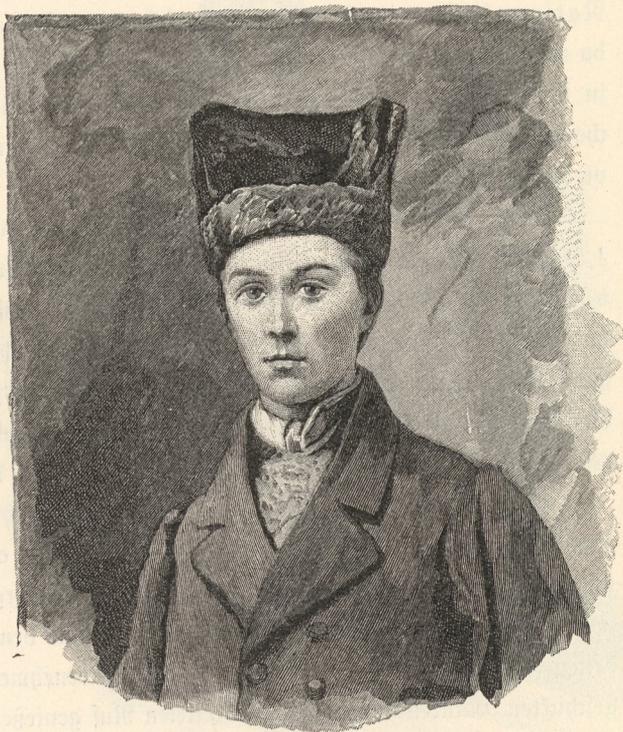
Während in den fruchtbaren Niederungen im Centrum des Landes, im Weinlande des Südens, sowie im Umkreise der Industriezentren des Nordwestens und Nordostens größere und ansehnlichere Ortschaften ein innigeres und bewegteres Zusammenleben größerer Bevölkerungsgruppen gestatten, sehen wir das minder fruchtbare Hochland des böhmisch-mährischen Plateau's mit zahlreichen, aber kleineren Ansiedelungen besät und in den Gebirgsgegenden der Sudeten im Norden, sowie der Beskiden im Osten die Ortschaften in einzelne, auf weite Strecken vertheilte Gehöfte sich auflösen, welche malerisch die Höhen der Berge erklimmen. Zwischen den Dörfern und Marktforten sind die nicht allzu zahlreichen, im Norden relativ reichlicheren Städte eingestreut, die Mittelpunkte eines regen Verkehrslebens. Die Verschiedenheit dieser Ansiedlungsverhältnisse wird überdies von der nationalen Eigenart der Volksstämme beeinflusst, welche das Land bewohnen.

Während dieser Bevölkerungsorganismus, welcher im Allgemeinen einen ausgeprägt festhaften Charakter zeigt, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in seiner Population sich verdichtet, so daß im letzten Volkszählungsdecennium von 1880 bis 1890 durch den Überschuf der Geburten über die Sterbefälle ungefähr 177.500 Individuen, das ist 8.24 Procent zuwachsen, findet alljährlich eine regelmäßige Wanderbewegung nach auswärts statt, die jedoch im gedachten Decennium nur 53.500 Köpfe, 2.48 Procent, betrug, so daß der effective Bevölkerungszuwachs 124.000 Köpfe in zehn Jahren, sonach etwa 6 Procent ausmacht und von Jahr zu Jahr eine durchschnittliche Vermehrung der Gesamtbevölkerung um mehr als 12.000 Seelen stattfindet.

Diese Verhältnisse spielen sich jedoch nicht im ganzen Bevölkerungskörper gleichmäßig ab, sondern gestalten sich insbesondere unter dem Einfluß der industriellen Entwicklung und der landwirthschaftlichen Prosperität derart, daß zwei Centren größter Bevölkerungsdichtigkeit zu unterscheiden sind, ein kleineres, welches die industriereichen nordöstlichen

Bezirke des Landes (Neutitschein und Mistek mit Mährisch-Strau) umfaßt, und ein größeres, das sich vom Prerauer und Proßnitzer Bezirk (Hanna-Ebene) auf- und abwärts der March nach Nordwest und nach dem Süden des Landes erstreckt und von diesem Kern nach Westen in das Innere des Landes bis über den Brünnner Landbezirk sich ausdehnt. Von dem letzteren Dichtigkeitscentrum nimmt die Bevölkerungsdichte nach Westen und Osten viel rascher ab als nach Norden, so daß sie im Bezirk Dačitz und Kromau, sowie auch im Bezirk Ungarisch-Brod kaum die Hälfte jener der Bezirke Prerau und Proßnitz, geschweige der Bezirke Neutitschein und Mistek beträgt.

Besehen wir uns die Bewohnerschaft Mährens von anderen Gesichtspunkten aus, so finden wir, daß dem Geschlechte nach die Zahl der männlichen Bewohner von jener der weiblichen in der Weise überwogen wird, daß im Durchschnitt auf 1000 männliche 1094, also fast um ein Zehntel mehr weibliche Individuen entfallen, ein Verhältniß, welches insbesondere in den Bezirken Ungarisch-Gradiß, Gaya, Wischau, Kremšier, Prerau, Littau, noch mehr aber im Bezirk Mährisch-Trübau, Neutitschein, Weißkirchen



Typus eines Schönheitsfräuleins.

zu Gunsten des Überwiegens des weiblichen Geschlechtes sich gestaltet, während im Süden und Westen des Landes (Bezirke Nikolsburg, Znaim, Dačitz, Tglau, Neustadt, Trebitsch) ein viel geringeres Überwiegen des weiblichen Geschlechtes wahrzunehmen ist. Fast möchte es scheinen, daß diejenigen Momente, welche bei größerer Dichtigkeit der Bevölkerung einen größeren Kindersegens begünstigen, auch einem größeren Überschuss des weiblichen Geschlechtes günstig sind, insofern nicht, wie im Gebiete der Kohlen- und Eisenindustrie im Bezirke Mistek, ein Überschuss zugewanderter männlicher Arbeiter beschäftigt wird.

Bei Würdigung der physischen Beschaffenheit der Bewohner Mährens können auch ethische und sonstige psychische Verhältnisse nicht unberücksichtigt bleiben, so das Religionsbekenntniß, da die Bevölkerung in Mähren ungefähr 2 Procent Israeliten in sich begreift, welche insbesondere in der Stadt Ungarisch-Gradiß und den übrigen Städten mit eigenem Statut, dann in den Bezirken Gava, Göding, Nikolsburg, Ungarisch-Brod, Wischau, Proßnitz, Kromau, Weißkirchen in einzelnen Städten in größerer Zahl angesiedelt sind, so daß sie im Bevölkerungstypus selbst eine bemerkbare Gruppe bilden.

Mit Rücksicht auf den Bevölkerungstypus ist weiterhin das Verhältniß der Nationalitäten im Lande, der deutschen und čechoslawischen von großem Belange, da ungeachtet einer überall im Lande wahrnehmbaren, seit Jahrhunderten fortlaufenden, in ihren Wirkungen vielleicht sehr erspriesslichen Racenkreuzung die physischen Nationalcharaktere in den ursprünglichen Ansiedlungsgebieten beider Nationalitäten nicht zu verkennen sind.

Der deutsche Sprachstamm, der mit 665.000 Köpfen dem čechoslawischen mit 1.590.000 Seelen im Verhältniß von 3 : 7 gegenübersteht, theilt sich in einen stärkeren nördlichen, von Schlesien nach Mähren hereinragenden Zweig, den Sudetenstamm, und in einen schwächeren südlichen Zweig, der ein Theil des über die niederösterreichisch-mährische Grenze reichenden baierisch-österreichischen Sprachstammes ist, von dieser Grenze als Grundlinie keilförmig gegen die Landeshauptstadt Brünn zu vordringt und hier fast die deutsche Sprachinsel von Brünn und Umgebung erreicht.

Die Angehörigen des Sudetenstammes, gemeinhin „Gebirgler“ genannt, stellen eine meist mittelgroße, hagere, aber abgehärtete, ausdauernde, betriebsame, ernste und sparsame Bewohnerschaft dar, welche die Gebirgslandschaften der Sudeten und weiter nach Osten das malerische Kuhländchen mit dem Hauptorte Neutitschein besiedelt, dessen Bewohner wegen ihres lebhaften, unternehmenden, zu Industrie und Handel geschickten Naturells einen weitverbreiteten Ruf genießen.

Die Mitglieder des südlichen deutschen Sprachstammes unterscheiden sich von jenen des nördlichen bei gleichem ernstem und arbeitsfreudigen Wesen durch ihre meist untersetzte, breitschulterige, wohlgenährte physische Beschaffenheit, sowie durch ein ausgeprägtes individuelles, nicht selten streitlustiges Selbstgefühl, verbunden mit der Neigung zum behäbigen Lebensgenusse.

Auf diese physische und psychische Anlage nimmt der von ihnen in vielen Gegenden betriebene Weinbau und der Weingenuß, sowie die kräftige Ernährung mit animalischen Nahrungsmitteln ersichtlichen Einfluß, während sich viele der Bewohner der Gebirgsgegenden des Nordens vorwiegend mit vegetabilischer Brot- und Kartoffelnahrung (Haferbrot), ergänzt durch Milch und Käse, begnügen müssen.

Längs der böhmisch-mährischen Grenze bildet die große Sprachinsel der deutschen, durch ihre stattliche Erscheinung und den regelmäßigen Schnitt des längsovalen Gesichtes sich auszeichnenden Schönhengstler um Mährisch-Trübau und Zwittau, dann jene von Jglau und Umgebung, in welcher sich die charakteristische Nationaltracht namentlich bei den durch ihre Wohlgestalt und üppige Entwicklung bekannten Frauen noch erhalten hat, nebst dem in vielen größeren Städten vorhandenen deutschen Bürgerthum, welches ein Element der regsten Betriebsamkeit darstellt, eine verbindende Kette zwischen dem nördlichen und südlichen deutschen Sprachstamm, gleichwie in der deutschen Sprachinsel von und um Brünn, ferner zwischen Neu-Raußnitz und Wischau, dann um Deutsch-Brodok und Wachtel, sowie in und um Olmütz weitere Verbindungsglieder bestehen.

Die slavischen Bewohner des Landes gehören bis auf eine kleine, drei Dörfer bei Lundenburg umfassende kroatische Ansiedlung dem čechoslavischen Sprachstamm an, bilden jedoch mehrere in somatischer Beziehung, Naturell, Kleidung und Mundart von einander unterscheidbare Volksstämme, denen — abgesehen von manchen anderen gleichartigen Nationaleigenthümlichkeiten — insbesondere die Liebe zum Gesang bei Arbeit und Festlichkeit gemeinsam ist.

Die slavische Bevölkerung des ganzen mährischen Westens bis zum Zwittawafluß und darüber hinaus kann als Fortsetzung der čechoslavischen Bevölkerung des östlichen Böhmen angesehen werden. Ihre Angehörigen werden als Bewohner des böhmisch-mährischen Mittelgebirges und Hochplateau's mit dem Namen Horaken (Bergländer)



Typus einer Schönhengstlerin.

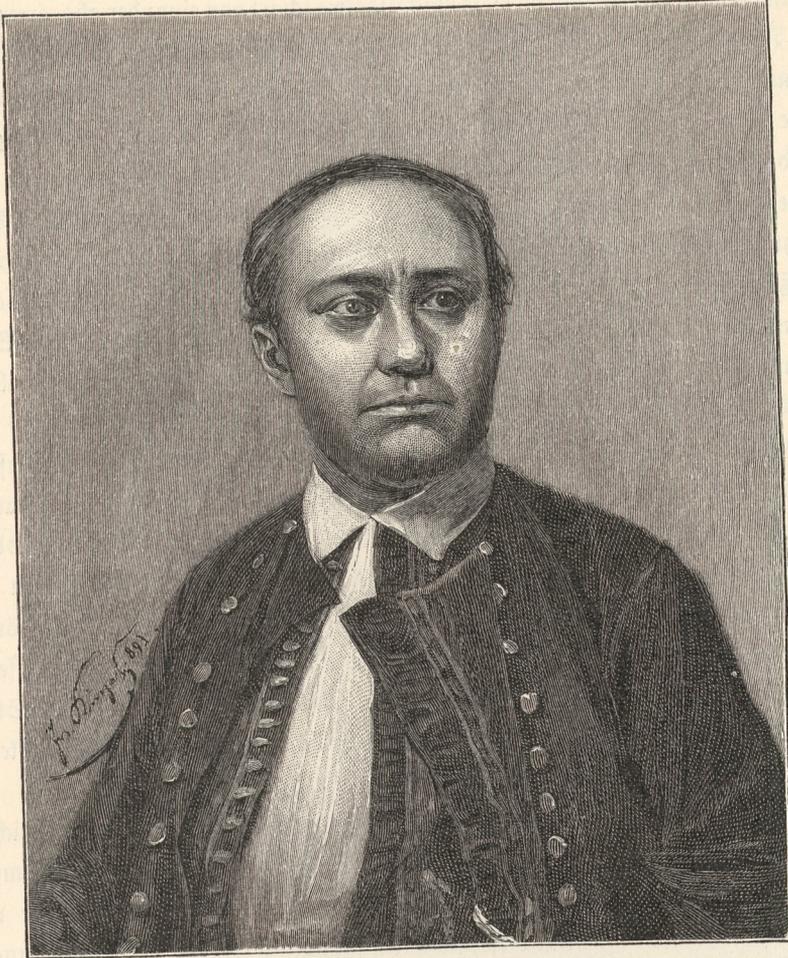
bezeichnet und sind bei schlankem, oft übermittelgroßem Wuchse und bei infolge der meist geringen Ertragsfähigkeit des Bodens mäßigem Ernährungszustande aufgeweckte, wißbegierige, arbeitssame und genügsame Menschen, deren Stimmung eine merkliche Empfindsamkeit innewohnt.

Einen auffälligen Gegensatz zu denselben bilden die im Innern des Landes auf der fruchtbaren schwarzen Erde der Niederungen der Hanna und Mittel-March nächst der Mündung der Bečva ansässigen Hannaken, ein Menschenschlag von strotzender Gesundheit, von mittelgroßem, zumeist hohem und dabei kraftvollem, untersehtem Wuchse, mit oft edler, beim weiblichen Geschlecht oft symmetrisch schöner Gesichtsbildung. Der Gesichtsausdruck gewinnt durch das von den Männern mit Vorliebe vorn gekürzt, rückwärts lang getragene schlichte Haupthaar und die unter scharf gezeichnetem, mit dichten Augenbrauen besetztem Stirnrande klug hervorblickenden Augen, die ganze Gestalt durch die in manchen Gegenden noch beibehaltene schmucke Volkstracht an Interesse. Unererschütterliche Gemüthsruhe bis zum Phlegma bei auch in bedrängter Lage nicht versagendem Humor, Gutmüthigkeit nicht ohne Schlaueit, Gastfreundlichkeit und Lebensfreudigkeit, selbst Neigung zum Luxus, der sich auch in traditioneller Vorliebe für zahlreiche und schöne Pferde äußert, sind Hauptzüge des hannakischen Charakters.

Den ganzen Südosten Mährens und zwar die fruchtbaren Niederungen des unteren Marchlaufes bis zur Mündung der Thaya, das Hügelland des Marsgebirges und die Abhänge der mährischen Karpathen hält der ausgebreitete Volksstamm der Slovaken besetzt, dessen Hauptmasse sich weithin im nordwestlichen Ungarn ausbreitet. Bei vorwiegendem Längenwachsthum starkknochig und schlank, sind die Slovaken trotz ärmlicher, meist vegetabilischer, durch Schafmilch und Schafmilchkäse verbesserter Kost muskulös mit ausgesprochenem Bewegungsdrang, der auch ihrem erregbaren, in Freude und Leid das Maß leicht überschreitenden, der Stimmung folgenden, im Grunde kindlich gutmüthigen Charakter entspricht, welcher sich in ihrem, von den Melodien zahlloser Volkslieder durchdrungenen arglosen Gemüthe wieder spiegelt. Dieser leicht beweglichen Gemüthsart entspricht auch der Wandertrieb, der den gleichwohl an der Heimat hängenden und zu ihr wiederkehrenden Slovaken eigen ist. Ausdauernd, an Entbehrungen gewöhnt und anspruchlos, dabei mit viel Mutterwitz begabt und technisch ausgezeichnet veranlagt, werden diese Naturmenschen Mährens als Arbeiter überall gern gesehen.

Ihren Nachbarn im Nordosten Mährens, den Walachen, welche, auf den grünen Berghöhen der Beskiden ihre Schafe weidend, das entbehrungsvolle, aber durch großartige Natureindrücke gestählte Dasein eines Hirtenvolkes führen, ist diese Gemüthsweichheit nicht mehr eigen. Schon in ihrer körperlichen Gestaltung bei häufigem Hochwuchs gedrungenener, durch ihre bei jeder Witterung und Jahreszeit offene Brust das Bild der

Abhärtung bietend, dunkler an Haar- und Hautfarbe, wetterfest, zeigen sie einen festen, selbstgenügsamen, frohsinnigen, aber auch den Ausbrüchen der Leidenschaft nicht verschlossenen kühnen Sinn, welchem ihre an weichen Klängen ärmeren, lebensfrohen Lieder entsprechen. Aus ihnen war durch mehr als zwei Jahrhunderte ein kriegerisches



Typus eines Gannafen.

Corps, das Partaschen-Corps, zur Überwachung der Ostgrenze Mährens gebildet worden, wozu sie sich nach ihrer Veranlagung vortrefflich eigneten.

Obwohl schon die Walachen in mancher Beziehung Ähnlichkeiten mit polnischen Volksstämmen, insbesondere den Goralen darbieten, die wir bereits in Niederschlesien antreffen, bilden die Bewohner nächst der niederschlesischen Grenze im Bezirke Mistek, welche Lachen, mit einem Provinzialausdruck auch Wasserpolaken genannt werden, in körperlichen und sprachlichen Eigenheiten im noch höheren Maße eine solche Übergangsstufe

zu nachbarlichen Bevölkerungstypen, die um so deutlicher wird, je tiefer nach Niederschlesien wir vordringen.

Wenn im Voranstehenden die Gliederung des Bevölkerungsorganismus von Mähren nach Volksstämmen mit kurzen Umrissen gezeichnet wurde, so soll hierdurch keineswegs die Vorstellung erweckt werden, als ob diese Volksstämme scharf von einander abgegrenzt wohnen würden. Im Gegentheil gibt es Übergänge nach allen Richtungen und werden die an den Knotenpunkten der Stammesverschiedenheiten noch wahrnehmbaren Unterschiede durch fortwährende Kreuzung und durch das wogende Zu- und Rückströmen der Bevölkerung zwischen Land und Stadt, zwischen bäuerlichen Ansiedlungsgebieten und Industriezentren allgemein und namentlich bei der Bevölkerung der Städte und Industrie-Orte stark verwischt. Leider kann nicht verkannt werden, daß infolge der streckenweisen Umwandlung des ehemals fast ausschließlichen Agriculturnandes Mähren in Industrieland mit landwirthschaftlichem oder technischem Fabriksbetrieb eine unverkennbare Degeneration der ursprünglichen Stammeseigenthümlichkeiten derjenigen Bewohnerschaft stattfindet, welche ehemals, an alter Sitte festhaltend, dem heimathlichen Boden Naturproducte abgewann und nun als lebender Mechanismus mit den Maschinen der Fabriken um die Wette Kunstproducte schaffen hilft.

Um so schwerer wird es bei diesen Verhältnissen, den verborgenen anatomischen und physiologischen Kriterien nachzuforschen, welche der Racen- und Stammesbildung zu Grunde liegen und bereits in fernere Vergangenheit, zumeist wohl schon vor der Einwanderung der Urahnen der gegenwärtigen Bevölkerung in dieses schöne Land entstanden sein mögen, welches ebenso, wie es die Wasserscheiden von Zuflüssen dreier Meere (Nordsee, Ostsee, schwarzes Meer) birgt, ein Übergangsgebiet für den Strom der Völkerwanderung gewesen und noch heute eine Brücke ist, die verwandte Völkerstämme verbindet und fremde Racen einander nähert.

Ein sinnfälliges Racenmerkmal ist zunächst der Körperwuchs, bezüglich dessen bereits bei der allgemeinen Schilderung der das Land bewohnenden Stämme einige Andeutungen gemacht wurden. Die durchschnittlichen Assentirungsverhältnisse während einer Reihe von Jahren lassen in diese Verhältnisse noch näheren Einblick gewinnen.

So zeigt es sich, daß die westlichen, dem tschechischen Stamme näher verwandten slavischen Mährer mit diesem den höheren Wuchs (im Mittel 1·66 Meter) bei ansehnlicher Brustweite (im Mittel 0·838 Meter), welche 50·4 Procent der Länge ausmacht, gemein haben, während die Slovaken durchschnittlich kleiner sind (im Mittel 1·647 Meter) bei mittlerem Brustumfang von 0·824 Meter, der die Hälfte der Körperlänge ausmacht, wogegen die Deutschen mit 1·656 Meter Körperhöhe und 0·827 Brustumfang (50 Procent) die Mitte zwischen beiden einhalten. Mit der Extensität der körperlichen Entwicklung hält jedoch die Intensität derselben nicht immer gleichen Schritt, wenigstens ist dies bei

der tschechisch-mährischen Race nicht in gleichem Maße der Fall (18 Procent Tauglichkeit), während die Slovaken bei mittleren Mäßen einer vorzüglichen Constitution sich erfreuen (24 Procent Tauglichkeit), die Deutschen zwischen Čechen und Slovaken die Mitte halten (21 Procent Tauglichkeit). Hierbei ist das Tauglichkeitsverhältniß der Deutschen des



Typus einer Mährin.

Südens ein wesentlich günstigeres als jener des Nordens. Im Allgemeinen ist die mährische Bevölkerung an Menschen großen Schlages nicht arm, da auf 1000 bei der Assentirung Untersuchte 200 bis 220 Männer mit einer Höhe über 1·7 Meter entfallen, ein Verhältniß, welches nur von den Bewohnern Tirols, Kärntens, Krains, Kroatiens, namentlich aber Dalmatiens übertroffen wird. Hingegen betragen die Männer kleinen Schlages (Untermäßige) nur 5 bis 10 Procent der Untersuchten.

Ein weiteres hervorragendes Racen- und Stammesmerkmal ist die oft schon der gewöhnlichen Betrachtung auffällige Gesichtsbildung und die mit der letzteren wesentlich zusammenhängende anatomische Gestaltung des Schädels. Wenn wir in letzterer Beziehung auch nur das Verhältniß der Länge zur Breite der Schädelbasis berücksichtigen, so müssen wir bekennen, daß die von verlässlichen Forschern angestellten Schädelmessungen mährischer Schädel aus alter und neuer Zeit viel zu spärlich sind, um einen Maßstab für ursprüngliche Raceneigenthümlichkeiten gewinnen zu können.

Da der nordländischen germanischen Race eine vorwiegend dolichocephale, der slavischen vorwiegend eine brachycephale Schädelbildung eigen ist, so wäre es in Mähren als einem von zweisprachiger Bevölkerung bewohnten Lande sehr lehrreich zu wissen, in welchem Verhältniß jede dieser Schädeltypen einerseits unter der lebenden Bevölkerung vertreten ist, andererseits unter jener früherer Zeiten vertreten war. Einige Aufklärung in ersterer Beziehung wäre zu erhalten, wenn nach dem Vorgange des hervorragenden Anthropologen k. k. Oberstabsarztes Dr. R. Weisbach bei den Truppenkörpern der einzelnen Territorialbezirke regelmäßige franiologische Messungen angestellt würden, wie er selbst es hinsichtlich der aus Niederösterreich stammenden Truppenkörper gethan, wobei auch vergleichsweise einige Messungen deutscher Soldaten des Znaimer Bezirkes in Mähren berücksichtigt wurden.

Es hat sich die interessante Thatfache ergeben, daß in dem deutschen Gebiete von der Donau nach Norden die brachycephalen Köpfe, welche in Niederösterreich durchschnittlich zwei Drittel der Bevölkerung bei mäßigem Verhältniß der Länge zur Breite 1000 : 822 ausmachen, sowohl an Zahl als an stärkerem Hervortreten der Brachycephalie zunehmen, so daß der Breitenindex bei den gemessenen Köpfen von Deutschen aus der Znaimer Gegend 846 beträgt. Auch unter den Deutschen des Gesenkes, der Schönhengstler und Tglauer Sprachinsel sind brachycephale Kopfformen zahlreich vertreten, jedoch scheinen neben denselben dolichoide Formen häufiger zu sein als im Süden. Zur dominirenden Schädelform wird jedoch die Brachycephalie bei den slavischen Stämmen, so daß nach Weisbach bei den Slovaken die Verhältnißzahl der Schädelbreite zur Schädelhöhe (Index) 858, bei den zum böhmischen Volksstamme im engeren Wortsinne gehörigen 864 beträgt.

Während der typische deutsche Männer Schädel im Allgemeinen leicht und dünnwandig, niedrig, im horizontalen Durchschnitt längsoval, die senkrechte Stirne breit, das breite hohe Hinterhaupt stark gewölbt, das Gesicht groß, lang, nach unten stark verschmälert ist, die Augenhöhlen hoch, die Fochbeine flach sind, die Oberkiefer etwas vortreten, die starken großen Unterkiefer lange, wenig geneigte Äste haben, ist der slovakische Schädel, sowie jener der čechomoravischen Grenzgegenden schwer und dickknöchig, ersterer hoch, letzterer sehr niedrig, beide im horizontalen Durchschnitt der

Birnform sich nähernd; beide sind brachycephal, der tschechische noch mehr als der slowakische und beide an der Schädelbasis verschmälert. Beide haben schmale, senkrechte Stirnen und weitabstehende Scheitelhöcker. Während jedoch das Hinterhaupt des Čechen hoch und flach ist, ist jenes des Slovaken stark gewölbt. Während das Gesicht des Slovaken klein, niedrig,



Typus eines Slovaken.

unten sehr breit, die Augenhöhle klein und niedrig ist, ist beim tschechischen Typus das Gesicht mittelgroß, unten schmal, die Augenhöhle groß und hoch. Die Fochbeine des slowakischen Typus treten infolge ihrer Länge und Krümmung mehr hervor als beim tschechischen Typus. Die Oberkiefer treten bei beiden wenig vor, die Unterkiefer sind bei beiden Typen stark, beim Slovaken jedoch kurz, klein, beim Čechen groß, bei beiden mit geneigten Ästen versehen.

Mit diesen Merkmalen sind die Unterschiede der typischen Schädelbildung zwischen den slavischen Stämmen des mährischen Ostens und Westens charakterisirt, zwischen welchen Verbindungsglieder bestehen, gleichwie nach Nordosten ein Übergang zum polnischen Typus unverkennbar ist. Inwieferne bei den Walachen auch rumänische Volkselemente, welche einzelne Karpathengegenden als Hirten besiedelt haben sollen, auf die physische Gestaltung beeinflussend gewirkt haben, werden erst künftige Untersuchungen klarstellen müssen.

Gewisse Andeutungen in dieser Beziehung sind indessen durch anderweitige besser constatirte physische Racenmerkmale gegeben, namentlich in Beziehung auf die Farbe der Haut, der Haare und der Augen.

Die im Jahre 1880 stattgefundenene Aufnahme der bezeichneten ethnographischen Merkmale der Schulkinder Mährens erstreckte sich auf 96 Procent derselben, war sonach eine nahezu vollständige.

Es zeigte sich dabei, daß der blonde Typus, charakterisirt durch lichte Hautfarbe, blonde Haare, blaue Augen in den deutschen Schulbezirken Mährens mit 34·4 Procent, in den čechoslavischen nur mit 15·2 Procent, in den gemischten mit 21 Procent der Zahl der untersuchten Kinder vertreten war, während umgekehrt der braune Typus, durch dunkle Haut- und Haarfarbe mit braunen Augen gekennzeichnet, in den čechoslavischen Schulbezirken zu 24 Procent, in den deutschen und gemischten zu 21·8 Procent vorkam.

Einzelne Merkmale, insbesondere lichte (blaue oder graue) Augen sind übrigens viel häufiger als der zugehörige allgemeine Typus, so daß es Kinder mit blauen Augen um 16 Procent mehr gab als Kinder mit allgemein blondem Typus und Kinder mit braunen Augen um 8·3 Procent mehr als solche mit allgemein braunem Typus. Helle Augen (blau oder grau) besitzen überhaupt mehr als zwei Drittel aller Schulkinder in Mähren.

Dabei ist nicht ohne Bedeutung, daß sich in einzelnen Gebieten ein besonders häufiges Vorkommen der grauen Augen bemerkbar macht, welche im Gebiete der Lachen (Wasserpölen) und Walachen bei 40 Procent der untersuchten Kinder, sonach in einer Häufigkeit vorgefunden wurde, wie sie nur wieder bei den ostgalizischen Huzulen und anderen Karpathenstämmen angetroffen wird, und zwar bei den mährischen Walachen wie bei den Huzulen mit dunkler Haut- und Haarfarbe, wodurch vielleicht eine besondere Raceneigenthümlichkeit bekundet wird.

Das Stammgebiet der Walachen im Walachisch-Meseritscher Bezirk, sowie jenes der Slowaken in der Landschaft des Marsgebirges (Bezirk Gaya, Grabisch) ist in Mähren dasjenige, in welchem der blonde Typus am schwächsten, der braune am stärksten vertreten ist, gleichwie unter den Deutschen im Trübauer und Sternberger Bezirk der blonde Typus am stärksten, der braune am schwächsten verbreitet ist.

Հովնատ, որոնք արժանի են իր քաղաքի և իր հայրենիքի անկասկածաբար իր քաղաքը և իր հայրենիքը մեր
նոր պայքարի և իր քաղաքի և իր հայրենիքի անկասկածաբար իր քաղաքը և իր հայրենիքը մեր
նոր պայքարի և իր քաղաքի և իր հայրենիքի անկասկածաբար իր քաղաքը և իր հայրենիքը մեր



Արմենիայի քաղաքի քանդակ

Ինչպես կարող եմ տեսնել, որ նոր պայքարի և իր քաղաքի և իր հայրենիքի անկասկածաբար իր քաղաքը և իր հայրենիքը մեր
նոր պայքարի և իր քաղաքի և իր հայրենիքի անկասկածաբար իր քաղաքը և իր հայրենիքը մեր
նոր պայքարի և իր քաղաքի և իր հայրենիքի անկասկածաբար իր քաղաքը և իր հայրենիքը մեր
նոր պայքարի և իր քաղաքի և իր հայրենիքի անկասկածաբար իր քաղաքը և իր հայրենիքը մեր
նոր պայքարի և իր քաղաքի և իր հայրենիքի անկասկածաբար իր քաղաքը և իր հայրենիքը մեր

Die Darstellung der physischen Beschaffenheit der Bewohner Mährens wäre keine vollständige, wenn nicht noch gewisser physiologischer und pathologischer Verhältnisse gedacht würde, welche zum Verständniß der Volksbeschaffenheit von größter Bedeutung sind und gerade für Mähren, Dank einer vom Landes-sanitätsrathe seit dem Jahre 1880 regelmäßig geführten Sanitätsstatistik und sanitären Berichterstattung mit größerer Klarheit als in jedem anderen Lande der Monarchie festgestellt werden können. Insbesondere ist die Schichtung der Bevölkerung nach Altersstufen nicht ohne Interesse.

Von den 2,276.870 Einwohnern Mährens standen zu Ende des Jahres 1890 64.547 im ersten Lebensjahre, worunter noch die Knaben um etwa 200 Köpfe zahlreicher waren als die Mädchen; 52.448 hatten mit Überschreitung des 6. Lebensjahres das schulpflichtige Alter erreicht, worunter sich bereits ebensoviele mehr Mädchen befanden als im ersten Jahre Knaben, 47.209, darunter schon um 700 mehr Mädchen als Knaben, hatten mit Erreichung des 14. Lebensjahres ihrer Schulpflicht genügt, 40.158, darunter 19.600 junge Männer, hatten das 20. Lebensjahr zurückgelegt, 37.660, darunter 17.507 Männer, hatten das 24. Lebensjahr, 35.041 das 30. Lebensjahr erreicht, 20.982 das 50., 14.437, darunter 6.355 Männer, das 60., 8.487 das 70., 2.694 das 80., 332, darunter 147 Männer und 185 Weiber, das 90., 29 das 95. und 23, davon 6 Männer und 17 Frauen, das 100. und darüber.

Von der Gesamtzahl waren 1,330.661, sonach weitaus mehr als die Hälfte ledig, 792.186 verheirathet, 144.023 verwitwet, geschieden oder getrennt.

Was die Langlebigkeit anbelangt, steht Mähren ebenso wie Böhmen und Schlesien insbesondere in Betreff der männlichen Bevölkerung hinter den Alpenländern und insbesondere hinter Dalmatien zurück, welche Länder verhältnißmäßig mehr Männer im Alter über 60 bis 100 Jahre in ihrer Bevölkerung aufzuweisen vermögen als Mähren, während diese Unterschiede beim weiblichen Geschlecht nicht in so bedeutendem Maße hervortreten.

Innerhalb des Landes Mähren sind die Bewohner der südlichen Bezirke Nikolsburg und Znaim, sowie die Bezirke des böhmisch-mährischen Mittelgebirges und Hochplateau's, dann des Gesenkes der Sudeten, insbesondere der Bezirk Römerstadt durch einen höheren Procentsatz von über 60 Jahre alten Leuten gesegnet, während die übrigen Bezirke in dieser Beziehung zurückstehen, insbesondere die Bezirke Walachisch-Meseritsch und Mistek, welche einen großen Theil der Arbeiter an die nahen Hüttenwerke und Kohlenbergwerke abgeben.

Anders verhält es sich bezüglich der Häufigkeit der Geburten, entsprechend der Häufigkeit der ehelichen Verbindungen, welche gerade in den östlichen und centralen

Bezirken des Landes, insbesondere in jenen mit größerer Dichtigkeit der Bevölkerung häufiger stattzufinden pflegen, aber auch von einer größeren Kindersterblichkeit begleitet sind. In den Sudetengegenden, deren Bewohner wegen des wenig erträglichen Bodens zuweilen nur mit Schwierigkeiten einen eigenen Hausstand zu gründen vermögen, ist die Anzahl der unehelichen Geburten häufiger als im übrigen Lande.

Die Sterblichkeit der Bewohner Mährens, welche gleichfalls in den dicht bewohnten Niederungen im Centrum des Landes, sowie in den in sanitärer Beziehung minder entwickelten Gebirgsbezirken an der mährisch-ungarischen Grenze und im Bezirke Mistek wegen der eigenartigen Industrieverhältnisse eine höhere zu sein pflegt als in den übrigen Landestheilen, kommt der mittleren Sterblichkeit des österreichischen Staatsgebietes nahe und beträgt im zehnjährigen Durchschnitt 28 Todesfälle auf 1000 Einwohner.

Infolge der bereits 12 Jahre bestehenden Organisation des Sanitätsdienstes in den Gemeinden — der ersten durchgreifenden Sanitätsorganisation in Oesterreich — und der hierdurch ermöglichten gründlicheren Bekämpfung der Infectionskrankheiten ist die Sterblichkeit an diesen Krankheiten und die allgemeine Mortalität gegenüber früheren Zeiten auf ein wesentlich geringeres Maß gesunken. Hierdurch sind ohne Zweifel auch manche Gebrechen seltener geworden, welche wie Blindheit, Taubheit, Krüppelhaftigkeit oft in der Kindheit durch vernachlässigte Erkrankungen acquirirt werden. In dieser Beziehung nimmt Mähren unter den Reichsländern eine verhältnißmäßig günstige Stelle ein.

Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung kamen in Mähren auf 10.000 Einwohner nur 8 bis 9 Blinde, 14 Taubstumme, 16 Irresinnige und 6 Cretins. Während die Blinden im Allgemeinen gleichmäßig spärlich im Lande vertheilt sind, wenn auch eine Zunahme da wahrzunehmen ist, wo Infectionskrankheiten und namentlich Blattern häufiger herrschen, liegt das Gebiet der größten Relativzahlen von Taubstummen, Cretins, Blöd- und Irresinnigen im Nordosten des Landes in den Bezirken Walachisch-Meseritsch und Holleschau, von wo aus es sich in westlicher Richtung, die Sudeten berührend, mit abgeschwächter Intensität bis in den Bostkowitz Bezirk erstreckt, nach Süden in den Ungarisch-Broder Bezirk, nach Norden in den Misteker Bezirk übergreift. In manchen dieser Gegenden kann der verderbliche Einfluß des leider verbreiteten Brauntweingenußes auf den menschlichen Organismus sowohl in Bezug auf die Degeneration des Nervensystems als auf die minder günstige Entwicklung der Nachkommenschaft nachgewiesen werden.

Wir haben neben den vorwiegenden erfreulichen Thatsachen nicht die Schäden verschwiegen, mit welchen der Bevölkerungsorganismus Mährens behaftet ist, Schäden, die, zum Theile verbesserungsfähig, das kraftvolle Gedeihen der im Kern gesunden Bevölkerung zu bedrohen nicht im Stande sind.

Vollsleben der Deutschen.

Sitten und Gebräuche. Die Zeiten gehen ehernen Schrittes hinweg über die Eigenthümlichkeiten der Völker. Die siegreiche Macht der Cultur verpflanzt sich von Volk zu Volk, und mit der wachsenden Bildung ändert sich auch das Fühlen und Empfinden, ändert sich Sitte und Gebrauch. Je mehr auf diese Weise die Menschheit fortschreitet in ihrer Entwicklung zum höchsten Ziele, an welchem angelangt die Bürger der Erde keinen Unterschied mehr kennen werden, desto mehr leiden die einzelnen Theile Einbuße an alledem, was sie voneinander trennt und unterscheidet. Wenn zumal innerhalb der engen Marken eines Landes zwei Völker wohnen, die nach Sprache und Charakter durchaus verschieden sind, und die Zahl ihrer gemeinschaftlichen Beziehungen fort und fort durch die gleichen Geseze, denen sie gehorchen, durch die Lebensverhältnisse, die ihnen gemeinsam sind, ja — so zu sagen — auch durch dieselbe Luft, die sie athmen, wächst, so ist es ganz erklärlich und sogar als nothwendige Folge erkennbar, daß ihre besonderen Charakterzüge mit der Zeit verwischt werden. So schwindet auch bei den Deutschen Mährens von Tag zu Tag deutlicher die alte ehrwürdige Vätersitte, besonders dort, wo sie in kleinen Inseln inmitten ihrer slavischen Mitbürger wohnen. Manch hübscher und tiefsinniger Brauch kehrt immer seltener und in immer kleineren Kreisen wieder. Gar Vieles, was ursprünglich das Eigenthum der Deutschen war, hat auch bei den Slaven Eingang gefunden und manche slavische Sitte wird heimisch in deutschen Familien. Gar Vieles, was die Deutschen Mährens heute noch als theures Erbe aus längst vergangenen Tagen bewahren, ist natürlich auch nicht ihr eigenstes Eigenthum, es gehört vielmehr dem ganzen deutschen Volke und kehrt bei allen seinen Stämmen und Zweigen mit mannigfachen Umänderungen wieder.

Die Religion bildet für das gesammte Leben des Volkes die wichtigste Basis. Die vorzüglichsten und schönsten Gebräuche schließen sich an die religiösen Feste an. Und wie der Naturdienst der alten Germanen mit dem Christenthum, welches ihn besiegt hat, vielfache Berührungspunkte gefunden, so ergeben sich aus der Betrachtung vieler religiöser Feste und der daran sich knüpfenden Bräuche reichliche Beziehungen auf die alte Götterwelt.

Wenn wir dem Laufe des Kirchenjahres folgen, so begegnen wir gleich an seiner Schwelle der wohlbekannten Gestalt des heiligen Nikolaus, des Gabenspenders, der, gefolgt von dem Knecht Ruprecht, von Haus zu Haus geht, um die braven Kinder zu belohnen und zu beschenken, die bösen zu rügen, wohl auch zu bestrafen. Wo er nicht persönlich erscheint, da stellen die Kleinen am Vorabend des 6. December einen Schuh oder einen Teller hinter das Fenster, und siehe — fast immer findet sich darin eine liebe Gabe. Selbst wenn ihr kindliches Gewissen sie anklagt, daß ihr Betragen kein Lob und keinen

Lohn verdient, ist der Teller gefüllt mit allerhand guten Sachen und Spielzeug, nur daß vielleicht noch eine kleine Ruthe mahnend daneben liegt.

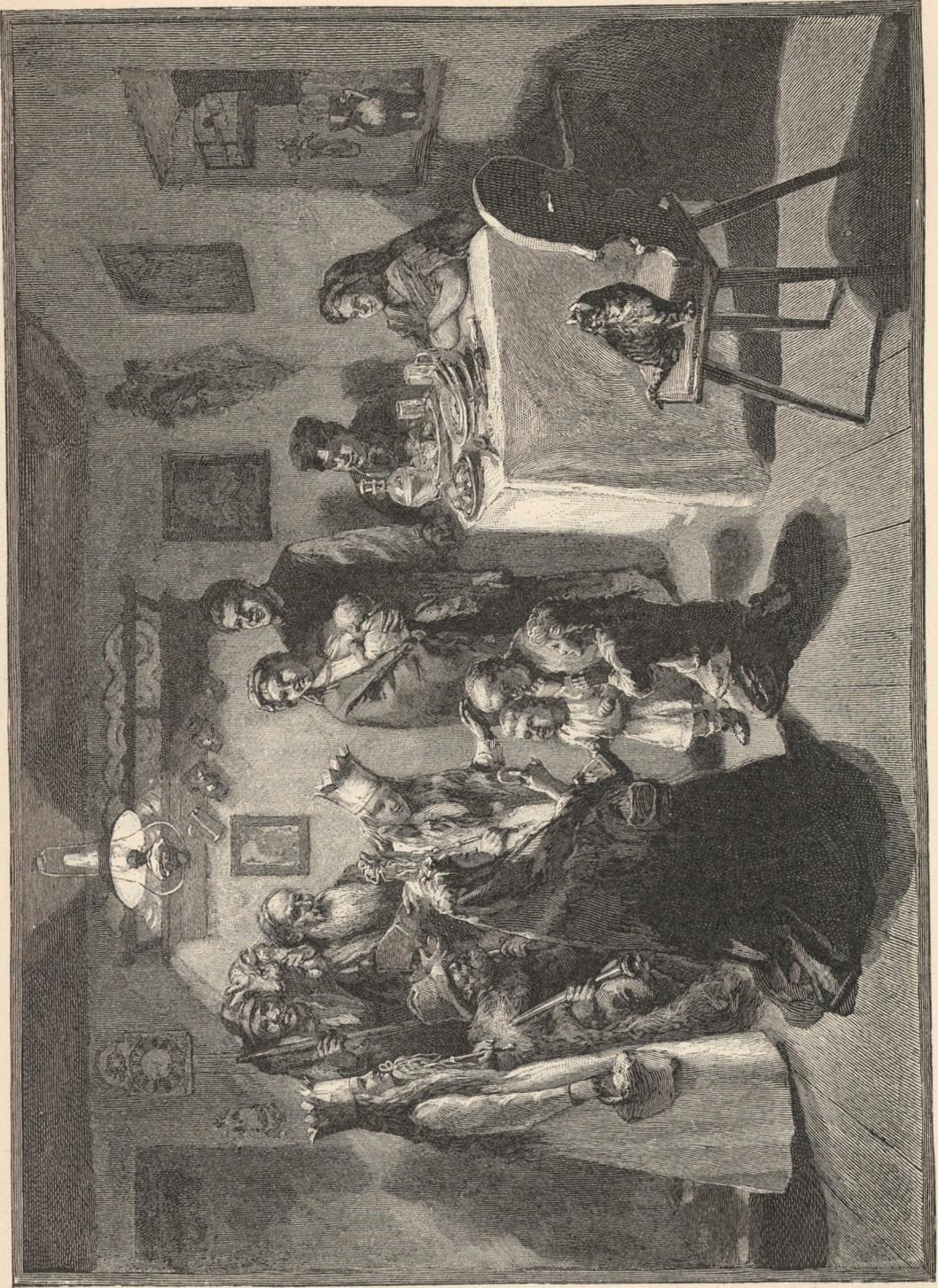
Kein herrlicheres und freudenreicheres Fest aber gibt es im Laufe des Jahres als die Feier der Geburt des Heilands. In der Art, wie es in der Familie begangen wird, ist sein Zusammenhang mit dem Zufest der alten Germanen deutlich erkennbar. Der erste Festtag ist der „heilige Abend“; er wird mit Fasten begangen. Erst bei Eintritt der Dunkelheit wird die Mahlzeit eingenommen, bei der ein Fisch selbst im Hause der Armuth selten fehlt. Das ungeduldige Kind, das hungrig tagsüber nach Speise verlangt, wird damit getröstet, daß es für seine Enthaltjamkeit durch den Anblick des „goldenen Schweinchens“ werde belohnt werden. Nützt dies Versprechen nichts, dann greift die Mutter zur Drohung, Frau Berchta werde kommen und des ungeberdigen Kindes Bauch mit einem Bohrer aufschlißen, wenn es sich nicht bescheiden würde. (In Schönhengst.) Das abendliche Mahl wird bis zur Mitternachtsstunde ausgedehnt. Honig, Äpfel und Nüsse bilden den Nachtsch. Wo Kinder im Hause sind, da wird selbstverständlich ein Christbaum angezündet. Durch reichliche Geschenke wird dem jugendlichen Gemüth nahegelegt, welch großen Gewinn für die Menschheit die Sendung des Gottessohnes zu bedeuten hat. Wenn längst die Kinder schlafen, sitzen die anderen Hausgenossen noch bei einander, bis gegen die zwölfte Stunde der Hausvater sich erhebt und den übrigen das Zeichen gibt, sich zum Kirchgange zu rüsten. Nur die ganz Alten, die Kranken und die Kinder bleiben zu Hause, die anderen alle ziehen, wohlverwahrt gegen die Winterkälte, das Laternlein in der Hand tragend, zum festlich erleuchteten Hause des Herrn. Auch nach der Mette ist es lebendig im Dorfe. Die Nacht über wird überhaupt wenig geschlafen. Musiker ziehen umher mit Trompete und Waldhorn und blasen „Hirtenslieder“. Die jungen Bursche aber lassen lustig die Pistolen knallen. In sich verschlossene und nachdenkliche Menschen schleichen wohl auch zum Stalle hin und lauschen leise; denn in dieser Nacht sprechen und verstehen die Thiere die Sprache der Menschen, sie steigen empor in der Rangordnung der Schöpfung. Es ist daher nur natürlich, daß sie tagsüber ein besseres Futter bekommen als sonst, ja die fürsorgliche Hausfrau hat sogar jeder Kuh ein Stück mit Honig bestrichenen Butterbrots oder ein Stück „Weihnachtsstriezel“ gereicht. Ferne von den andern mag heute Niemand durch die Dunkelheit gehen, und muß er's, dann schreckt er zusammen bei jedem Geräusch, das sich hören läßt: die bösen Geister schwirren heute durch die Luft umher.

Schon eine Woche vor Weihnachten wird in der Kirche das „Krippel“ aufgestellt, doch auch in den Häusern der Dorfbewohner fehlt es nicht. Dort freilich besteht es aus schön geschnitzten, bunt bemalten Figuren, hier haben es die Kinder aus einem Silberbogen ausgeschnitten und in dem Moos hinter dem Fenster, das dem Eindringen der Zugluft wehrt, aufgestellt.

In vielen Orten des nördlichen Mähren hält das Christkind am heiligen Abend seinen festlichen Umzug. In früherer Zeit geschah dies in folgender lebendigen Art: zwei Engel, der heilige Josef, das Christkindchen selbst waren die Hauptpersonen des Spiels. Die „Engel“ waren natürlich in weiße, bis zur Erde reichende Gewänder gekleidet, den Kopf schmückten Kränze aus gemachten Blumen, deren Blätter weit herab in das Gesicht fielen, in der Rechten hielten sie ein von bunten Bändern umflattertes Scepter, aus einem Tannenwipfel bestehend, der in drei Triebe endigte. Dort war häufig noch ein Weispelzweig angebunden. In der Linken trugen die „Engel“, welche von jungen Mädchen dargestellt wurden, Körbe mit allerhand Gaben: Obst, Lebzelt, Zuckerwerk, aber auch — rohe Erdäpfel, Krautstrünke, Nufschalen und so weiter. Der heilige Josef erschien als Reitersmann. Ein Bauernbursche stellte ihn dar. Vorne und rückwärts band er sich je ein Sieb fest. An dem vorderen Siebe ward ein hafenförmig gekrümmtes starkes Holz befestigt, das — so wie die ganze Gestalt des Knechtes — mit weißen Tüchern verdeckt ward. Durch die Siebe und das Holzstück gelangte ein „Schimmel“ zur Anschauung, welcher, um noch deutlicher hervorzutreten, vorne aufgezäumt ward; durch zwei aufgenähte rothe Flecke wurden die Augen bezeichnet. An dem gleichfalls mit weißem Linnen überzogenen hinteren Siebe wurde eine Art Rosschweif — oft nur durch lange Papierstreifen angedeutet — befestigt. Rechts und links hingen von der Mitte des Leibes lange rothe Strümpfe herab, die Füße des Reiters darstellend. Das Gesicht des „heiligen Josef“ trug einen aus Flachs oder Moos gemachten langen Bart, der Kopf war mit irgend einem abenteuerlichen Hut bedeckt, die Linke hielt die Zügel des Pferdes, die Rechte einen kurzen Stock. Das Christkindlein selbst — von einer heranwachsenden Jungfrau dargestellt — trug gleichfalls ein weißes Gewand und hielt in der Hand einen kleinen Christbaum. Dieser Gruppe von vier Personen schloß sich ein größeres oder kleineres Gefolge von „Hirten“ oder „Bedienten“ (gewöhnlich drei) an. Die Bekleidung derselben bestand nur darin, daß die Bauernburschen ihre Pelze mit dem Fell nach auswärts umkehrten. Sie hielten hohe Stäbe in den Händen, mit welchen sie zu ihren Gesängen durch Aufstoßen auf den Boden den Takt gaben. So zog die Gesellschaft durch das Dorf und besuchte die Häuser, wo den Kindern ein Christbaum angezündet wurde. Im Hause angelangt, traten erst die „Engel“ in das Zimmer und sprachen ihren Gruß. Hierauf trat der „heilige Josef“ vor und ritt gravitatisch durch die Stube und um den in der Mitte stehenden Tisch. Er erkundigte sich nach der Aufführung der Kinder, sprach aber selbst von ihren zahlreichen Unarten. Zornig schlug er hierbei mit seinem Stabe auf den Tisch. Nun kam das Christkindlein, „die Engel“ berichteten von der nicht ganz guten Aufführung der Kinder:

„Och Chreist, wenn iew Dir's soje sol:
De Welt ies biese Keinder vuol.

De Keinder thun neischt olls schelte onn liege,
Dnn de Ektern woß ei dam Tod betriege.“



Umzug des Schriftstellers im Fußländchen.

„Ihr bringt mir schlechte Nachricht!“ antwortete darauf das Christkind: „Get iech de Red zuvor geheät, — Do waär jech do ni aigekeät.“ Nun traten aber die „Engel“ als Fürsprecher der Kinder auf, worauf das Christkindlein versöhnt antwortete:

„Wenn meich de Engel a ju schien beitte,
Su wil iech iene a Gov rai scheicke.
Däße hoe iech Noß om Woge,

Druff hoe iech chreistliche Gove
Für de junge Maedelain,
Für de junge Knabelain!“

Darauf öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers, der strahlende Christbaum prangte in der Mitte desselben, die „Hirten“ kamen herbeigesprungen, tanzten um die Gruppe umher und hoben dann einen Schlußgesang an:

„Laefet, ihr Hirtle,
Laefet olle zugleich,
Nammt Schalmachain
Dun Faifen meit aich!

Laefet olle zumol
Meit fraideraichem Schol
Duf Bethlehem zom Keinderlain
Zum Krippelein aim Stol.“

Mit Absingung dieses Liedes, das durch taktgemäßes Aufstoßen der langen Hirtenstäbe begleitet wurde, war das Spiel beendet und die Darsteller entfernten sich, um es bei einer zweiten oder dritten Familie zu wiederholen. Das Spiel hat sich in mancherlei Variationen bis heute erhalten. Das um Altstadt an den Quellen der March gebräuchliche weist folgende Personen auf: den Vorläufer, Hauswirth, Nikolaus, Josef, Maria, das Christkind, die Engel Gabriel und Manuel, die Hirten. Es ist ausführlicher als das eben besprochene, an das es übrigens oft im Wortlaute erinnert. Der Hausvater verweigert Josef, Maria und dem Christkinde, denen sich die Engel und der gabenpendende Nikolaus anschließen, die Aufnahme in seine Wohnung, um die sie ihn bitten, und verweist sie in seinen Stall. Sie entfernen sich; da ertönt der Gesang der Engel: Gloria in excelsis Deo! Die Hirten, die da schliefen, erwachen und huldigen dem Christkind. Dieses sendet die Engel aus, um nach der Aufführung der Kinder zu fragen. Wieder ist der Bericht kein ganz günstiger, wieder sind aber die Engel Fürsprecher, und die Kinder werden beschenkt. Nun spricht der Hauswirth seine Reue aus, daß er die ihm Unbekannten nicht in seinem Hause beherbergt habe. Der „ungastliche Wirth“ kommt auch im Schönhengster Weihnachtsspiele vor, das neben ihm noch folgende Personen aufweist: Herodes, sein Hauptmann, Maria mit dem Jesukind, Josef, Engel, die heiligen drei Könige, Hirten. In der Gemeinde Botenwald im Ruhländchen sind bei dem Aufzug des Christkindleins folgende Personen theilhaftig: der Hauswirth, der Vorläufer (Knabe, weiß gekleidet), zwei Engel mit Kronen auf dem Haupte, Maria, Josef, zwei Hirten. Auch das Botenwalder Spiel ist ein Sprosse des einst allgemein üblichen wirksameren Weihnachtsspiels und beweist deutlich, wie die Zeit mit rauhen Händen den Blütenstaub der alten

Volksüberlieferung mehr und mehr verwißt. Der Vorläufer meldet das Nahen der Engel, die Engel verkünden die Ankunft Marias, die alsbald mit einem Korbe und einer kleinen Wiege in den Händen erscheint. Sie fragt nach dem Betragen der Kinder und bekommt zunächst die gewöhnliche nicht günstige Antwort. Auf Fürbitte der Engel und nach Absingung eines Weihnachtsliedes werden die Kinder von Maria beschenkt. Nun tritt Josef ein, dann die Hirten. Josef wiegt das Kind in der Wiege, welche von Maria auf den Tisch gestellt worden, die Hirten bringen ein Lamm und singen den Hirtengesang. Hierauf folgt ein Zwiegespräch zwischen Maria und Josef, in dem die liebevolle Sorge um das Christkind zum Ausdruck kommt. Sie erbitten dann von den Anwesenden „einen Groschen auf Hirsebrei“ für das Kindlein. Josef ersucht den Hauswirth, ihm und den Seinen Herberge zu gewähren. Sie wird nicht bewilligt. Da heben im Abgehen die Engel und die Hirten an zu singen: „Gloria, gloria!“ Der Hausvater erkennt seinen Fehler und eilt den Fortgehenden nach, sie zurückzurufen.

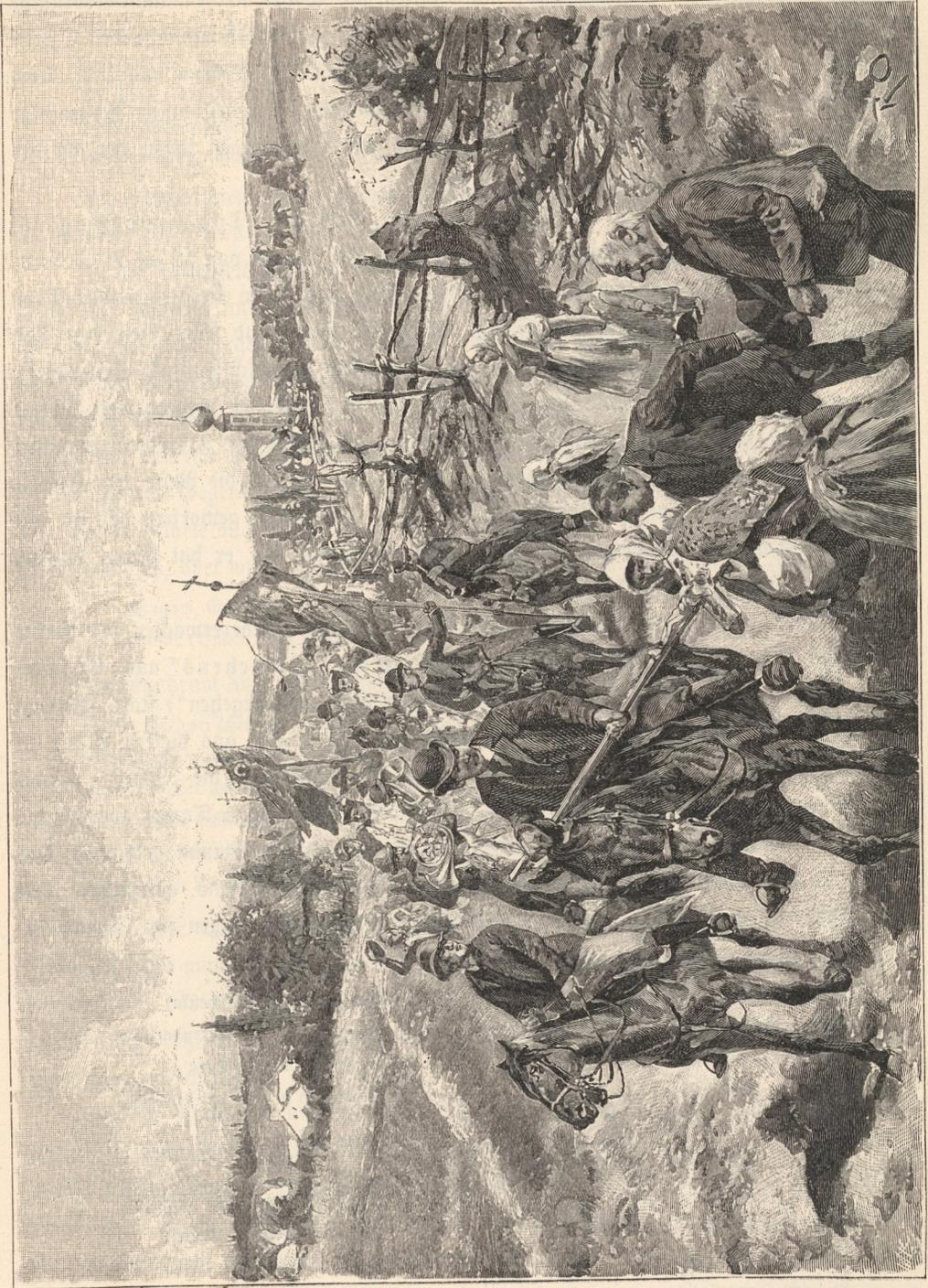
Den letzten Tag des Jahres (St. Sylvester) erfaßt das Volksbewußtsein in seiner richtigen Bedeutung. Während der Vormittag die Geltung eines Werkeltages hat, geht es Nachmittags fast festtäglich zu. Noch vor Anbruch völliger Finsterniß rufen die Glocken die Gläubigen zur Kirche, wo der Priester eine fromme Betrachtung über Alles anstellt, was uns der letzte Tag des rasch dahineilenden Jahres zu denken gibt, und den heiligen Segen ertheilt. Wenn — nach beschlossener Andacht — auch alle die häuslichen Geschäfte beendet sind, dann setzen sich alle Glieder der Familie, sowie das Gesinde und mancher sonst alleinstehende Mensch, den man zu Gast geladen, um den großen Tisch in der Wohnstube; man läßt sich's noch einmal im alten Jahre recht gut schmecken und erwartet sodann unter Spielen, Scherzen, Singen die Stunde der Mitternacht und mit ihr die Ankunft des neuen Jahres. Ein wichtiger Zeitabschnitt geht zu Ende; an solchen Wendepunkten sieht man gerne zurück auf die Vergangenheit und fast noch lieber voraus in die Zukunft. Besonders die Liebesleute! Die Mädchen werfen den Pantoffel über den Kopf hinweg; ist seine Spitze gegen die Thüre gekehrt, dann wird jene, die ihn geworfen, bald das Haus verlassen, um in das eigene Heim einzuziehen; weist seine Spitze nach dem Innern der Stube, dann ist ihre Zeit noch nicht gekommen und sie muß noch mindestens ein Jahr lang warten. Ein sehr beliebtes Vergnügen an diesem Abend ist das Bleigießen. In blechernen Löffeln wird Blei zerschmolzen und dann ins Wasser geschüttet. Eigenthümliche Figuren werden da offenbar, welchen freilich zumeist erst die Einbildungskraft Gestalt und Namen gibt. Das Orakel verräth nicht bloß, ob und wen man heiraten wird, es gibt überhaupt auf jede Frage bezüglich der Zukunft die Antwort. Niemals ist aber die Wirkung so verläßlich, als wenn das Blei von der Einfassung alter Kirchenfenster oder gar der Fenster einer Friedhofskapelle genommen ist.

Am Tage der Erscheinung des Herrn schreibt der Hausvater — in früherer Zeit, da die Schreibekunst noch wenig verbreitet war, war dies ein Vorrecht des Schulmeisters — an jede Thür im Hause die Jahreszahl und mitten hinein die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige: C + M + B. Die Kreide ist geweiht, mit welcher das Zeichen gemacht wird, und jedem bösen Einflusse, den Hexen und Teufeln ist hierdurch gewehrt. Mit dem heiligen Dreikönigstage enden die zwölf Nächte, deren erste die heilige Christnacht selber war. Nach ihrer Beschaffenheit schließt der sorgsame Beobachter darauf, wie sich die zwölf Monate des neuen Jahres hinsichtlich der Witterung anlassen werden.

Gleich von Neujahr an und bis tief in den Fasching hinein gehen arme Kinder als „Heilige drei Könige“ von Haus zu Haus. Sie haben über ihre gewöhnliche Kleidung ein Hemd angezogen und tragen auf dem Kopfe eine Art papierene Bischofsmütze oder eine Krone aus Goldpapier. Der eine hat sich wohl auch mit Kienruß im Gesicht schwarz gemacht. Der mittlere der Drei hat in der Hand einen hohen Stab, an dessen Spitze ein Stern befestigt ist. Wohin sie kommen, dort singen sie irgend ein bezügliches Lied oder sprechen einen Spruch, aber sie bringen keine Gaben mit, im Gegentheil, sie wollen selbst beschenkt sein.

Und nun kommt der Fasching. Da gibt es allsonntäglich bald im Dorfwirthshause, bald in den Dörfern der Umgebung Musik und Tanz. Ein eigener Leichtsinns erfährt die junge Welt und fröhlicher Lebensgenuß wird die Losung des Tages. Besonders in den letzten drei Faschingstagen wird dem Tanze gehuldigt. Am Faschingsmontag und Dienstag sieht man vielfach junge Burschen maskirt durch die Straßen ziehen. Die Verkleidung ist freilich meist eine recht einfache. Recht alte und zerrissene Kleider, Stroh, Berg und Reisig bilden dabei die Hauptsache. Natürlich darf eine Larve vor dem Gesicht oder wenigstens eine falsche Nase nicht fehlen. Der Grundsatz ist: je häßlicher, desto besser. Als Symbol der Fröhlichkeit führen sie in der Rechten die mit einem Bande geschmückte Weinflasche. Daß es dabei nicht ohne Lärmen abgeht, ist selbstverständlich. Wo eine flinke Tänzerin wohnt, bleiben die Maskirten gerne stehen und wissen es oft so einzurichten, daß dabei etwas „zum Vertrinken“ für sie heraussehaut. Das einst in viel solennere Form üblich gewesene „Baßbegraben“ — der Abschluß des Faschings — beschränkt sich heute meist auf ein bloßes Umhertragen der Baßgeige in der Tanzstube um die Mitternacht vor dem Achermittwoch, wobei die Theilnehmer recht traurige Mienen annehmen. Die frohen Klänge der Musik verstummen, die Zeit der Buße kommt heran.

In der „Faste“ ist das „Brezel“ ein allenthalben beliebtes Gebäck. Es ist ganz zweifellos die Darstellung des Sonnenrades mit seinen Speichen und hängt mit den Festen zusammen, welche die alten Deutschen aus Anlaß „der Umkehr des Sonnenrades“ zu feiern pflegten. Es ist merkwürdig, wie lebendig gerade bei den Deutschen Während die



Das Saatreten am Osterfonntag in der Gegend von Meitziſchein.

Erinnerung an den uralten Naturdienst sich erhalten hat. Weisen schon manche Gebräuche in der Zeit des Weihnachtskreises darauf hin, so ist die Zeit des herannahenden Osterfestes eine Zeit ungestümer Sehnsucht nach dem Frühling, nach Wärme und Licht. Dies drückt sich durch eine ganze Reihe tiefsinniger Gebräuche aus, die in bestimmter Reihenfolge von Sonntag zu Sonntag aufeinander folgen bis zum Ostermorgen selbst, der als der wahre „Erlösungsmorgen“ festlich begrüßt wird.

Am vierten Sonntag vor Ostern („oculi“) wird der „Tod ausgetragen“, weshalb der Sonntag der Todsonntag genannt wird. Die Jugend von 12 bis 20 Jahren, zumeist die männliche, verfertigt eine große Stroh puppe, steckt sie in ein altes, unbrauchbar gewordenes Gewand, markirt das Gesicht durch eine Larve und trägt diese den Tod vorstellende Gestalt nachmittags hinaus aufs freie Feld (Deutsch-Jassnik, Seitendorf). Dort angelangt tanzt die ganze Gesellschaft um die auf den Boden niedergelegte Puppe umher, schreit, singt und heult. Endlich fallen alle über die Puppe her, zerbrechen, zerreißen sie in kleine Stücke und machen dann ein Feuer an, welches die Reste der Gestalt gänzlich verzehrt. An anderen Orten wird der „Tod“ ins Wasser geworfen, das ihn mit sich fortreißt und fortschwemmt. So ist der Tod „ausgetrieben“, er hat keinen Stachel mehr, und ein neues Leben beginnt.

Nichts anderes als die Freude über das allmälige Wiedererwachen der Natur drückt der in ganz Nordmähren verbreitete Gebrauch des „Maigehens“ aus. Er findet am dritten Sonntag vor Ostern („Lätare“, daher auch „Lätaregehen“) statt. Je drei Mädchen finden sich zusammen. Es ist natürlich, daß sie sich aus diesem Anlaß in ihren besten Staat werfen. Eine derselben trägt den Maibaum (die „Maie“, wovon der Name „Maigehen“). Er wird durch den Gipfel einer kleinen Tanne oder Fichte gebildet. Die Äste sind häufig nach unten gebogen und an den Stamm gebunden, das Ganze ist mit bunten Papierstreifen, Blumen, gefärbten Eiern u. s. w. geschmückt. Mit der „Maie“ ziehen nun die Mädchen von Haus zu Haus und singen ihr Sprüchlein.

So singen sie im „Gesenke“:

„Dan Summer brenga m'r hoite,
Wir danka, lieba Loite,
Es guckt jo aus dam Haus
A schinne Jungfer raus;
Werd sich wohl bedenka

Und uns en Gobe schenka,
Werd se a Zuhr ei Frenda laba,
Ei Frenda omn ei Ehra
Gott werd se jo wieda beschera.“

Im Schönhengster Land singen sie:

„Maie, Maie, summergrün,
Die lieben Engelein singen schin,
Sie singen olle zugleich
Bis ins Himmelveiche.

Klane Fischelein, guisse Fischelein
Schwimmen auf'm Teiche;
Weiße Rosen, rothe Rosen
Wochsn auf dem Sträuche;

Weiß' Viten, weiß' Viten
 Woch'n auf dem Stengel,
 Der Herr is schin, die Frau is schin,
 Die Kinder wie die Engel.
 Dort'n steht a hohes Haus,
 Schaut a schine Jungfer 'raus;

Wird sich wohl bedenka,
 Uns an Groschen schenka.
 Schenk Groschen, schenk
 Of a goldenes Kränzelein
 Daß mir lustig und fröhlich sein."

Die Sängerinnen wurden ehemals meist durch „Fastenbrotzen“ entlohnt; jetzt erhalten sie entweder ein kleines Geldstück oder Kuchen und Eier.

In die Fastenzeit fiel auch das St. Gregorius-Schulerfest. Papst Gregor I. war ein großer Jugend- und Kinderfreund, und das hatten ihm in Dankbarkeit die kindlichen Herzen lange nicht vergessen. Am 12. März, an welchem Tage im Kalender St. Gregorius steht, zogen in seltsamer Verkleidung die Knaben auf dem Lande umher. Der größte von ihnen war als Bischof angezogen (langes weißes Hemd, papierene Bischofmutze), ihm folgten die anderen Schüler mit hölzerne Säbeln und anderen improvisirten Waffen. In der Tglauer Gegend gingen sie ohne Bischof, dagegen trug einer ein Fahnelein voraus. Der Brauch führte auch den Namen: das Birgatumgehen. Wo reiche oder wohlhabende Leute wohnten, dort wurde Halt gemacht und gesungen. So sangen sie um Tglau herum:

„Gregori, Gregori
 Summe (Buben) sein Nori,

Madln sein gar nit g'scheidt,
 Gebt's uns was, liebe Leut'!"

Zu Gundrum aber (Wischauer Sprachinsel) klang ihr Lied:

„Sanct Gregori schickt uns aus,
 Daß wir geh'n von Haus zu Haus;
 Wir bitten Sie um kleine Gab',
 Daß Sie uns nicht schlagen ab.
 Schüler werden wir genannt,
 Mit gelobten Leuten wohlbekannt.

Zur Zucht wird die Schul' genannt,
 Darin lernen junge Leut'
 Beten, lesen, schreiben, rechnen, lehren,
 Sanct Gregori wohl verehren.
 Sanct Gregori, mein Patron,
 Erlange uns die Himmelskron."

Einer der Knaben hatte eine Büchse in der Hand, und darein wurden die Gaben gesammelt, die man den Kindern reichete. Von dem Betrage wurde denselben ein Mahl bereitet oder das Geld unter sie vertheilt. Vielleicht war es ein naiver Versuch, den Kindern die Nützlichkeit des Schulgehens begreiflich zu machen. Heute dürfte der Brauch schon ganz erloschen sein.

In der Nacht vor dem Palmsonntag findet im Schönhengster Gau das „Pflock-schl og'n“ statt. In nächtlicher Weile schlagen die Burschen vor dem Fenster ihrer Liebsten — die selbstverständlich schon darauf wartet, aber sich nicht blicken läßt — einen Pflock in die Erde. Er ist das Zeichen ihrer Minne. Und wenngleich die meisten Mädchen noch vor Tagesanbruch den Pflock mit einer bereitgehaltenen Sae ganz nahe an der Erde abhachneiden und die Spur dieser Huldigung verwischen, so wären sie doch außerordentlich

gefränkt, wenn sie hören müßten, diese und jene hätte einen „Pfluck“ gehabt und sie wären leer ausgegangen. Der Pfluck muß natürlich fest in der Erde haften; denn so fest wie der Pfluck im Boden, so fest haftet die Liebe in des Burschen Herzen.

Mit dem Palmsonntag beginnt die „stille Woche“. Vormittags beim Gottesdienst findet die Palmenweihe statt. Die Stelle der Palmen vertreten aber die Zweiglein der Sahlweide mit ihren eben in der Entwicklung begriffenen Rätzchen. In ihnen offenbart die noch schlummernde Natur die ersten Spuren ihres Wiedererwachens. Die geweihten „Palmsträußchen“ spielen in der Familie eine große Rolle. Drei Rätzchen verschluckt, schützen vor Fieber; den Thieren eingegeben wehren sie bösen Zauber ab. In das Haus, wo ein geweihter Palmstrauß hinter dem Kreuz des Hausaltars steckt, schlägt das Jahr über kein Blitzstrahl ein.

Der stillste Tag der Leidenswoche ist der Charfreitag. Natürlich erfolgt der Besuch der Kirche in festlichen Gewändern. Schon seit Donnerstag ist der Klang der Glocken verstummt; „sie sind nach Rom geflogen um den Segen des heiligen Vaters“. Statt des Glockenklangs erklingt vom Thurme ein eigenthümlich schnarrendes Geräusch, das die Tageszeiten anzeigt und zur Andacht ladet. Die große „Ratsche“ wird dort in Bewegung gesetzt. An vielen Orten aber, wo solch ein großes Instrument fehlt, kommt es der schulpflichtigen Jugend zu, mit „Klappern“ und „Ratschen“ das Dorf durchziehend, die große Ratsche zu ersetzen. Sie nimmt sich dieser Aufgabe allenthalben mit Würde an. Charfamtstag früh ist die „Holzweihe“. Die während des Jahres nicht verbrauchten heiligen Öle werden von dem Priester in einem Winkel außerhalb der Kirche verbrannt („Judasverbrennen“). Die Dorfbewohner bringen bei diesem Anlaß Holzscheite mit, die nach Vollendung der Ceremonie geweiht werden. Mit den Kohlen von dem verglimmenden Feuer, das die heiligen Öle verzehrte, bezeichnen die Leute die Holzscheite mit dem Zeichen des Kreuzes. Das geweihte Holz wird verkleinert, es werden daraus kleine Kreuzchen gemacht, welche an den Grenzmarken der Äcker in die Erde gesteckt werden, um den Segen des Himmels der im Schoße der Erde keimenden Aussaat zuzuwenden. Das ist das sogenannte „Kreuz'lstecken“, das unter seltsamen Bräuchen in der Nacht vor dem Oftermorgen vollzogen wird. Schon um die dritte Morgenstunde weckt der Bauer seine Hausleute und bald darauf sind sie auf dem Wege in die Felder, der Bauer voran, dann seine Söhne, die männlichen und schließlich die weiblichen Dienstboten. Betend und singend umkreisen sie den Acker und stecken am gehörigen Orte die Kreuzlein ein, während die am Ende des Zuges schreitende Magd das Feld mit Weihwasser besprengt. Ein Palmzweiglein wird daneben in die Erde gesteckt. Bei Sonnenaufgang eilen die Leute aus ihren Häusern vor das Dorf, um von einem Hügel aus, der gegen Osten den besten Blick gewährt, die Sonne des Oftermorgens bei ihrem Aufgang zu grüßen, denn anders als

sonst geht sie heute auf, in drei Sätzen springt sie aus der Tiefe empor. Dann eilen wohl auch die Mägdelein zum Bach und waschen ihr Angesicht mit dem kalten Wasser, das an diesem Tage die Eigenschaft, schön zu machen, besitzt.

Ein seltsamer Gebrauch, der gleichfalls an den Ostersonntag geknüpft ist, ist das „Saatreiten“. In Stadt-Liebau kommen die Knechte und jungen Burschen noch vor Sonnenaufgang auf schön geputzten Pferden zur Kirche geritten. Hier wird von einer Musikkapelle ein kirchlich-frommes, der Zeit angemessenes Lied angestimmt, die Knechte reiten dreimal um die Kirche und sprengen dann durch die Gassen des Dorfes ins Freie hinaus, das ganze Gebiet der Gemeinde zu umreiten. Anderswo (Botenwald, Gerksdorf,



Kaiserkirchweih in Cernovitz: Tanz unter dem Maibaum.

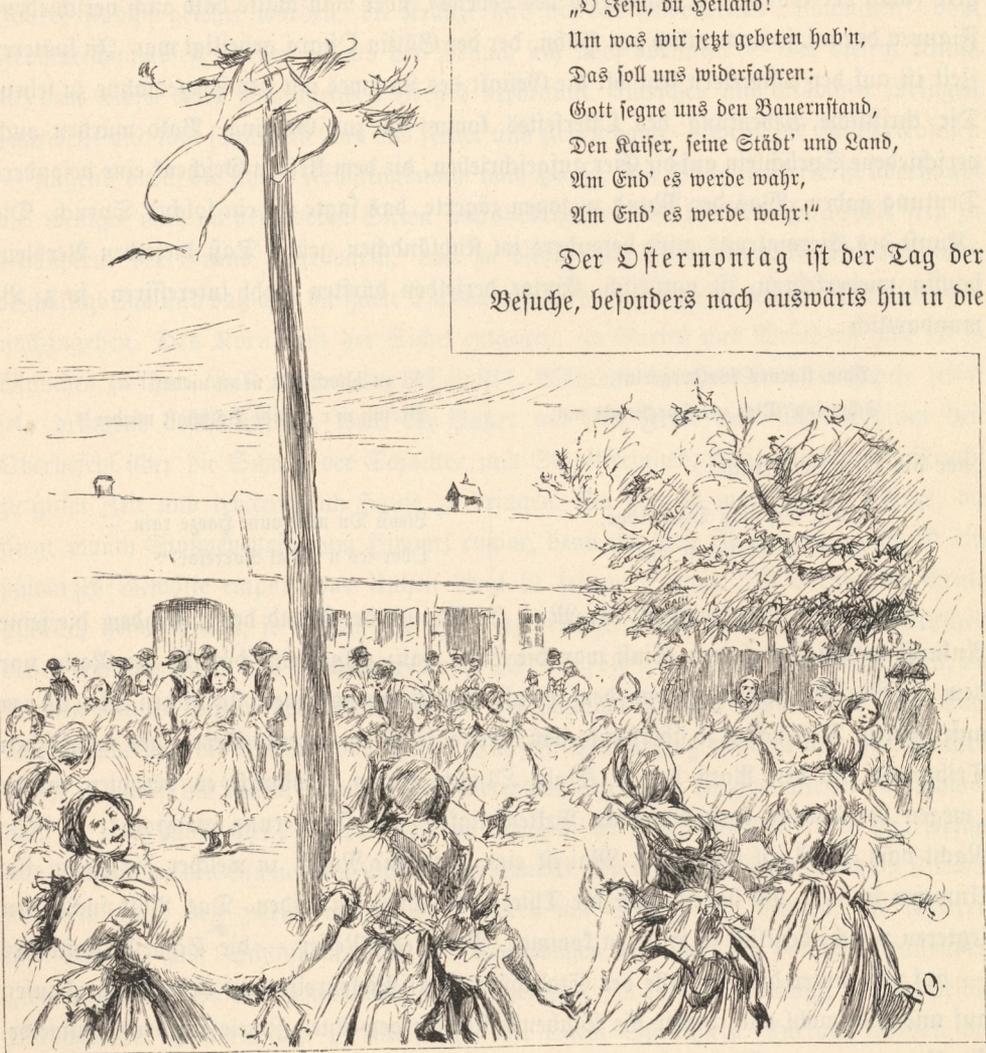
Kantendorf, Sedlnitz, Seitendorf u. s. w.) versammeln sich die jungen Burschen erst nachmittags vor 1 Uhr bei der „Richterei“. Ihre Rosse sind stattlich herausgeputzt, Schweif und Mähne sind mit bunten Bändern durchflochten, den Rücken deckt hier eine Auffschen erregende rothe Schabracke, ein Erbstück aus alten Tagen, dort wieder eine grüne oder blaue Decke. Einer der jungen Leute führt eine lange Fahne mit goldenem Knäuf. Längst haben über die Durchführung des jährlich sich wiederholenden Festes ernste Berathungen stattgefunden. Der Würdigste von allen wurde zum Obmann der Unternehmung gewählt. Auf seinen Schultern ruht nun die ganze Verantwortung. Er hat alles anzuordnen und zu leiten. Schlag Eins reitet die bunte Schaar zur Kirche, dort erwartet sie der Priester. Dieser hält an die „Saatreiter“ eine Ansprache und übergibt sodann ihrem Obmann ein Kreuz, das dieser inbrünstig küssend übernimmt. Er heißt daher auch der „Kraizlevõt'r“. Nun beginnen die Glocken zu läuten, und die Reiter reiten, den Gesang: „Der Heiland ist ertanden!“ anstimmend, hinaus aufs Feld, den Besitz des Ortes zu umkreisen. Manchmal werden sie von Musikanten begleitet. Allwärts, wo es nur angeht, drängt sich das Volk an die Gemarkungen der Felder an die Saatreiter heran, und der „Kraizlevõt'r“ muß ihm das Kreuz zum Kuß darreichen mit den Worten: „Sech weinsch aich gleichseliche Fiertäg om a glorreiche Auferstehung, Allelujah!“ — Der Segen, der von dem Kreuze ausgeht, ist ein besonders kräftiger und es soll Niemand versäumen, seiner theilhaftig zu werden. Zum Dorfe zurückgekehrt, machen die Reiter noch auf einer nahen Wiese einen Kreis, den rings das Volk umstellt und den sie in gehörigem Abstand von einander und in wohl abgemessener Rundung dreimal umreiten, indessen die Musik irgend einen altväterischen Marsch spielt. Der „Kraizlevõt'r“ hat dabei viel zu thun; denn er muß allen, die darnach begehren, das Kreuz reichen, er darf keinen übersehen und muß in allem und jedem die vorgeschriebene Form beobachten. Haben sie alles Land, das des Dorfes Eigenthum ist, umritten, so kehren sie auf den Kirchenplatz zurück, wo dem ihrer harrenden Priester das Kreuz wieder eingehändigt wird. Die Reiter steigen von ihren Rossen, die von Knechten oder Angehörigen nach Hause gebracht werden. Sie selbst begeben sich mit der überwiegenden Mehrzahl der Dorfbewohner zum nachmittägigen Gottesdienst, um mit frommen Gebeten das Fest würdig zu beschließen.

Es wäre noch einer Sitte Erwähnung zu machen, die gleich den eben besprochenen die Vorgänge im Naturleben zum Ausgangspunkt hat. Der in der alten germanischen Mythologie als Grundton stets wiederkehrende Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Wärme und Kälte, Leben und Tod drückt sich — so zu sagen — am handgreiflichsten aus in der oft wiederkehrenden Darstellung des Kampfes zwischen Frühling und Winter. In einigen Dörfern des Schönhengster Gaues gehen gleich am Beginn des Faschings zwei wunderbar gekleidete Gestalten umher — ein müder wankender weißbärtiger Greis

im Pelz mit einer „Budelmütze“ (der Winter) und hinter ihm, ihn gleichsam vor sich einherjagend, ein bartloser, in leichter Gewandung einhersehrender Jüngling mit buntbehändigtem Strohhut auf dem Haupte. Von Zeit zu Zeit wenden sie sich gegen einander und beginnen zu ringen, auch wohl mit Stöcken oder Dreschflegeln aufeinander loszuschlagen. Natürlich obsiegt stets der Jüngling, der Lenz. In der Brodek-Wachtler Sprachinsel findet diese „Frühlingsfeier“ in der Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche statt. Dort werden im Wechselgesang die Vorzüge und Nachteile der beiden Jahreszeiten auseinandergesetzt. Endlich einigen sich beide zu einem Liede zur Ehre Gottes, der in seiner Macht und Weisheit den Segen spendet:

„O Jesu, du Heiland!
Um was wir jetzt gebeten hab'n,
Das soll uns widerfahren:
Gott segne uns den Bauernstand,
Den Kaiser, seine Städt' und Land,
Am End' es werde wahr,
Am End' es werde wahr!“

Der Ostermontag ist der Tag der Besuche, besonders nach auswärts hin in die



Kaiserfirchweih in Černovitz: Reigen der Mädchen unter dem Maibaum.

benachbarten Dörfer und Städtchen wird da gepflegt in frommer Erinnerung daran, wie Christus mit seinen Jüngern nach „Emaus“ ging. An diesem Tage und am Osterdienstag wird durch ganz Mähren bei Deutschen und Slaven „geschmeckostert“. Hierbei spielt eine aus Lederstreifen oder aus dünnen Ruthen geflochtene Peitsche die Hauptrolle. Mit dieser bewaffnet gehen Montags die Burschen auf die Mädchen, Dienstags die Mädchen auf die Burschen los. Da gibts auch keine Schonung; je kräftiger die Hiebe, desto wärmer ist das gegenseitige Gefühl der Freundschaft oder der Liebe. Ein rothes Ei ist der Zoll, der von weiterer Bedrängniß löst. Das Osterei ist das Symbol des beginnenden Lebens in der Natur. Frühzeitig wurden die Ostereier gefärbt, zumeist roth (Farbe des Lebens) und gelb (nach der Sonne als Spenderin des Lebens), aber man malte bald auch verschiedene Figuren darauf, so namentlich den Hahn, der der Göttin Ostara geheiligt war. In späterer Zeit ist auf den Ostereiern sehr oft die Gestalt des Lammes mit der Siegesfahne zu sehen. Die christliche Bedeutung des Osterfestes kommt so zur Geltung. Bald wurden auch verschiedene Sprüchlein auf die Eier aufgeschrieben, die dem kleinen Geschenk eine besondere Deutung gaben. Was der Mund zu sagen zögerte, das sagte oft ein solcher Spruch. Die „Kunst des Eiermalens“ wird besonders im Kuhländchen geübt. Daß dieselben Verslein häufig wiederkehren, ist natürlich. Einige derselben dürften wohl interessiren, so z. B. mundartlich:

„Abje, klaenes Waldvegerlai,
Schweing' Dich zue Häezliebste nai,

Ni zu huoch omni ni zu nieder, —
Breing m'r a gude Bottschaft wieder!“

oder die Gewissensfrage:

„Schoh, iech muß Deich fröge,
Thu m'r de Woehrheit söge:

Liebst Du mich vum Häeze rain —
Ober ies n'r Dai Korretai?“

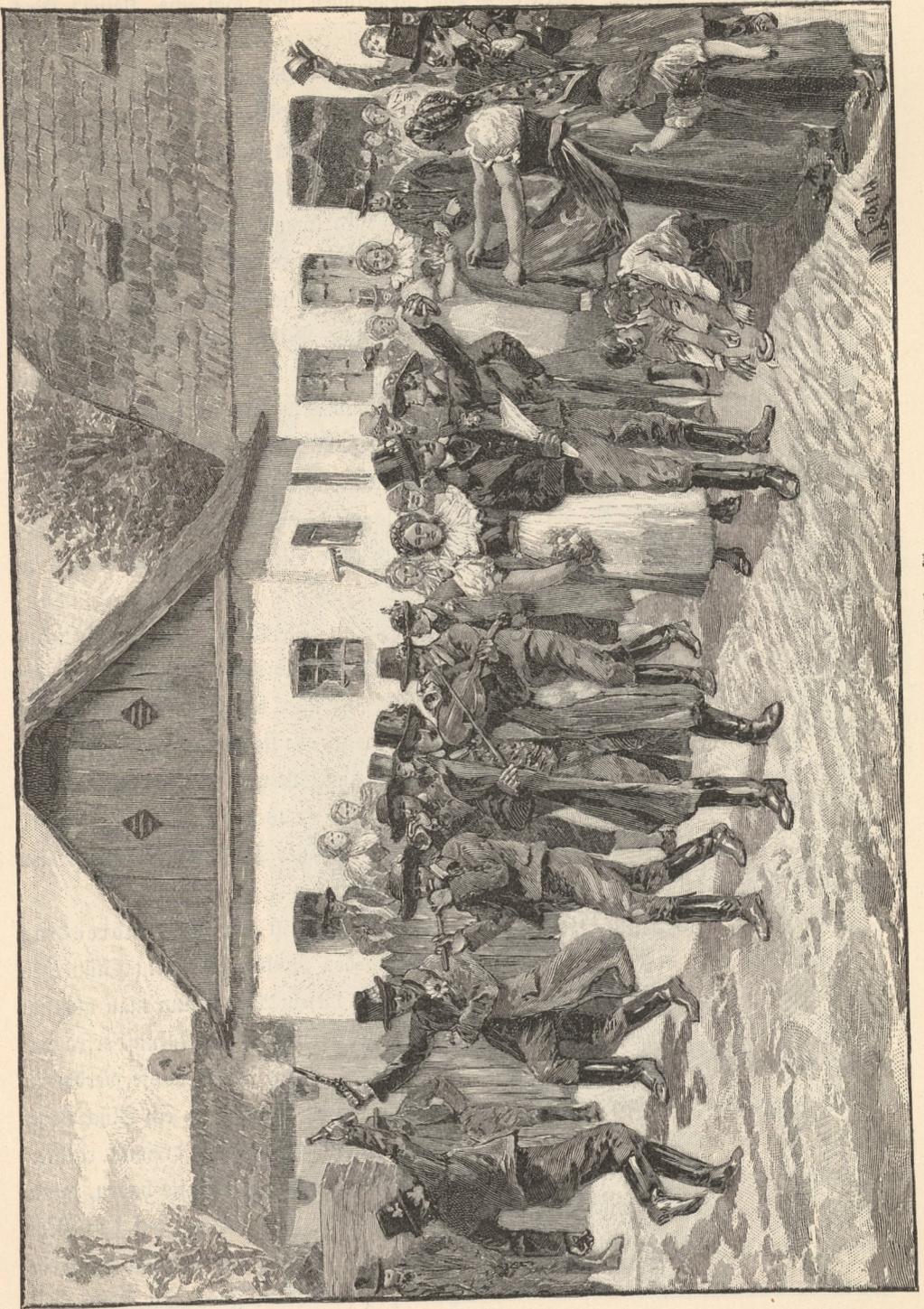
Der wahre Lenzmonat ist der Mai. Er ist auch der Mond der Liebenden, die seine Ankunft mannigfach feiern. Einst war die Sitte ganz allgemein, daß in der Nacht vor dem 1. Mai die Burschen vor dem Hause des Liebchens einen stattlichen Maibaum aufrichteten. Das nahm so überhand, daß bereits 1748 ein eigenes Decret des mährischen Tribunals an den Rath der k. Stadt Olmütz erging, wodurch es verboten wurde „wegen der daraus entspringenden Beklemmigkeit und Theuerung an Holz“. — Die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai ist eine verrufene Nacht, in welcher die Hexen ihr Unwesen treiben. Da haben auch die Thiere von ihnen zu leiden. Das Volk sucht den letzteren verschiedentlich zu Hilfe zu kommen. Man legt Messer — die Schneide aufwärts — auf oder unter die Schwelle der Stallthüre, steckt Birkenreisig auf dem Düngerhaufen auf und gibt wohl auch hinter die Stubenfenster die geweihten Zweiglein der Sahlweide. An Kreuzungen im Walde oder aber auf kleinen Plateaus oberhalb der Dörfer an den

Abhängen der Berge halten die Hexen um Mitternacht ihre Zusammenkünfte. Die männliche Jugend des Dorfes pflegte einst an solchen Plätzen in Pech getauchte Besen anzuzünden, sie nach allen Seiten zu schwingen und in die Luft zu werfen, um auf solche Weise dem bösen Hexenspuk zu wehren. Die aufklärende Zeit hat diese Gebräuche der Bergessenheit überantwortet.

Auch das St. Johannisfeuer, das noch vor wenigen Jahrzehnten auf den Bergkuppen der Sudeten allenthalben brannte, wird immer feltener. Dieser Brauch stammt aus der heidnischen Vorzeit, welche alle auf die Sonne bezüglichen Vorgänge festlich beging, also auch den Tag der Sommer Sonnenwende. Alle Besen, welche im Laufe des Jahres stumpf gefehrt worden, die Kränze und die dürrgewordenen „Bäumchen“ vom Frohnleichnamsfest werden — wo der Brauch sich noch vorfindet — bei diesem Anlaß auf dem Gipfel eines hochragenden Berges verbrannt. Burschen und Mädchen springen paarweise und laut jauchzend über das Feuer und ziehen dann — wenn die Gluth erloschen — singend durch die schöne Frühlingsnacht nach Hause. Der Pfingstfestkreis ist überhaupt viel weniger reich an besonderen Sitten und Gebräuchen; es dürfte nicht gefehlt sein zu behaupten, der Grund liege darin, daß zu dieser Zeit die Leute allesammt viel mehr beschäftigt sind und daß also die harte Tagesarbeit sie davon abzieht, träumerischen Dingen nachzugehen. Das Korn reißt der Sichel entgegen, im Garten und Weinberg gibt es so Manches zu thun. Bald beginnt der „Schnitt“. Während die Hausfrau im Hause selbst sehr dringend beschäftigt ist, weilt der Bauer auf dem Felde und führt sorgsam den Oberbefehl über die Schaar der Schnitter und Schnitterinnen, emsig bemüht, die Frucht zu guter Zeit und trocken nach Hause zu bringen. Da gibt es mannigfache Sorge, da fliegt manch Stoßgebettelein zum Himmel empor, denn um diese Jahreszeit taucht oft ein schwarzes Gewölke empor, das Unheil birgt in seinem Schoße. Ist darum die Ernte glücklich heimgebracht, so fühlen alle ihr Herz erleichtert und feiern freudigen Muthes diesen Umstand durch das „Schnitter-“ oder „Erntefest“. Es ist ein allgemeines Fest, im Norden und im Süden bekannt. Je reicher der Landwirth, desto größer das Fest. Eine Musikbande holt die Arbeiter vom Felde. Im festlichen Aufzug geht es dem heimatlichen Dorfe zu, zuerst die Musik, dann die Schnitterinnen, von denen die zwei ältesten (manchmal auch die zwei hübschesten) den „Erntekranz“ tragen. Er ist aus vollen Ähren angefertigt und reich mit wilden Blumen und Bändern geschmückt. Die anderen Mädchen und die Knechte schreiten hinter den zweien einher, die ersteren mit Sichel und Rechen, die letzteren mit Sensen, zum Schlusse kommt der Erntewagen mit der ihn vollauf erfüllenden „letzten Fuhr“, von den geschmückten Rossen gezogen. Zu Hause angelangt, übergeben die Mädchen der Bäuerin den „Erntekranz“ mit einem Sprüchlein. Hierauf werden die Arbeiter bewirthet. Bei größeren Wirthschaften endigt das Fest mit einem Tanz in der

Scheune oder auf einem dazu besonders hergerichteten Platze. Bei Müglitz wird bei der Weizenernte absichtlich ein kleines Stück stehen gelassen und erst dann, wenn der Festzug beginnt, von der „Weizenbraut“ geschnitten.

Am dritten Sonntag im Monat October wird das Kirchweihfest (Kaiserkirchtag) gefeiert. Es ist ein drei Tage währendes Volksfest. Samstag zuvor in den Abendstunden wird auf einem ebenen Platze — zumeist vor dem Orts-Rathhause — der Maibaum aufgerichtet. Er ist mit Äpfeln und anderem Obst behangen, sein vornehmster Schmuck aber ist (in der Sprachinsel um Brünn) ein Seidentüchlein, das der „erste Altbursch“, das Haupt des Vergnügensausschusses der tanzlustigen Jugend, von der „Altdirn“, das ist seiner Liebsten, erhalten hat und das nun als ein Fähnlein von der Spitze des Baumes herabweht. Die Aufstellung des Maibaumes wird natürlich durch einen ausgiebigen Trunk, an dem nicht nur die Jungen, sondern als wohlwollende Berather auch die Alten theilnehmen, im Ortswirthshause gefeiert. Der Vormittag des Sonntags ist religiösen Pflichten gewidmet. Predigt und Hochamt dürfen nicht versäumt werden. Auch dem nachmittägigen Segen wohnen die meisten aus der Schaar der Jugend bei. Kaum ist dieser jedoch zu Ende, so erklingen von dem um den Maibaum herum gelegenen Tanzplatze die fröhlichen Rufe der Musik. Die Jünglinge, deren Händen die ganze Veranstaltung anvertraut ist, rücken in geordnetem Zuge aus dem Rathhause auf den Tanzplatz; Altbursch und Altdirn eröffnen den Tanz. Langsam kommen die anderen jüngeren Leute aus dem Dorfe heran, und das Herz manches Mägdleins, das zum ersten Male zum Tanze geht, schlägt stürmisch unterm Wieder. Langsam, geschämig, mit niedergeschlagenen Augen naht sie sich der fröhlichen Versammlung. Es dauert aber nicht lange, da hat auch sie der tolle Wirbel erfaßt. Die Bauern sind Aristokraten: Knechte und Mägde dürfen nicht auf ihrem Platze tanzen, sie müssen sich einen eigenen Tanzboden aussuchen. Von sechs bis sieben Uhr Abends ist Raststunde, damit man zu Hause „das Vieh verrichten“ kann. Dann wird wieder weiter getanzt, oft bis zum Morgengrauen. Am Montag beginnt Nachmittags nach drei Uhr der Tanz aufs neue und setzt sich wieder bis nach Mitternacht fort. Dienstag hat die meisten der fröhlichen Gesellschaft bereits einige Müdigkeit ergriffen: beides, das Tanzen und der Wein, hat zusammengewirkt, doch sobald die Klänge der Musik erschallen, ist Alles vergessen und munter dreht sich wieder die Menge im Kreise. Zumeist wird im Freien getanzt, häufig genug aber zwingt die Ungunst der Witterung die inneren Räume einer Gastwirthschaft aufzusuchen. (Im südlichen Mähren ist das Aufstellen des Maibaumes anlässlich des Kirchweihfestes überhaupt zumeist abgekommen.) Und abermals Samstag, acht Tage nach der Aufstellung des Maibaumes, wird derselbe wieder gestürzt; den die Spitze bildenden Tannennwipfel mit seinem Schmucke nimmt der erste Altbursch in seinen Besitz. Darnach schließt ein fröhliches Zechen den Reigen der Festtage.



Sochjetitzug der Schönbergflücker.

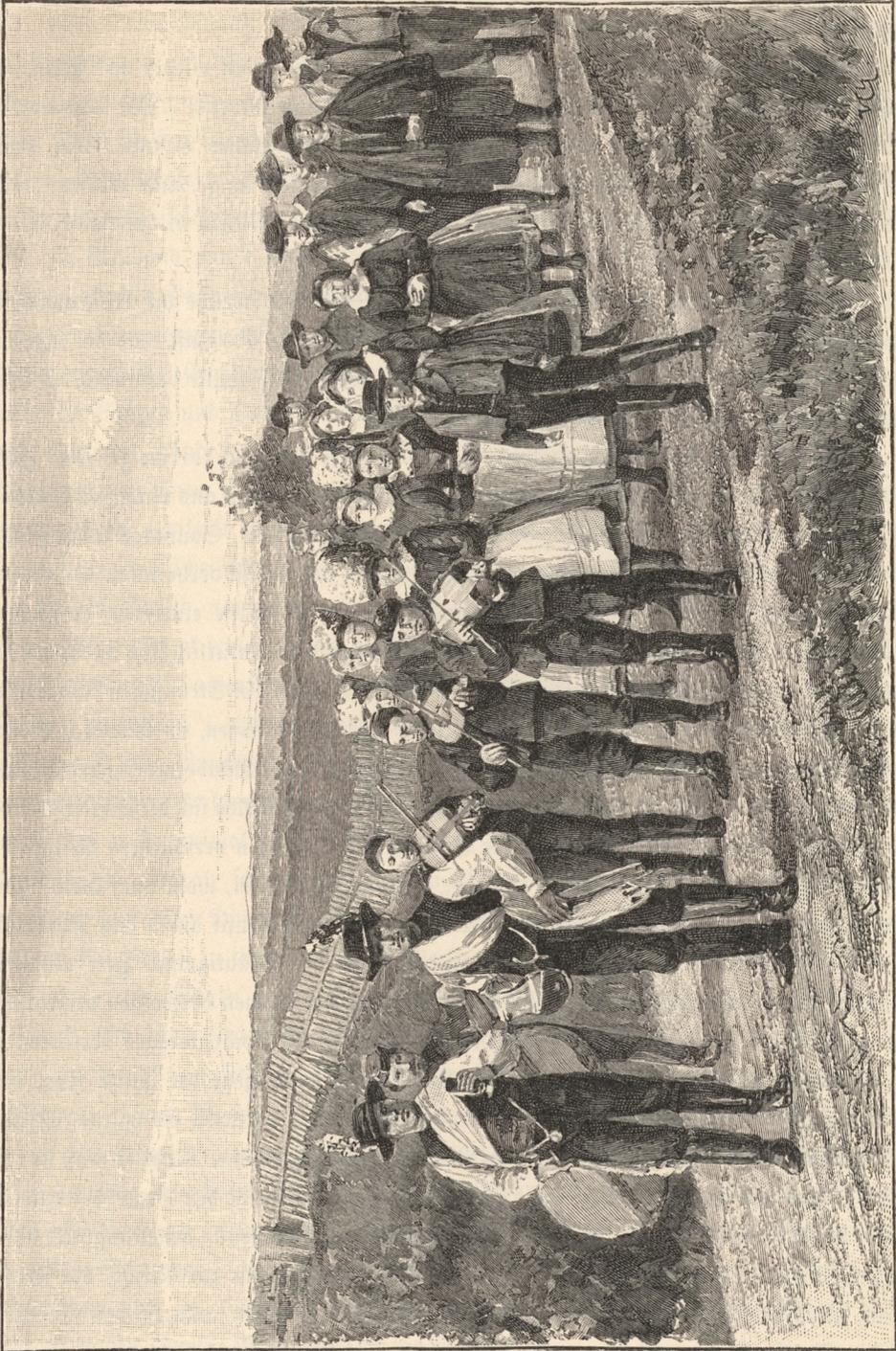
Neben dieser „großen“ feiern viele Pfarrgemeinden auch noch eine „kleine“ Kirchweih zu Ehren des Schutzpatrons der Ortskirche. Dabei geht es ganz ähnlich zu wie am Kaiserkirchtag, nur in bescheideneren Grenzen. Anlässlich dieser Dorffeste entwickeln die Bauern eine großartige Gastfreundschaft. In jedem Hause wird ein Stolz darein gesetzt, recht vielerlei Braten und „Kolatschen“ herzurichten, um recht viele Gäste empfangen und bewirthen zu können.

Der Herbst schreitet unaufhaltsam fort, und bald kommt auch der heilige Martin „auf dem Schimmel“ angeritten. Die Martinigans ist ein beliebter Braten an seinem Feste. Aus dem Brustbein der Gans prophezeit der Bauer die Beschaffenheit des bevorstehenden Winters. Auch die „Martinihörndl“, halbmondförmige Kuchen mit Ruß- oder Mohnfüllung, sind ein willkommenes Essen an diesem Tage.

Die langen Abende verbringen die Leute, besonders in den nördlichen Gegenden, wo der Flachsbau florirt, in den Spinnstuben, die Weiber an dem Spinnrad, die Männer in ihrer Gesellschaft. Und wenn das Mädchen so fröhlich schnurrt, da plaudert sichs gar gut. Da erzählt die Großmutter von längst entschwundener Jugendzeit, die Alten preisen alle die „gute, alte Zeit“, die Jugend aber blickt sehnsüchtigen Auges der Zukunft entgegen.

In den Abendstunden wird viel Licht verbraucht. Die Weber von Stadt-Liebau feiern den Beginn dieser Zeit, da die Lampe in ihre Rechte tritt, durch das Fest der „Lichtschnur“. Die Lichtschnur ist eine Schnur, die quer über den Webstuhl gezogen ist und auf der die Arbeitslampe hängt. Den Sonntag zuvor, ehe sie zum ersten Male wieder bei Licht arbeiten, wird in einem Gasthause Tanzmusik abgehalten. Durch die ganze Breite des Saales wird eine Schnur gespannt — die Lichtschnur — aber sie ist mit Leckerbissen behängt, mit Äpfeln, Birnen, Lebzelt u. s. w. Es ist ein schöner Trost, den sich die armen Leute spenden: aus der Arbeit quillt der Segen.

Ein durch Sage und Brauch ausgezeichnete Tag ist der St. Andreastag (30. November). Am Abend dieses Tages läßt man den Rocken gerne ein Stündchen stillestehen und denkt sinnend der zukünftigen Zeiten. An diesem Abend kann man nämlich durch „Bliegießen“ oder noch besser durch das „Glückversuchen“ die Zukunft erfragen. Das letztere wird in nachfolgender Weise geübt: drei ganz gleiche irdene Töpfe werden in die Stube gebracht. Unter den einen wird ein Stück Erde, unter den zweiten ein Stück Brot, unter den dritten eine Münze gelegt. Jeder in der Versammlung darf dreimal rathen. Wer dreimal das Geld gefunden, wird das Jahr hindurch reiche Einkünfte haben, wenn ihm nicht gar ein Treffer oder eine fette Erbschaft bevorsteht. Wer dreimal auf das Brot getroffen, dem wirds an guter Abzug nicht fehlen, doch wessen Hand dreimal die Erde berührt hat, dem wird sich die Erde wohl bald zur letzten Ruhestatt öffnen. Die Nacht vom



Männlicher Hochzeitszug bei Jglaun.

30. November auf den 1. December ist überdies verrufen wegen des wilden Treibens der Hexen auf Kreuzwegen und Bergeshöhen.

Und so schließt sich der Kreislauf des Jahres: der Advent ist wieder da! Schon in früher Morgenstunde ertönt das Kirchenglöcklein und ruft zur „Korate“. Mit Laternen in den Händen eilen Jung und Alt zur Kirche, welche, da jeglicher Besucher sein Licht vor sich hinstellt, bald in stattlicher Beleuchtung prangt. Nicht lange, und wieder schallt und wieder hallt durch Dorf und Stadt der beglückende Ruf: Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus!

Neben den Festen und den vielerlei sinnigen Bräuchen, welche die Allgemeinheit feiert, bringt der Lauf des Jahres so manches bedeutungsvolle Ereigniß, das die engeren Kreise der menschlichen Gesellschaft, namentlich den Kreis der Familie veranlaßt, es lust- oder leidvoll zu begehen: Geburt, Hochzeit und Tod.

Mit dem verhältnißmäßig reichsten Glanze werden die Hochzeiten gefeiert. Hier sei jener Sitten Erwähnung gethan, welche im Schönhengster Gau aus alter Zeit herüber sich erhalten haben. Dort findet fast jede Hochzeit am Dienstag statt. Sonntags zuvor gehen die zwei „Driouchnacht“ (Hochzeitbitter) dazu einladen, der eine ist verheiratet, der andere ledig. Sie tragen eine Flasche süßen Branntweins mit, und wo sie eintreten, da reichen sie den Leuten, ihre Einladung vorbringend, ein Gläschen dar. Natürlich sind die beiden zu ihrem wichtigen Amte ordentlich ausstaffirt: auf der Brust steckt ein Sträußchen Kosmarin, mit bunten Bändern umflochten, den Hut ziert ein Kranz von Rosen, im Gürtel steckt ein weißes Handtuch, in den Händen tragen sie hohe, gleichfalls mit Bändern verzierte Stöcke. Ist es eine „große“ Hochzeit, dann reiten sie wohl auch. Montag stellen sich diejenigen, welche der Einladung folgen wollen, im Hause der Braut ein und bringen verschiedene Geschenke: Milch, Butter, Käse, Eier, Geflügel u. s. w., ist die Braut arm, wohl auch Geld. Am Nachmittag desselben Tages ziehen die „Driouchnacht“ mit Musik durch das Dorf und holen die „Meitknacht“ (Kranzführer) ab in das Haus des Bräutigams. Hier erhalten sie ihre Sträuße und zugleich einen Zettel, auf welchem die Namen derjenigen verzeichnet stehen, die sie zur Hochzeit abzuholen haben. Am Morgen des Hochzeitstages versammeln sich die Theilnehmer des Festes wieder beim Bräutigam, dann geht der ganze Zug, um die Braut zu holen. Diese ist aber nicht zu finden, sie hat sich versteckt. Es würde sich gar nicht schicken, wenn sie so ohneweiteres dem Bräutigam entgegenkäme. Nein, er muß sie erst fleißig suchen und natürlich findet er sie auch. Darauf erbitten beide den Segen der Eltern, den sie knieend empfangen. Es ist ein ernster Augenblick, und Rührung bemächtigt sich aller Herzen. Die Musik spielt dazu ein traurig Stück. Dann gehts zur Kirche, die Musik voran, nunmehr heitere Weisen spielend; doch während die andern jauchzen, den Zusehern auf der Straße Ruchen zuwerfen, aus Pistolen schießen und scherzen, sieht die Braut mit

gerötheten Augen betrübt zu Boden, und noch so manche Thräne rinnt über ihre Wangen. Der erste „Drionschnacht“ führt sie zum Altar. Nach der heiligen Handlung begibt sich der Zug zunächst ins Wirthshaus. Zum ersten Male darf sich der junge Ehegatte zu den „Männern“ setzen, zum ersten Male wird er statt mit Du mit Ihr angeredet. Abends ist große Tafel bei den Eltern der Braut. Das neue Ehepaar wird über den Tisch hinüber in den „Brautwinkel“ geführt. Bald nach Beginn des Mahles bringt der erste Drionschnacht ein Schüffelchen herbei, wirft einige Silbermünzen darauf („d'r Braut ôf a Kley'rla, Einibond onn e Kind'r-Kapla“) und fordert die Anwesenden auf, desgleichen zu thun. In den Pausen des Festmahls bewerfen sich die jungen Leute mit Zuckerln, und sind diese ausgegangen, mit Erbſen, Linsen u. dgl. Gegen Ende des Mahls bringen die Mädchen eine Art Christbäumchen herbei, das mit allerlei Gaben behängt ist, aber auch zahlreiche Spizen und Dornen aufweist. Davon muß Jeder etwas bekommen, und sollten auch dabei die Hände gräulich zerstoehen werden. Schließlich wird als letzte Speiſe ein Ungeheuer von einem Kuchen aufgetragen, der aus schwärzerem Mehle gebacken ist und an alle Gäste vertheilt wird. Draußen vor den Fenstern steht eine Menge ungeladener Gäste, denen die Theilnehmer an dem Festmahle ab und zu recht ausgiebige Portionen von Kuchen, Fleisch, namentlich aber von Hirsebrei und Zwetschenmus, welche beide bei keiner Hochzeitstafel fehlen dürfen, verabreichen. Nach der Mahlzeit gehts zum Tanze in das Wirthshaus. Das erste Stück der sich bis zum hellen Tage fortsetzenden Tanzordnung ist der „Brauttanz“, ein langsamer Tanz nach alterthümlichem Muster. Mittwoch ist Mittagmahl beim Brautvater. Nachmittags wird die Braut in die Wohnung des Bräutigams eingeführt. Er kommt ihr vor die Thüre entgegen und wartet ihr mit Kuchen auf, dann führt er sie dreimal um den Tisch herum, hierauf über den Tisch und übergibt ihr die Schlüssel. Daran schließt sich ein Imbiß, worauf der Tanz in der Wirthsstube fortgesetzt wird. Der Donnerstag ist der letzte Festtag. Da wird das Heiratsgut (die Ausstattung der Braut) in ihr neues Heim übersiedelt. Dies geschieht auf mehreren Wagen. Auf dem ersten Wagen, dem „Brautwagen“, worauf der Flachs geladen ist, sitzt ein hübsches, mit einem Kränzlein geschmücktes Mädchen am Spinnrocken und spinnnt. Auf einem zweiten Wagen steht ein Bett, es ist mit einer Anzahl von Polstern umgeben und darin liegt — eine Wöchnerin. Auf anderen Wagen folgt anderer Hausrath, Getreide, u. dgl. Die Brautjungfern („Meitmoadlich“) sitzen auf den Fuhrwerken, die „Meitnacht“ reiten daneben auf schönen Pferden. Vor dem Wohnhause der neuen Eheleute angelangt, legen alle die Hand an, das Abladen raschestens zu besorgen, wofür natürlich wieder durch ein Glas Wein oder Schnaps nebst Zubiß bestens gedankt wird. Die jungen Burſchen gehen dann noch ins Gasthaus und trinken ein paar Krüge auf des Bräutigams Wohl — und Kosten. Damit ist die Hochzeit zu Ende.

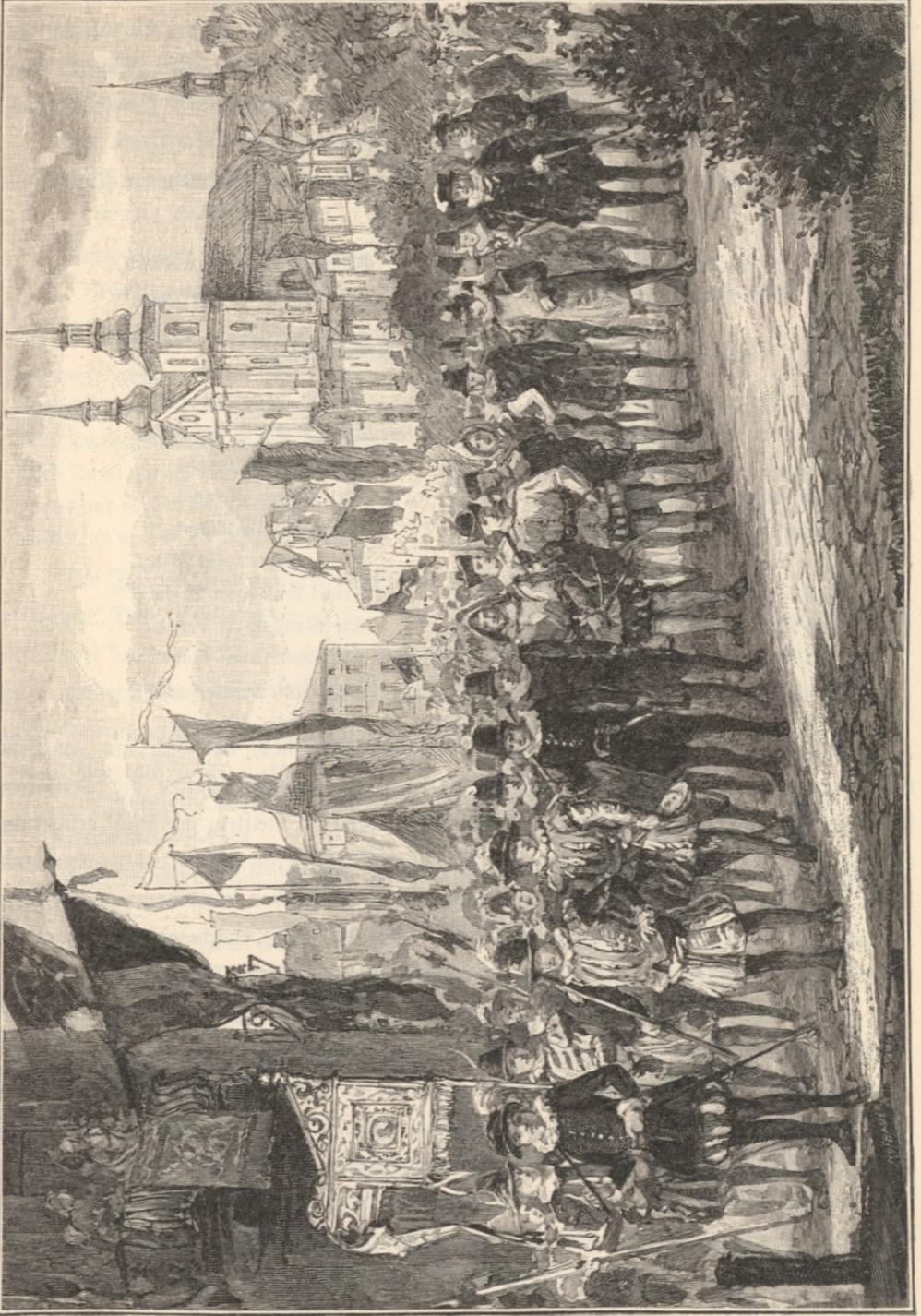
Wie die Begebenheiten des Familienlebens und die festlichen Zeiten des Jahres, so werden hier und da auch gewisse historische Erinnerungstage festlich begangen. So z. B. in Brünn das Schwedenfest als Gedächtnißfeier der am 15. August 1645 („Mariä Himmelfahrt“) erfolgten Aufhebung der Belagerung der Stadt durch die Schweden unter Torstenson. Vormittags ist festlicher Gottesdienst, nachmittags ein Volksfest im Schreibwalde, dessen Programm indessen ganz modern ist und zu dem historischen Anlasse keinerlei Beziehung hat. Aus der Vergessenheit, in die es zu versinken drohte, wurde neuerdings ein uraltes schönes Fest gerettet: der Berghäuerzug zu Iglau. Der Tag des heiligen Johannes des Täufers (24. Juni) wurde dort seit alter Zeit als Gründungstag der Stadt gefeiert. In phantastisch ausgeschmückten Berghäuerkleidern begeben sich die den Festzug bildenden Knaben, etwa hundert an der Zahl, ausgestattet mit den verschiedenen Attributen des Ranges und Amtes, die sie vertreten, als Huetmänner, Nachthuetmänner, Bubenhuetmänner, Bergrichter u. s. w., aus der Stadt von der St. Jakobskirche aus nach dem unferne der Stadt auf einem Hügel gelegenen Kirchlein des heiligen Johannes. Inmitten des Zuges schreitet der „Wünschelruthengänger“, der in der Hand die „Wünschelruth“ (einen Zweig des Haselstrauches) trägt. Wer im Besitz derselben ist, dem öffnen sich von selbst die reichsten Aderu des in der Erde verborgenen Schatzes an edlem Metall. Den Abschluß bilden Rathsherren und Patrizier mit goldenen Ketten um den Hals, gleichfalls in der sehr kleidsamen Tracht früherer Jahrhunderte. Oben in dem Kirchlein findet ein Festgottesdienst statt. Hier waren, einer alten Überlieferung nach, die Anfänge von Iglau, das bald als eine reiche Bergstadt in den deutschen Landen bekannt und seiner „Bergrechte“ wegen berühmt wurde. Der geschichtliche Ursprung der Stadt ist wohl dunkel, die Sage bringt ihn mit einem Waffenträger Karl des Großen zusammen, dessen Name Johannes war; die Heere des großen Frankenkönigs kamen hier anläßlich seiner Kämpfe gegen die Awaren angeblich vorüber.

Volkslieder, Volksschauspiele. — Die Blüte menschlicher Gefühle äußert sich im Liede. Daß auch die deutschen Mährer ihre Lieder haben, ist schon aus dem, was über ihre eigenthümlichen Sitten und Gebräuche gesagt wurde, deutlich zu entnehmen. Wie allwärts ist auch bei ihnen die Erhebung zu Gott eine reiche Quelle poetischer Empfindung, daher die zahlreichen Stoßgebete, Weihnachtslieder und anderweitige noch mit dem Heidenthum zusammenhängende Gesänge.

Schon auf das zarte Kindesalter üben Vers und Reim eine unverkennbare Wirkung. Wir lernen diese Kinderpösie kennen beim sogenannten Auszählen:

„Eins, zwei, drei, vier,
hängt der Mantel hinter der Thür,

Schlägt de Drummel hinten naus,
Pimpes, Pampes, du bist draus!“ (Wachtel.)



Der Bergbauernzug in Sagan.

Den Marienkäfer grüßt das Kind mit den Worten: „Muttergotteskäferl, flieg uf die Wäd, — Bring' unsern Herrgott a guldenes Kläd!“ (Brünn), oder „Summerkäferle, flieg en Schnitt, — Breng m'r e goldenes Messerla mit!“ (Brodok). Die Schnecke wird folgendermaßen angesprochen: „Schnecken, Parecken, — Steck deine vier Hörner heraus, — Sonst schlag' i z'jamm dein Hof und Haus!“ (Znaim.)

Den Goldbaster (*Lyparis chrysorrhœa*) apostrophiren die Mädchen um Znaim mit den Worten:

„Müller, Müller, Maler,
Buben kosten an Thaler,

Mäd'ln kosten hundert Gul'n,
Buben soll der Teufel hahn!“

Weit verbreitet in Nord und Süden ist die Kinderpredigt:

„Ein Zipfel und eine Wurst,
Der Bauer liegt in großem Durst,
In großem Durst liegt der Bauer,
Das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm sein Leben,
Der Weinstock, der trägt Reben,
Reben trägt der Weinstock,
Ein Kalb ist kein Ziegenbock,
Ein Ziegenbock ist kein Kalb —
Jetzt ist die Predigt halb.

Halb ist die Predig',
Mein Bauch ist noch ledig,
Ledig ist mein Bauch,
Mein Mützel ist rauch,
Rauch ist mein Mützel,
Mein Bruder heißt Frizel,
Frizel heißt mein Bruder,
Die Maus ist ein Luder,
Ein Luder ist die Maus —
Jetzt ist die Predigt aus!“

Neben solchen Äußerungen eines kindlichen Gemüthes, das sich nur an dem Gleichklange der Worte erfreut, ohne in die Tiefe zu dringen, hatten die Deutschen Mährens echte und ursprüngliche Volkslieder, von denen die meisten, wie leicht erklärlich, erotischen Inhalts sind. Leider sind sie nicht überall rechtzeitig gesammelt worden und daher viele verloren gegangen. Die harte Gegenwart, welche den Landmann zwingt, den Kampf um das Dasein zu kämpfen, läßt ihm nicht die Ruhe, nach seinem Innern zu sehen, und so schwinden — wie Sitten und Gebräuche — auch die Lieder, die Großvater und Großmutter noch gekannt und gesungen, aus der Kenntniß des Volkes. Nur die Lieder der Kuhländler haben vor Jahren (1817 durch Prof. Meinert in dem Buche: „Der Fylgie“) einen Sammler gefunden; viele andere Lieder dieses Volkszweiges sind handschriftlich erhalten. Es sind theils religiöse, theils auf Sage und Geschichte basirte, theils rein lyrische Dichtungen, die freilich in mancherlei Variationen gesungen werden. Aus den meisten redet der einfach schlichte Geist des Volkes: Heiterkeit und frohe Laune, wohl auch berechtigter Spott; daß in den erzählenden Gedichten auch der Aberglaube eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist nur natürlich. Allein ein strenges Gerechtigkeitsgefühl athmet durch die Lieder, Treue und freiwillige Entfagung finden ihren Lohn,

das Böse seine entsprechende Bestrafung. Hell klingt der Ruf zu heiterem Genuße des Lebens:

„Louftig, louftig, weil m'r lave!
Weiß m'r doch ni, wem m'r stave;

Wenn m'r waen gestuebe sein,
Waen m'r ni meh louftig sein!“

Der Bursche bringt seinem Mädchen folgendes Ständchen:

„Blih uof, blih uof, Suommerkoen!
Hoe mein schones Liv verloen.

Blih uof, blih uof, Kousestrauch!
Ich schao mir an anders aus.

Blih uof, blih uof, Suommerwaez!
's es mir eim mai Liv ju laed.

Blih uof, blih uof, Blimle bld!
Mai schon's Liv ies wieder do!“

Er klagt ihm in rührender Weise seine „unendliche Liebe“:

„Schohle, wos hoe ich Dir Laeds gethon,
Doß Du Dai Pirschle ni schaoest ó?
Doß Du Dai Nigerclein ounder Dich schlääst,
Doß Du zu mir fae Liv meh treäst?
Schao mir ounder mai Egesicht,
Schao, wi mich de Liv hôt zugericht!

Schmeckt m'r ju wader Spaisse noch Trank,
Ich bien ju vir lauter Liv asu krank.
Wenn glai der Himmel popieren weär,
Dnn ide Steanle a Schraiberle weär,
Dnn schrieben an ides meit siebe Hend,
Se queme ni meit mai'r Liv zu End!“

Die Tglawaner besitzen nicht blos viele kirchliche Lieder, sie sind auch reich an weltlichen. Das „Schnaderhüpfel“ — hier charakteristisch „Buhlerlied“ genannt — fand und findet bei den Deutschen dieser Gegend vielfältige Pflege. Der ganze reiche Schatz des Volksherzens offenbart sich in diesen Liedern, die jauchzende Freude und tiefen Schmerz gleich treffend zum Ausdruck zu bringen wissen. Das Mädchen, das, seines Werths bewußt, des Bräutigams harrt, singt:

„Drei schneeweisse Täubla
Fliegen über mei Haus —

Und der Schatz, der m'r b'stimmt is,
bleibt m'r nit aus.“

Das verlassene Dirndl, das den treulosen Buhlen beklagt, wird folgendermaßen getröstet:

„Du darfst ja nit wân,
Du darfst nit a so thân,

Du bist a schön's Madl,
Kriegst bald wieder an.“

Der fröhliche Bursche singt in seinem Übermuth:

„Frau Wirthin, schreib'ts auf
Schreib'ts ober die Thür —

Daß olli Leut' wissen,
Daß i liederli wir —“

Daß viele deutsche Volkslieder, welche allüberall gesungen werden und das Eigenthum Aller geworden sind, „soweit die deutsche Zunge klingt“, den Deutsch-Mährern nicht fremd sind, ist wohl ganz selbstverständlich.

Auf volkstümliche Dichtungen religiösen Inhalts wurde schon früher aufmerksam gemacht. Viele derselben haben eine dramatische Form, wie z. B. die zahlreichen Weihnachtlieder, von denen bereits die Rede war.

Trachten und Ortsanlagen. — Die heutige Volkstracht entstand aus einem Compromiß zwischen den Traditionen der Vergangenheit und den Forderungen der neuen Mode, wobei die letztere den entschiedensten Sieg davongetragen hat. Nur wenige Spuren der altherwürdigen Art, sich zu kleiden, sind zurückgeblieben. Es lohnt aber wohl der Mühe, den Blick in die alte Zeit hinüberzulenken und die Tracht der Vergangenheit in kurzer Schilderung festzuhalten.

Im Schönhengster Gau trug vor 50 Jahren der Bauer einen sehr malerischen Anzug. Den Körper bedeckte ein bis zu den Knöcheln reichender brauner oder viel häufiger noch blauer Tuchrock mit großen Metallknöpfen; die Hose war eng, aus Hirschleder gefertigt und an den Knien mit Riemen an die blauen oder grauen Strümpfe befestigt; die Füße steckten in schnallengeschmückten Schuhen. Die Brust bedeckte eine rothe Weste mit Schößen. Da der erwähnte lange Rock eigentlich ein Paradestück war, das man nur Sonntags beim Kirchengang oder sonst bei festlicher Gelegenheit trug, so hatte der Bauer für den gewöhnlichen Bedarf einen „Spenser“, den er über die Weste anzog, ein Kleidungsstück, das sich von der Weste eigentlich nur dadurch unterschied, daß es Ärmel hatte. Im Sommer genügte dem Mann häufig genug die Weste allein. Geradezu eine Merkwürdigkeit war die Kopfbedeckung. Sie war aus Pelzwerk, und zwar nicht aus dem schlechtesten, häufig aus Fuchshotterfell, angefertigt. Wegen ihrer Gestalt führte sie auch den Namen „Schemelmütze“. Sie bestand nämlich im Wesentlichen aus einem grünsamtenen Käppchen, das mit Pelz verbrämt war, allein die eine Hälfte der Verbrämung ragte hoch empor; „Feuermauer“ nannte sie der Volkswitz. Daneben sah man auch Kopfbedeckungen von durchaus cylindrischer Form, gleichfalls aus Pelzwerk, vielfach aus Lampfell, von der Höhe eines modernen Cylinderhutes, seitwärts mit drei bis vier rothen oder blauen Seidenmaschen geschmückt. Später und theilweise schon zur gleichen Zeit erscheint der unschöne breitrandige, grobfilzige, schwarze Hut, den die Alten mitunter mit Quasten, die Jungen aber mit Bändern und Blumen zierten.

Die Gewandung der Bäuerin besteht aus nachfolgenden einzelnen Theilen. Über das rund um den Hals schließende Hemd wird am Festtage, wenn es gilt, Staat zu machen, das „Hempel“ (Hemdchen), ein nur bis an die Hüften reichendes Kleidungsstück aus feinerem Linnen mit Puffärmeln und Krausragen (auch ohne diesen), angezogen. Zu sehen bekommt man davon eigentlich nur die Puffärmel; sie sind die Hauptsache daran und es ist eine ernstliche Sorge der Mädchen, sie in stolzester Schönheit erglänzen zu lassen. Aus ihnen erkennt man, wie jene mit Wäsche und Bügeln umzugehen wissen. Über dieses Oberhemdchen kommt das niederartige, mit Achselbändern versehene „Leibel“, das in seiner Ausstattung auf die Wohlhabenheit der Besitzerin einen Schluß ziehen läßt. Es ist nämlich entweder von Wolle oder von Seide, entweder mit einfachen Schmüren geschmückt

oder mit Goldfäden ausstaffirt. Das „Leibel“ ist natürlich stark ausgeschnitten. Über die Brust wird nun noch der „Bund“ gelegt, ein steifes mit Seiden- und Perlenstickerei ausgestattetes Vorhemdchen. Ein zumeist lederner Gürtel bildet den Übergang zu der



Mädchen: Deutsche Volkstracht aus der Umgebung von Zglau.

unteren Partie der Bekleidung. Diese besteht aus einem blauen oder schwarzen, unten roth eingefassten, in viele Falten gelegten Wollrock („Bärkittel“), welcher, wenn er durch einen neuen ersetzt ist, zum Unterrock degradirt wird. Über dem Rock wird die Schürze („Bonne“) getragen, welche durch typische Stickereien am unteren Rand und am Brustlaß geschmückt zu sein pflegt. Nach rückwärts läßt die Schürze nur einen schmalen Streifen des Rockes sehen.

Junge Mädchen tragen rothe, die Weiber blaue Strümpfe; die niedrigen Schuhe sind aus Tuch oder Leder, im ersteren Falle seitwärts und an der Spitze mit Leder besetzt. Den Kopf schmückt ein rothes, gelbgeblümtes Tuch, dessen Enden, kunstvoll verschlungen, wie zwei Fährlein nach rechts und links flattern. Über das „Leibel“ wird zum Schutz vor Kälte der „Sanfer“ angezogen, ein anliegender, kurzer Spenser aus grauem, dunkelblauem, seltener grünem Tuche mit seidenem Vorstoß. Die Ärmel liegen am Handgelenk knapp an, werden aber nach oben zu immer breiter. Der „Sanfer“ wird nicht zugemacht, damit die Herrlichkeiten des „Leibels“ und des „Bundes“ nicht verborgen bleiben. Um den Hals wird — wenn es nicht schon am „Hempel“ ist — ein zierlich gefalteter Leinen- oder ein Spitzenkragen („Kresle“) gelegt. Rauhe Zeit oder Regenwetter nöthigen die Weiblein, mitunter ein großes Tuch umzunehmen, das dann freilich einen weniger schönen Rahmen um ihre Erscheinung bildet, die Vorsicht lehrt sie aber, das Tuch zu jeder Zeit, auch bei heiterem Wetter beim Kirchengang oder bei sonntäglichen Besuchen außerhalb des Heimatdorfes unter dem Arme mitzutragen. — Für die Frauentracht im „Kuhländchen“ ist besonders die Haube charakteristisch. Sie besteht aus drei Theilen, der „Speiß“, der „Bend“ und dem „Boden“. Von dem Boden hängt ein in Maschen gelegtes Seidenband in zwei langen Streifen tief über den Rücken hinab.

Die Tracht der Sglawaner ist zu jeder Zeit gerühmt worden. Über dem hochrothen Leibchen des Mannes, das durch eine Reihe dicht neben einander stehender weißmetallischer Knöpfe geziert ist, hielt ein Hosenträger von grünen, sehr breiten halbseidenen Bändern das schwarzlederne kurze Beinkleid, welches unter dem Knie über dem hellblauen Strumpfe zusammengebunden war. Den niedrigen Schuh schmückte eine metallene Schnalle. Der Oberrock hatte keinen Kragen und war mit großen, weißen Knöpfen versehen, die indessen nicht zum Zuknöpfen dienten; für diesen Zweck waren an den Rändern Draht- haken oder aber Bänder befestigt. Im Winter trug man einen langen Schappelz von schwarzem Leder mit weißer Verbrämung und an den Füßen wohl auch hohe Stiefeln. Die schmucke Frauentracht hat sich in ihrer Eigenthümlichkeit so ziemlich bis heute erhalten. Der „Bund“, mit dem die Schönhengstlerin die Brust schmückte, heißt hier bei den Mädchen „Hinawider“ (hin und wieder); die Weiber ersetzen den aus steifer Pappe gefertigten, taffetüberzogenen Brustschild durch ein ziemlich dickes Polster mit rothen Bändchen, „Brust“ genannt. Der Rock („Kiddel“) ist so sehr gefaltet, daß er, auseinandergelegt, ein Rad bildet; er wird kurz, nur wenig über die Knie reichend getragen und ist meist aus dunkelblauem steifem Zeug gefertigt und am unteren Rande mit lichtblauen Bändern besetzt. Die Schürze („Fürstec“) ist weiß oder blau und bedeckt nur den vorderen Theil des Rockes. Bei kalter Witterung im Winter wird über die steifen Hemdärmel das mit Schaffell gefütterte „Pelzal“ angezogen. An Wochentagen und bei der

Arbeit trägt man eine schwarze, oft roth gefütterte Jacke („Suppa“). Der Kopfspuz der Frauen war einmal recht eigenthümlich: die Haare waren in viele Zöpfe angereiht, die am Hinterkopf spiralförmig übereinander gedreht und quer durch die Mitte mit einer breiten messingenen oder silbernen Nadel befestigt wurden. Ein breites rothes Band umschloß die Frisur. Den vorderen Kopf bis zur Stirne bedeckte ein weißes oder buntes



Frau: Deutsche Volkstracht aus der Umgebung von Jglau.

Tuch („Blüne“), dessen beide Enden hinter den Ohren weit hervorstanden. Verheiratete oder Gefallene durften diesen Kopfspuz nicht tragen, ihre Haare waren mit gefalteter Leinwand bedeckt; nur das Stirntuch behielten sie bei. Heute ist es damit anders geworden. Die Bäuerinnen tragen nunmehr das sogenannte „Ledertüchel“, welches hinten zopfartig hinabhängt. Diese Tücher sind roth oder braun und geblümt.

In den Kreisen des Bürgerthums spielte ehemals in der Frauenmode die „goldene Haube“ eine große Rolle. An eine rundliche Kopfhülle aus steifem Goldstoff schlossen sich

weite, aus gleichem Stoff gefertigte Flügel an, während das Angesicht selbst durch schmale weiße Spitzen umrahmt wurde. Es gab aber in dieser Art gebaute Hauben auch aus Silberstoff, ja auch aus schwarzer Seide oder Spitzen, letztere wohl für die Zeiten der „Trauer“. Höchst interessant ist die Brautkrone, welche heute noch von den bäuerlichen Bräuten der Tglauer Gegend getragen wird. Sie hat die Gestalt eines ziemlich hohen (bis 30 Centimeter) abgestuften Kegels und ist aus unzähligen in Silberfiligran verfertigten Blättern und Blumen, aus deren Kelchen statt der Edelsteine bunte Spiegelchen hervorschimern, zusammengesetzt. Es ist selbstverständlich, daß solch eine Krone sich gar majestätisch ausnimmt. In diesem größten Staate stört nicht einmal die allzu große Breite der Röcke, die sonst der Schönheit dieser Volkstracht einigermassen Eintrag thut. Dieselbe Breite findet sich in der Brünner Sprachinsel vor, nur daß der gesammte Schnitt des Frauenrockes bei den Tglauerinnen noch etwas Runderes und Gefälligeres an sich hat. Hier liebt es die Bäuerin, auch durch die Buntheit der Farben aufzufallen. Das rothe Kopftuch wird wie eine Haube über dem Kopfe geformt und die Zipfel stehen oben rechts und links ab. Der Rock (hier ist der oberste gemeint, der die große Reihe der Röcke, sechs bis sieben, beschließt) ist für die Sonn- und Festtage aus blauem Stoff verfertigt; darüber liegt eine schillernde Seidenschürze, die den größten Theil des Rockes bedeckt. Über das rothe, blaue oder grüne „Leibel“ (Mieder) wird eine Zoppe angezogen, im Sommer aus leichtem Waschstoff in allen Farben, im Winter aus dunklem Tuch und mit Pelz gesütert. Die Ärmel sind oben haushig, unten schmal. Die Füße stecken in Halbschuhen oder Stiefelchen; die Strümpfe sind roth oder blau, in neuerer Zeit, zumal bei festlicherem Anlaß, weiß. In der Tracht der Männer ist alles Charakteristische verschwunden. Den Kopf bedeckt eine dunkle Mütze oder ein niedriger Hut. Der dunkle Rock mit Beinknöpfen reicht bis nahe an die Kniee. Ein schwarzes Tuch ist um den Hals geschlungen, eine hoch anschließende Weste bedeckt die Brust. Die Hose wird lang getragen, besonders an Fest- und Sonntagen, doch ist sie manchmal unten mit Leder besetzt. An Wochentagen, wenn es an die Feldarbeit geht, trägt der Bauer häufig enge hirschlederne Kniehosen und an den Füßen hohe kalblederne Stiefeln mit steifen Röhren.

In Südmähren (an der niederösterreichischen Grenze) unterscheidet sich die Tracht in nichts von jener der Bauern des angrenzenden Kronlandes. Sie ist heute eine sogenannte „halbstädtische“. Der Mann trug voreinst, wenn er sich in den Staat warf, einen langen dunklen Rock, kurze, enge Kniehosen, blaue Strümpfe und Schnallenschuhe, dann einen rauhen schwarzen Filzhut, von dem schwarze oder grüne Quasten herabhingen. Der Hut ist jetzt viel kleiner und runder geworden und wird häufig durch die leichtere Mütze ersetzt; der Rock wurde kürzer und die Hose länger. Die Weiber haben das Kopftüchel von ehemals fast ganz abgelegt und erscheinen, zumal am Sonntag, mit bloßem Kopfe,

wenn nicht gar ein neuartiges Hütchen mit Blumen und Bändern denselben ziert. In rauher Zeit wird ein großes Tuch über den Kopf gethan, das zugleich Hals, Brust, Rücken und Arme schützt. Den Oberkörper bekleidet ein enge anliegendes Föpplein mit kurzen Schößen, der Rock reicht bis an die Knöchel. Schreiende Farben sind nicht beliebt und gelten als unfein.

Die Bauern der Wischauer Sprachinsel, die leider mehr und mehr einschrumpft, tragen enge „Aufziehtiefel“, eine schwarze Lederhose, einen „Brustfleck“ (Weste mit zwei



Tglauer Goldhaube und Brautkranz.

Reihen von Knöpfen) und eine Tuchjoppe; den Kopf bedeckt ein schwarzer Filzhut, im Winter noch häufiger eine Pelzmütze. Die Frauen haben ihre ursprüngliche Tracht noch ziemlich rein erhalten: kurze Röcke aus dunklem glänzendem Stoffe mit sehr vielen Falten, rothe oder orangefarbige Strümpfe, ein buntes Leibchen, darüber eine dunkle Soppe und eine große Halskrause („Tazl“).

Die Ortschaften wurden meist längs des rieselnden Bachs, später an der wichtige Punkte verbindenden Straße angelegt. Zu beiden Seiten strecken sie sich zeilenförmig aus. An erhabenerem Orte, auf Hügeln und kleinen Plateaux bauten die Ansiedler ihre Kirchen und Kapellen. Nicht ferne davon stand das Wirthshaus und später wohl auch die Schule. Diese Bauten bildeten den Mittelpunkt des Ortes, nirgends war es so belebt als hier,

sowohl an Sonn- als auch an Wochentagen. Wuchs das Dörflein durch das Zusammenwirken günstiger Verhältnisse, zumal einer besonders glücklichen Lage an, so wurde zunächst im Anschluß an kirchliche Feste auf dem Platze ein Markt abgehalten, der auch in der Folge bestehen blieb, wenn der ursprüngliche Zusammenhang mit der religiösen Feier



Frauentracht aus der Gegend von Wischau.

schon längst vergessen war. In ziemlicher Regelmäßigkeit erweiterten sich von dem gegebenen Mittelpunkt die beiden Hauptstraßen, denen sich wohl auch hier und da kürzere Nebengäßchen angliederten. Je näher ein Haus dem Mittelpunkt des Ortes stand, umso werthvoller erschien es, und es waren das gewöhnlich auch die größten und schönsten Häuser des Ortes. Nahezu jedes Haus hat seinen hinter ihm liegenden Garten, welcher freilich nur zum geringsten Theile als Ziergarten verwendet wird; er dient vielmehr zur Anpflanzung von allerhand Gemüse und als Obstgarten. Häufig findet sich auch ein Gärtchen vor dem Hause. Es ist nur schmal und durch ein hölzernes Gitter gegen die Straße abgeschlossen. Rosen und Veilchen, Windling und Sonnenblume wachsen in demselben und die Wand des Hauses selbst ist oft mit wildem Wein bedeckt, wenn nicht Pfirsichbäumchen oder wirklicher Wein an der Mauer gezogen werden. Das Haus steht meist mit seiner Breitseite gegen die Straße oder das

Rinnfal des Bachs. Es ist ebenerdig und weiß getüncht, ganz unten an der Erde ist ein breiter blauer oder schwarzer Saum gezogen; mitunter sind auch die häufig nur zu kleinen Fenster mit bunt gemalten Sternen oder Blumen umrahmt. Das ganze Haus wird in- und auswendig jährlich ein- bis zweimal „geweißt“, insbesondere vor dem Kirchweihfeste. Das Dach des Hauses war früher sehr oft aus Strohbindeln gebildet, heute kommen Strohdächer nur mehr ausnahmsweise vor. In Nordmähren werden am häufigsten Schieferdächer angetroffen, in den anderen Landschaften sind die Dächer fast ausschließlich

mit gebrannten Ziegeln gedeckt. In besonders holzreichen Gegenden steht noch die Schindel in Verwendung. Den Grundriß der Häuser bildet ein Rechteck. Bei größeren Gebäuden steht die Thür in der Mitte der Hauptfront, rechts und links davon sind je zwei bis drei Fenster und an einer der Seiten ist das Hofthor, das auf den zumeist geräumigen Hof führt. Von der Thüre führt ein Gang gerade durch die ganze Tiefe des Hauses, derselbe endigt mit einer zweiten in den Hof ausmündenden Thür. Der Gang führt auch den Namen Vorhaus. In demselben stehen der Speisekasten, der Wasserständer und mitunter auch ein langer Tisch, an welchem zur Sommerszeit das Gesinde seine Mahlzeiten einnimmt. Von hier aus führt eine Fallthür in den Keller hinab und die Stiege zum „Boden“ hinauf. Auf der einen Seite des Ganges ist die Thüre zur Wohnstube mit der Aussicht auf die Gasse und weiter unten jene zur Küche, deren Fenster in den Hof führt. Auf der anderen Seite ist die Prunk- und Gaststube, die gemeiniglich nur des Sonntags zu Ehren eines Besuches sich öffnet. Unter der Bodentstiege ist der Eingang zu einem meist finsternen Gelaß, das als Speisekammer oder als Schlafstätte für die Mägde dient. Das Wohnzimmer wird zu einem großen Theile eingenommen von dem mächtigen Kachelofen, welchen an drei Seiten eine schmale Holzbank umgibt.

Der Thüre gegenüber in der Ecke steht der braune viereckige Tisch in den Winkel gerückt, an zwei Seiten von den längs der Wand laufenden Bänken, an zwei Seiten von je einem Stuhle umgeben. In der Ecke oberhalb des Tisches ist eine Art Hausaltar an der Wand befestigt: ein kleiner Glasschrank, in welchem ein vergoldetes Holzkreuz oder eine Figur der Gottesmutter oder auch beides, von Rosenkränzen, Blumen und kleinen Bildchen umgeben, als Heiligthümer der Familie verwahrt werden. Dort finden wohl auch der Brautkranz der Hausmutter, die Blumen, welche die Mädchen bei der ersten heiligen Communion auf dem Haupte oder auf ihren Kerzen getragen, und andere derlei wichtige Dinge eine bleibende Stätte.



Frauentracht aus der Gegend von Wischau.

Häufig findet man noch in den Bauernstuben die Bilder des Jesusknaben und des heiligen Johannes als Kind mit dem Lamm auf spiegelndem Untergrund, nach untenhin durch große grell gemalte Rosen abgeschlossen. Den übrigen Hausrath der Stube machen aus das breite und massive Bett mit einer Unzahl schwerer Kissen bedeckt, die rothe oder blaue gleichfalls mit Blumen bemalte Truhe, dann die rauchgeschwärzte Schwarzwälder Uhr. In dem Prunk- und Gastgemach findet sich die bessere und modernere Einrichtung vor. Ein gelb polirter Tisch und gleiche Sessel, vor dem Fenster Vorhänge aus Spitzen, ein Schublade- oder ein Hängekasten, an den Wänden Ölfarbedruckbilder, meistens religiöse Gegenstände, das Herz Jesu und das Herz Mariens oder dergleichen darstellend. Das Zimmer ist sehr sauber gehalten, blütenweiß getüncht, wenn nicht gar gemalt. Es wird nur geöffnet, wenn Gäste kommen, aber es sitzt sich dort bei allem Glanz und Schimmer nicht so gemüthlich und so angenehm wie in der verrauchten und vielfach einfacheren Familienstube. Hinter dem Hause ist der Hof, der von Wirthschaftsgebäuden (dem Pferde-, Kuh- und Schweinestall, der Futterkammer und dem Wagenschoppen) umschlossen wird. Der Schoppen steht oft frei mitten im Hofe, während die Rückseite des letzteren durch die Scheune eingenommen wird, durch deren Thor man in den Garten tritt.

Hoch im Gebirge gelegene Dörfer bestehen wohl auch aus zerstreut liegenden, weit von einander entfernten Häusern, nur hier und da ist eine größere Gruppe derselben beisammen. Die Felder erstrecken sich dann rings um das Haus; der Besitz des Bauern besteht nicht aus einzelnen Theilen, sondern bildet ein Ganzes, aber freilich, es ist ein farger und magerer Boden, der den Schweiß seiner Bebauer nur kümmerlich lohnt.

Die Sagen der Deutschen.

Die Deutschen Mährens haben ihren Sagenschatz bis heute bewahrt, wenn auch Manches mit den Volksagen der slavischen Mährer innig verwebt erscheint. Dabei hat sich in der Seele beider Nationen viel von jenen alten Überlieferungen, welche ihre Urväter in die neue Heimat mitbrachten, vererbt. Als dann das Christenthum an Stelle der heidnischen Tempel Kapellen und Kreuze erstehen ließ, traten auch an die Stelle der alten Götter in die Sage jene bösen Geister ein, welche die kaum dem Heidenthum abgewonnenen Volksstämme von der neuen Glaubenslehre abwendig zu machen und mit dämonischer Macht den Menschen zu den schlimmsten Thaten zu verleiten suchten.

Als Reflex dieser Anschauung tritt uns auch in Mähren die Teufelsage in zahlreichen Gestalten entgegen. So treffen wir an der mährisch-böhmischen Gebirgsgrenze bei Bogenau die Legende vom Satanas, der hier einen Engpaß mit Steinmassen versperren wollte, um dem Apostel Cyrillus den Weg in das Böhmerland zur Verkündigung der

Lehre Christi zu verlegen, dann aber, als plötzlich die Mutter Gottes und neben ihr der krähende Hahn erschien, hierüber erschreckt den letzten Felsblock auf beide Kanten der Steinmauern fallen ließ, so daß derselbe fortan die Decke eines ungeheuren Felsenthores bildete. Auch am Waldabhang des Ortes Pohler nächst Mährisch-Trübau wurde der Teufel, der hier mit Roß und Wagen sein Unwesen trieb, durch ein Madonnenbild verschucht. Im Bečva=Thal wollte der Teufel den Bach mittelst einer Felsmauer absperrern, um die frommen Bewohner unter Wasser zu setzen. Den Gesetzen der Hölle gemäß mußte aber die Mauer in einer Nacht bis zum ersten Hahnruf fertig werden. Wenig fehlte mehr zur Vollendung, da krächte der Hahn und unter Blitz und Donner fuhr der Böse zur Hölle. Die Überreste der Felsstrümmen heißen bis jetzt die Teufelsmauer. Ähnliches sagt man von der Teufelsmauer in Nieder-Mohrau.

Der Höllenfürst erscheint weiter in wechselnden Gestalten; so als Waidmann in grüner Tracht, das Barett mit einer rothen Feder geziert, wie er sich Verträge mit Menschenblut unterschreiben läßt, oder als altes Männchen, Koker mit Namen, das einem armen Weibe am Andreastag statt Gold Tannenzapfen bescheert (Kokerstein bei Mährisch-Schönberg), dann als Wälscher mit dunklem Antlitz und auffallender Kleidung, welcher einen Jäger zu verborgenen Schätzen in Kalksteinhöhlen führt (Quarklöcher-Tropfstein), am mährischen Abhang des Schneeberges, ferner am Teufelsstein nächst Mährisch-Altstadt, mit den Abdruckspuren eines Menschenfußes und Pferdehufes, da der Satan einen Engel bis dahin verfolgte, und am Teufelsitz bei Studein, wo wieder ein armer Sünder, durch die gnadenreiche Gottesmutter geschützt, seinen Klauen gerade da entrann, wo der teuflische Seelenjäger, bei einem Felsen ausruhend, seinen unförmlichen Körper im Stein abdruckte; auch (bei Kunowitz) als Hüter vergrabener Geldschätze, die aber nur mit einem von vier schwarzen Ratern gezogenen Pfluge ausgeackert werden können. Ferner wirkt der Böse als „Käferle“ in Stangendorf bei Mährisch-Trübau. Dasselbe ist entsprossen einem Urigel, das ist einem Ei ohne Dotter von einer schwarzen Henne. Ein Urigel bringt Unheil und mancher wird ihn erst gegen das Lebensende los. In derselben Gegend, östlich von Reichenau, befindet sich ein bewaldeter Berg, einst Ziegenfuß, auch Seekamm benannt, auf dessen Gipfel ehemals ein Schloß stand, das aber versank, als der Pact der jungfräulichen Besitzerin mit dem Fürsten der Hölle zu Ende ging und sie von demselben zerrissen wurde.

Aber auch von guten Geistern weiß die Sage zu erzählen: von zierlichen kleinen Wesen, die sich in der Nähe der Menschen auf Dachböden und in Roßställen aufhalten und ihnen dienstbar sind, so „das Hauswirtle“ in der Zwittauer und Mährisch-Trübauer Gegend, oder in unterirdischen Gängen und Räumen, sogenannten „Zwirgellöchern“ (Zwergstollen) wohnen, so zu Lotschnau im Zwittawathal, Stangendorf bei Mährisch-Trübau,

Nasl bei Littau, Lechvitz bei Znaim, Mißlig bei Kroman, Possitz bei Grufsbach, Groß-Tayar bei Soslovitz, Schöllschitz bei Brünn u. s. f. Letztere scheinen mit den „Dwargelöchern“ Thüringens gleichbedeutend zu sein. Diese Hausgeister, Zwergeln und Erdmännchen, im Allgemeinen als Kobolde bekannt, können sich auch unsichtbar machen. Bei aller Gutmüthigkeit haben sie die Gewohnheit, die Menschen zu necken oder zu ängstigen. Werden sie aber gereizt, so rächen sie sich empfindlich, wie z. B. der „Stemnichmann“, ein Neckgeist in der Gegend um Goldenstein, und der „Hilar“ am Karlerberg bei Eulenberg und die Krokierliese in der Krokerei nächst Mährisch-Altstadt.

Ihnen reihen sich an die männlichen Elementargeister, nämlich die Gnomen, Erd- und Berggeister, Berg- und Wurzelmännchen, auch Grubenhold und Grünhütteln. Sie wohnen im Schoße der Erde, bewachen die Schätze der Tiefe, sehen wie zu steinalten Greisen gewordene Knäblein mit großen Köpfen und langen weißen Bärten aus. Den Körper in ein graues Ledergewand gehüllt, tragen sie ein ruffiges Schurzfell und eine große Kapuze. Treffend schildert das Märchen vom „alten Tiersch“ im Kirchsprengel Meedl bei Littau die Gestalt: „Es is a Männla sponnalong, — Un hot a Bärtla ilenslong.“ Sie erscheinen aber auch in anderartigen Gestalten, als Kohlenbrenner oder Jäger. Der Phantasie der Bewohner jener Gegenden, wo ehemals Bergbaubetrieb gewesen oder noch gegenwärtig blüht, gelten sie als Beschützer der Bergleute. Denn der Bergkönig will den guten frommen Knappen in der Grube immer wohl. Besonders reich an derartigen Sagen ist das mährische Gesenke, ferner das Schönhengstler und Iglauser Gebirge. Der König dieser Gnomen ist der große Berggeist „Altvater“ mit dem durchsichtigen Silbermantel, den goldenen Hammer in der Hand und das von Edelgestein leuchtende Diadem auf dem Haupte.

Die Bergmanns-Sagen stammen aus jener Zeit, wo die alten Deutschen zuerst nach Metallen gemuthet und Bergwerke errichtet, dann später Schätze suchende Fremde auf den Rämmen der Gebirge ihr geheimnißvolles Wesen trieben. Man nannte sie auch Ruthengänger, welche mit der Wünschelruthe, einem Gabelzweig vom Haselstrauch, der in der Johannisnacht geschnitten war, nach Metalladern und verborgenen Schätzen forschten. Daher die Sage von den einmal im Jahre während der Passion am Palmsonntag, Charfreitag und Ostersonntag sich öffnenden Bergen und Höhlen mit ihren Schätzen, und von dem armen Weibe, die ihr Kind mitnahm und es dort niederlegte, von den Gnomen Gold und Silber zu Geschenk erhielt, als sie aber zur Zeit, da bereits die Glocken läuteten, wiederkehren wollte, den Felsen bereits geschlossen fand, in welchem ihr Kind verblieb, das ihr erst nach Jahresfrist der Berggeist wieder gab. Diese und ähnliche Sagen knüpfen sich auch an die Höhle bei Bodenstadt im Poschauer Thal, wo der Zwerg „Apella“ mit einem Brillantendiadem und einem goldenen Apfel in der Rechten residirt, an den

Mönchstein bei Groß-Allersdorf mit dem unterirdischen Palast des „Minich“ oder „Grünhüttel“, an das Bergmännlein „Trollen“ bei Altstadt, an den Steinberg nächst Klein-Mohrau, dann an das Quergelloch nächst Bärn, den Rothenberg bei Stadt Liebau, an den Bottichstein zwischen Nikolsburg und Klentniz, den Florianiberg bei Bisenz und an den Neutitscheiner Berg. Oft waren schwarze Riesenhunde mit furchtbarem Gebisse die Wächter dieser Schätze.

Unter den weiblichen Elementargeistern fesseln die Nixen, Wasserjungfrauen, Nymphen, besonders das Interesse. So erhielt sich in den lieblichen Thälern der Thaya die Mythe von den Pelzweibchen, einer Art Elfen oder Undinen, welche in mond hellen Nächten wie am sonnigen Mittag sich in der grünenden Dämmerung der Erlengebüsche mit fröhlichem Tanze belustigen. Dann treten die zwergartigen weißen Weibchen ans Ufer und ziehen die niedlichen Pelzchen aus, um dieselben unter stummem, freundlichem Kopfnicken zu waschen. Sie sind gutmüthig, werden sie aber gestört oder verspottet, so fühlt der Frevler sofort die unverhältnißmäßige Schwere ihrer kleinen Hände.

Die Odernixe des Ruhländchens berückt durch Schönheit und lieblichen Gesang die Jünglinge und zieht sie zu sich in ihr nasses Fluthenreich. Desgleichen die Wasserjungfrauen in der Marchgegend, dann bei Altitschein und im Jungfernteiche bei Kossitz. Ihr Körper ist meergrün und endet in einen Schlangenleib, daher sie sich gerne mit dichtem Nebel umgeben. Im Waldgebiet von Groß-Allersdorf herrscht Melusine, in wasserblaues Gewand gehüllt, das offene Haar mit Perlen durchflochten. Sie sitzt auf einem Steine; wird sie angesprochen, so gibt sie zur Antwort: „So weit das Wasser unvermischt mit anderem fließt, so weit geht meine Herrschaft.“ Ein Junker führte sie mit ihren Schätzen heim, überraschte sie aber einmal im Bade, wo sie an gewissen Tagen bis zum Gürtel Weib, von da ab Fisch war. Sie verschwand und nur ihr klagender Gesang wurde noch fernerhin gehört. Man glaubt im Pfeifen und Heulen des Windes Melusinen's Klagen um ihre Kinder zu hören. Auch im Punkva-Thale (Blansko bei Brünn) hört man öfters ein Nechzen und Klagen von den mit offenem Haar im Gewässer sich zeigenden kleinen Weibern und aus dem Schloßbrunnen zu Leschna entsteigt bei mond hellen Nächten eine liebe Nixe mit einem Fisch in der Hand und ebenso im March-Gebiete eine schöne weiße Frau in der Mitte der Teiche.

Auch des Wassermannes wird in den Flußgebieten Mährens vielfach gedacht. Er erscheint in verschiedenen Gestalten, als Knabe, Zwerg in grüner Kleidung, Jägerbursche, Krämer oder als Fisch, der Menschengestalt annimmt u. s. w. Sein besonderes Kennzeichen aber ist, daß ihm stets vom linken Rockshoße das Wasser tropft. Er ist gerade nicht feindselig, sucht aber oft Kinder durch farbige Bänder in sein Netz zu locken. Manchen armen Fischern hilft er aus der Noth, wie zu Schidrowitz der Wassergeist mit einem Fisch, aus dessen Verkohlung ein Klumpen Silber erstand.

Als schöne oder häßliche Frauen üben die Feen ihren Zauber aus. Sie lassen Jünglinge die Wunderblume finden und mittelst derselben ihren Krystallpalast betreten, wo sie ihnen Gold und Edelsteine spenden (Schatz im Sternberger Schloß).

Die weisen Frauen bereiten für arme oder kranke Leute aus heilenden Kräutern Salben und Arznei (Treibitsch und Groß-Mejeritsch). In den Gebirgsgegenden der böhmisch-mährischen Grenze spielt die Mraunwurzel (mandragora) jetzt noch eine verborgene Rolle. Nach Verbreitung des Christenthums erstanden aus den Mraunen die Genossinnen des Teufels, die Hexen.

In Schönbergs Gauen, zum Altvater hin, waren der Peterstein, früher der hohe Ruck (Rücken) geheißten, dann der Hexenstein bei Petersdorf die Hauptversammlungsorte der Hexen. Eine Hexensage knüpft sich auch an Stangendorf. Hier quollen nämlich vor vielen hundert Jahren aus sieben Gründen Wässer zu Tage und belebten mehrere Mühlen. Da bettelte ein dunkles Weib von Mühle zu Mühle um Brot, erhielt aber nur harte Worte und Schläge. Aus Groll riß es mit rachsüchtigem Fluche die Felsen vom Leibe und verstopfte die Quellen. Seit jener Zeit sind sie versiegt und die Mühlen verschwunden. Die alte Hexe hält aber unsichtbar treue Wacht und Niemand wagt es, die Quellen zu öffnen.

Sehr verbreitet sind auch jene Sagen, an die sich der Glaube knüpft, daß begangener Frevel den Urheber noch bei Lebzeiten durch Verwünschung in ein Thier oder Verwandlung zu Gestein, nach dem Tode aber durch ruheloses Umherwandeln bestraft. Dergleichen erzählt man von den Mädchen in der Burg zu Türnau bei Mährisch-Trübau und von jenem in der Schloßruine Alttitschein, die in weißem Kleide zur Harfe Klagelieder singend um Mitternacht herumwandeln und der Erlösung harren, nachdem sie in ein häßliches Gewürm verwünscht wurden; oder von der Jungfrau des Schlosses in Neuhaus bei Schönberg, die, in einen feuerschnaubenden Drachen verwünscht, nur mittelst eines Haselästchens erlöst werden könne; weiter vom Mann in Wolfsgestalt in den Forsten der Umgebung Brünns.

Mit Vorliebe rankt sich die Sage um abenteuerlich geformte Gesteingebilde. Eine solche romanhafte Sage knüpft sich an den Rabenstein bei Znaim. Fee Hiltrude wandelte einst im Vollmondshimmer zum Thaya-Fluß, um heilkräftige Zauberkräuter zu sammeln, und traf einen schlafenden Ritterjüngling. Von heftiger Liebe entbrannt, weckt sie den Schlafenden und bietet ihm in ihrem Zauberhause eine Ruhestätte an. Ritter und Fee werden Mann und Weib. Vier blühende Knaben entsprossen dem Paare. Auf einem Streifzuge erfährt der Ritter die Schreckensnachricht, daß sein Vater gefangen im Thurmverließ der nahen Burg Znaim schmachte. Doch zu spät kommt er zur Rettung. Er umarmt nur mehr seines Vaters kopflosen blutigen Leichnam. Von Wahnsinn erfaßt, tödtet er seine drei Kinder, welche vor dem Felsenschlosse spielen; als er aber den vierten

Knaben niederhauen will, bannt ein Zauberspruch Hiltrudens das schon erhobene Schwert. Seine Glieder erstarren, die Form ist Stein geworden: „Rabenvater“, später „Rabenstein“, der noch jetzt das Profil eines Menschenkopfes zeigt. Hiltruden mit dem letzten Knaben sah man niemals wieder.

In der Nähe von Nikolsburg erheben sich weithin sichtbar die Polauer Berge. Am Abhange des einen, dessen Anhöhe die Ruinen der Maidenburg bedecken, stehen drei schlanke Felsengebilde, menschlichen Gestalten ähnlich. Es sind dies die von dem Burgherrn



Der Rabensteinkopf im Thayathal.

aus Geldgier ermordete Tatarenprinzessin und ihre zwei Begleiterinnen, welche er vom Söller hinabwarf, die aber am Morgen in starre Felsklippen verwandelt sich drohend vor den Fenstern des geistesunnachteten Burgherrn erhoben. Eine andere Version erzählt, es habe die Burgfrau ihre Töchter, da sie sich, von dem Ritterfräulein der nahen Burg auf dem Rosenstein aufgestachelt, ungehorsam zeigten, deshalb verflucht und zu Stein verwünscht. Die Anstifterin des Ungehorsams fand auch im Tode keine Ruhe. Sie erscheint im Mondes-schimmer als weiße, blasse Jungfrau, umfaßt die Steingestalten, denen oft klägliche Seufzer entfliehen, und fleht sie um Verzeihung an.

Derartige Felsstücke, die durch Zauberfluch erstanden und Menschengebilden gleichen, ersieht man auch nächst Trebitsch, wo aus Habsucht eine einst wohlthätige Altmutter zur Raubmörderin ward und durch den Anblick eines von Flammen umhüllten Geistes zu Stein erstarrte. Hierher gehört auch der versteinerte Brautzug an der böhmischen Grenze, der auf dem Heimweg von der Kirche nach der Burg Lauka begriffen verflucht ward; der Fuhrmannsstein nächst Ullersdorf, wo ein Knecht mit Roß und Wagen, da er statt Getreide und Brot den Hungernden Steine zuführte, in Stein verwandelt wurde, und der versteinerte Hirt bei Goldenstein (der Höhlenstein, auch Hirtenstein genannt), den seine Schwester verfluchte, weil er sie an einen Wüfling auslieferte. In stürmischen Nächten hört man dort ein gräßliches Jammern, und wenn die Glocken von Goldenstein läuten, sickern Thränen aus dem Felsen.

In den Bereich sagenhaften Umherirrens nach dem Tode gehören die Sagen von der wilden Jagd, so in Brünn vom Ritter Šembera von Boskowitz, der zur Sühne seiner dem Minoritenkloster entriffenen Schenkung in dunklen Gewitternächten mit vier schwarzen feuerschnaubenden Rossen durch die Stadt an der Minoritenkirche vorüber fahren und sich in die Höhle des Obraner-Thales — das Šembera-Loch — stürzen muß. Dann unweit Weißkirchen der Raubritter Kolf, welcher in zwölf Nächten als wilder Jäger die Gegend zu durchstreifen und sein versunkenes Schloß zu suchen verdammt ist; desgleichen zu Sglau der Schwedenführer Desterlein, welcher ohne Kopf in stürmischen Herbstnächten auf feuersprühendem Rosse durch die Straßen der Stadt, und ein Schweden-Oberst, welcher auf einem Hügel bei Schönberg als ruheloser Geist um die sogenannte Schwedensäule nachts reiten muß; so auch der Ritter von Wildenstein, der von einem Jägertrupp verfolgt hoch zu Roß zwischen Hof und Bautsch aus seinem wüsten Schlosse den Nachtritt macht, schließlich der Ritter Tunkl von Hohenstadt.

Jedenfalls entstammt die wilde Jagd den altgermanischen Sagenstoffen vom wüthenden Heer, das in Mähren durch die schlafenden Krieger im Radhost und im Buchlauer Berge vertreten ist, welche nach einer blutigen Schlacht erscheinen und ewigen Frieden bringen werden, was auf den heidnischen Wodan, der auf die Entscheidungsschlacht wartet, Bezug hat. Diesem entspricht auch die Sage vom Markgrafen Gerstenkorn, welcher an einem Flusse schläft, während sein Roß neben ihm weidet und sich durch nichts aufschrecken läßt. Erst wenn Mähren vom Feinde bedrückt wird, setzt er sich auf seinen Rappen und befreit das Vaterland.

Von Gestalten, welche durch zeitweises Erscheinen Glück oder Unglück ankündigen, bezeichnet man die weiße Frau. Sie erscheint im Schlosse Pernstein und Teltsch in einem bis zur Erde reichenden weißen Talarleide, und zwar bei Vorahnung fröhlicher Ereignisse mit anhängendem Schlüsselbunde, bei traurigen aber in schwarzen Handschuhen; im ersteren

Schloß auch als Jungfrau im weißen Gewande mit aufgelöstem goldfarbigem Haar und im zweiten als Gründerin des sogenannten süßen Roches. Unter der Gestalt der weißen Frau wird Bertha von Rosenberg, andernteils aber eine Tochter des Zibrid von Bernstein bezeichnet. Auch in der alten Burg zu Fulnek zeigt sich das Schloßfräulein, um die Bewohner auf ein Unglück aufmerksam zu machen. Man nennt sie die Klagemutter. Solche Klagemütter sollen im Kuhländchen an manchen Orten ihre klägliche Stimme durch mehrere Nächte, wenn ein Unglück bevorsteht, hören lassen. Dann wird die weiße Frau in der Burgruine zu Neutitschein erwähnt, die einem Hirtenmädchen, das dort Blumen suchte, erschien und es schnell aus den Ruinen hinweglockte; denn kaum verschwand sie, so stürzte mit großem Getöse die Burgmauer ein.

Was die vielen geschichtlichen Erzählungen betrifft, welche sich in Mähren an einzelne religiöse oder profane Begebenheiten, dann an Personen und Kriegsvölker knüpfen, wie auch über die Gründung einiger Städte, ihre Wahrzeichen und besonders von den vielen Schlössern und Burgruinen, so müssen wir, da ihr Sagenkreis ja allbekannt, von deren Aufzählung absehen und schließlich nur noch des Lindwurmes im Rathhause zu Brünn gedenken. Im XI. Jahrhundert soll ein gewisser Trut, Gründer der Stadt Trautenau in Böhmen, durch seine Leute einen Lindwurm, welcher in dortiger Gegend sich aufhielt, gefangen und die Haut dem in Brünn anwesenden Herzog Ulrich mit dem Wunsche geschenkt haben, daß er der Stadt Trautenau zum Andenken einen Felsendrachen im Wappen zu führen gestatte. Darauf wurde die Haut im Rathhause Brünns aufgehängt.

Dialecte der Deutschen.

Die deutschen Mundarten in Mähren gehören zwei großen Sprachgebieten an: dem oberdeutschen und dem mitteldeutschen. Nur an der Süd- und Nordgrenze des Landes stehen die Deutschen mit ihren Stammesgenossen in Verbindung, während die über das Land zerstreuten Colonien rings von Slaven umgeben sind. Im Südlande, dessen Nordgrenze westlich von Lipolz beginnt, in fast gerader Linie bis Znaim reicht und dann nach einer nordöstlichen Ausbuchtung bei Eisgrub an die niederösterreichische Grenze gelangt, herrscht der bairisch-österreichische Dialect; im Nordlande, um den Hochschar und Altwater, am Oberlaufe der Mohra bis an das rechte Oderufer bei Neutitschein der schlesische.

Die Bewohner von Südmähren, auch Thayaner genannt, unterscheiden sich hinsichtlich ihres Dialects von den Stammesgenossen in Niederösterreich nur wenig. Die vocalische Function des r tritt hier namentlich im Auslaute deutlicher hervor, so daß die Endung er in ein charakteristisches a übergeht: Boda = Vater. Wenn hier ferner einerseits die durch r und

n bewirkten Verdampfungen oft weiter gehen, so erfährt anderseits das dumpfe u besonders vor Dentalen eine Tonerhöhung durch i: Muida, österreichisch Muatta. Scharf dagegen hebt sich dieser Dialect von dem im Sudetenlande hervor. Im Süden eine Unsicherheit im Anlaute zwischen Tenuis und Media der Lippen- und Zungenlaute, im Norden nicht nur charakteristischer Unterschied, sondern Bewahrung vieler alter Tenuis neben charakteristischer Erweichung der Stummlaute nach l und d. Den bairisch-österreichischen Vocalismus beherrscht durchaus Nasalirung, den schlesischen Consonantismus meist Mouillirung. Durchgreifend ist der Unterschied im Vocalstand. Während der Norddialect kurzes a, besonders wenn es durch Positionslänge geschützt ist, gern bewahrt, verdumpft es im Süden zu o. Bei jenem geht die Entwicklung des tonlangen ä zu ô und û durch den Vermittlungsdiphthong ou, bei diesem tritt für a theils oa, theils ô ein. In allen anderen Fällen neigen die bairisch-österreichischen Vocale gegenüber den mittelhochdeutschen zu einem Laute mit höherem, die schlesischen zu einem mit tieferem Eigentone. Besonders bezeichnend ist das verschiedene Verhalten zu o, welches sich im Süden zu a, im Norden zu u entwickelt: gewant, gewount = gewohnt. Den lautlich höheren Charakter des Südens verstärkt ferner der Umstand, daß die Verdampfung bei ü und ö wegen mangelhafter Lippenartikulation fast ganz entfällt, und daß namentlich r die Vocale zu i drängt. In mehreren Fällen, in denen das Schlesiſche am Umlaute festhält, ist er im Österreichischen unterblieben. Fast untrügliche Unterscheidungsmerkmale sind hier die Formen der zweiten und dritten Person Singularis Präsens Indicativi: schlesiſch schlät, österreichisch schlogt = schlägt. Charakteristisch ist ferner der Stand der Diphthonge. Der bairisch-österreichische Dialect kennt kein dem mittelhochdeutschen iu und neuhochdeutschen eu entsprechendes oi wie der schlesiſche, sondern hat auch dafür das hellere ai; schlesiſch Foier, Hoiser, österreichisch Faier, Haier; umgekehrt bewahrt jener den alten Diphthong ie, bei welchem die zweite Componente kurz, aber besonders vor r so offen klingt, daß man versucht ist, sie mit a zu bezeichnen, während dieser den Laut auf der Grundlage eines tonlangen i weiterentwickelt und als regelmäßigen Stellvertreter ei aufweist. Für altes ei ist endlich österreichisch oa, schlesiſch ai oder ä typisch. Dem Thyaner erscheint der Gebrauch des starken Imperfects sowie des Plusquamperfects als specifisch schriftgemäß, während der Schlesiſer den durch Formübertragung aus dem Präsensstamme gebildeten Coniunctiven i nemet, i triget = trüge ebenso fremd gegenübersteht wie den vielen augmentlosen Mittelwörtern der Vergangenheit und den charakteristischen Dualformen: es, enger, enf.

Auch das Substantivum zeigt bei beiden Dialecten merkliche Abweichungen. Im Norden wurzeln nicht nur die starken Genitiv-, sondern auch die Dativendungen im Sprachbewußtsein, im Süden wird der Genitiv entweder gemieden oder durch Umschreibung

bezeichnet, das Endungs-e im Dativ Singularis aber ebenso wie das im Nominativ und Accusativ Pluralis unterdrückt.

Unter den Dialecten des Sudetenlandes weist der des Kuhländchens mehrere Besonderheiten auf. Den consonantischen Charakter bestimmen: Mouillirung, palatales l, Aspiration von g und b im Auslaute, sporadischer Wechsel von s und r: friesen = frieren, gelöse = verlieren, sowie von z und k: kwinge = zwinge. R geht fast ganz im Vocal auf; sein gutturaler Charakter führt bei den aus age contrahirten Formen: klage, mag, schlage, taget zu Bildungen mit einem scheinbar unorganischen r: kloer, moer, schloer, tort. Ebenso zieht die Mouillirung überraschende Erscheinungen nach sich. So wird aus einem ursprünglichen: moicher, welches man auch im schlesischen Gebirge hört, durch Constituirung des i und Ausfall des n: moicher = mancher. Der Vocalwandel nimmt oft einen umgekehrten Weg, indem die ersten Componenten der Vermittlungsdiphthonge an den Grenzpunkten der Vocallinie liegen; also miët, iëm, Hiëml, huoch, Puotter, gegenüber schlesisch: mët, ëim, Hëiml, houch, Potter (Pwitter). Das Herabsinken der Vocale zu tieferem Eigenton ist hier weiter fortgeschritten; so schützt nachfolgende Gutturalis keineswegs kurzes a vor dem Übergang zu o. Die verdumpfende Einwirkung des n erstreckt sich auf Formen wie gunf, funf, hunf = ging, fing, hing, die Umlaute ö und ü hingegen fehlen entweder ganz: grun, fuhl, oder sie werden unterschiedslos durch ië ersetzt: Diëner = Dörner, ieber = über. Das Flexions-n fällt weg, aber das schlesische a der Infinitive hat sich fast ganz in die Volkspoesie geflüchtet. Die dem Schlesischen eigenthümlichen Endungs-e des Substantivums fehlen hier; sogar bei weiblichen Hauptwörtern wird im Singularis das e abgeworfen und als Pluralzeichen benützt: Singular Blum, Plural Blume. Trotz dieser Eigenthümlichkeiten ist auch im Kuhländchen die Sprache des „Rübezoil“ nicht zu verkennen.

Während sich die deutschen Mundarten im Norden und Süden des Landes, besonders wenn man die Unterscheidungsmerkmale in ihrer Gesamtheit ins Auge faßt und auch die musikalischen und Tonverhältnisse mit in Betracht zieht, als zwei streng gesonderte sprachliche Individualitäten erweisen, begegnen uns in den Sprachinseln mannigfaltige Übergänge und schwer zu scheidende Mischungsverhältnisse. Nicht nur der Einfluß des Hochdeutschen, sondern vornehmlich der des Slavischen haben die dialectische Entwicklung vielfach von ihrer ursprünglichen historischen Grundlage abgedrängt. Neben den Wörtern zur Bezeichnung alltäglicher Dinge wurden zunächst jene mit urverwandten Wurzeln von der Slavisirung ergriffen. Deutsches Organ wandelte das Fremde nach falscher Analogie oft ganz willkürlich um, so daß nicht nur der Wortschatz, sondern auch die Lautverhältnisse in Verwirrung geriethen. Hierzu kommt endlich noch, daß infolge der zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gegenden erfolgten Besiedelung des Landes die geschichtlichen

Grundlagen nicht einmal einheitlich sind. So wird in der Sprachinsel von Brünn und den zwölf umliegenden Dörfern der baierisch-österreichische Dialect ohne charakteristische Besonderheit gesprochen. Nur die bald stärkere, bald geringere Unterscheidung von Tenues und Media, der ungemein flüchtige Wechsel der Vocale, welcher den Eindruck hervorruft, als ruhten dieselben nicht sicher im Sprachgefühl, lassen die Mundart als eine durch starken Assimilationsproceß hervorgegangene erkennen. Die geschichtliche Überlieferung von Zuwanderungen aus dem Alpengebiete, den Rheinlanden und aus Schwaben findet denn auch in dem bunten Vortschuß des Brünnner Dialectes ihre Bestätigung.

Besondere Verhältnisse liegen in der mit einem Theile nach Böhmen reichenden Sprachinsel von Tglau vor. Die Mediae werden gewöhnlich so schwach gesprochen, daß sich d zwischen Liquiden und Vocalen fast ganz verflüchtigt, woraus oft starke Contractionen hervorgehen: Mat = Mädchen, Fonn = Faden, mēln = melden; in- und auslautendes g aber zeigt entschiedene Neigung zur Aspiration, welche freilich die Schärfe des ch nicht erreicht: Wegh, Boghl. Für die flüchtige Natur der Mediae spricht auch der häufige Übergang des b in die Spirans, besonders vor Vocal und Liquida: stērwen. Die Artikulation der labialen und gutturalen Tenues ist namentlich im Anlaute so wenig charakteristisch, daß p häufig, k nach Liquiden regelmäßig in die Media übergeht, Blattn = Platte, glāgen = klagen; Gügug = Kufuf, weshalb denn in einzelnen Fällen sogar ursprüngliches k aspirirt wird oder, wie im Schlesiſchen, die Media dentalis ausfällt: Werch = Werk, Kōle = Kalk. Eigenartig ist die Stellvertretung des durchaus fehlenden pf, welches in- und auslautend zu p, anlautend zu gf wird: Kōp, Tēppr, Gfērd = Kopf, Töpfer, Pferd.

Der baierisch-österreichische Charakter der Mundart verräth sich vor Allem durch die weitgehende Nasalirung. Im Auslaute fällt n gewöhnlich aus und überträgt den Eigenton an den vorausgehenden Vocal: na[~] = nein, sche[~] = schön. Entschiedener Übergang von o zu a findet jedoch nur bei nachfolgendem reducirtem r statt: wārt = Wort. Überhaupt kommt der Vocalstand in der Stadt, abgesehen von den zahlreichen Dehnungen, dem Neuhochdeutschen sehr nahe. Nur vor r werden die E-Laute verschiedenen Herkommens zu i erhöht: i[~]mer = ärmer, schmirzen = schmerzen. Mitteldeutsch sind die prägnanten Kürzen i und u für die Diphthonge ie, üe und uo in schiſſen = schießen, griſſen = mittelhochdeutsch grüezen, suchen = mittelhochdeutsch suochen u. s. w. Fast ausnahmslos ist das Festhalten des Unterschiedes zwischen dem alten und dem aus mittelhochdeutsch i hervorgegangenen ei. Jenes wird durch ein offenes, klares a, dieses durch ai vertreten: wāch = weich, frai = frei.

Verschieden gefärbt tritt der Vocalismus in den umliegenden Dörfern auf. Während im städtischen Bereiche statt ü und ö, falls der Umlaut nicht ganz zurückgezogen ist,

die Grundvocale oder ihre Stellvertreter (e, i) stehen, verdumpft das Dörfliche, wo die Consonantenumgebung nur irgend Anlaß gibt, auch ursprüngliches *ë*: wöllen = wollen, Wölt = Welt, ersetzt a statt des dem Städtebezirke eigenen Mischungsvocales *ä* durch entschiedenen O-Laut und entwickelt o durch Vermittlung von ou zu u: furt = fort, kount = kommt. Die Flexions- und syntaktischen Verhältnisse weichen im ganzen Sprachgebiete von den bairisch-österreichischen nur wenig ab.

Etwa 20 Kilometer östlich von Brünn liegt die Sprachinsel von Wischau-Musterlitz, deren Bewohner sich „Schwoben“ nennen. Keineswegs hat der Dialect eine einheitliche, sprachgeschichtliche Grundlage, denn wir begegnen dem Schwäbischen: feif = fünf, Bräuti = Geliebter, Formen wie feima, nēima, Deminutiven: Wagele, Tischele neben Bübal u. s. w. Die specifisch schwäbische Artikulation der Gutturale fehlt ebenso wie die Vergröberung des s zu sch. Vorherrschende Nasalirung, Vertretung des ei und mittelhochdeutschen *î* durch ua oder durch oa, welches auch für einfaches a und o eintritt, kennzeichnen den Dialect als einen bairisch-österreichischen, dessen älteste Schichte jedoch in Oberbaiern oder Nordtirol zu suchen ist.

Wesentlich anders ist der Charakter der Mundarten in dem mit seinem nördlichen Theile in Böhmen liegenden Schönhengstler Land, der größten deutschen Sprachinsel Österreichs. Der Lautstand hat hier entschieden mitteldeutsches Gepräge. Eigenartig erscheint die Aspirirung der anlautenden gutturalen Fortis, während in vielen Fällen für labiale Media Lemis eintritt: Khirch = Kirche, dagegen polt = bald. Wie in Tglau, mit dessen dörflichen Dialecten auch sonst manche Verwandtschaft besteht, fällt d häufig aus. Lön = Laden, Fenner = Fäden, pinn = binden; gutturales l wird von a absorbirt: jäbr = selber, oš = als.

Bezeichnend ist für den mitteldeutschen Charakter der Vocalwandel, besonders der durchgreifende Übergang von *ë* zu a: Pârg = Berg. Der Proceß der Verdumpfung ist hier weiter fortgeschritten als im Schlesiſchen, denn über den Vermittlungsdiphthong oa gelangt selbst kurzes a bis u, ohne daß nachfolgendes r die Ursache wäre. Andererseits hat die Mundart einen großen Reichthum an F-Lauten, denn sie bewahrt nicht nur altes kurzes i in zahlreichen Fällen, sondern es besteht auch eine ausgesprochene Neigung für Tonerhöhung des *é* bei verschiedener Consonantenumgebung, sogar wenn es auf *ö* zurückgeht: gît = geht, schiner = schöner, Kizla = Köslin, Bigl = Vögel, khint = kommt. Hieran reihen sich Fälle wie: zensrim = ringsum. Sehr häufig ist diese Vocalerhellung die Folge von Tonabschwächung bei Zusammensetzungen: Töf = Tag, aber Suintif = Sonntag; auch die Bildungssilben tuim = thum, ing = ung gehören hierher. Oft werden U-Laute verschiedenen Herkommens mit flüchtigem F-Klang ersetzt, der bald vor, bald nach dem Grundvocal klingt und öfter zur Triphthongirung führt:

truit = trug, Liouft = Luft, giout = gut. Freilich gehen die einzelnen Orte in der Vocalfärbung oft weit auseinander. So ist um Zwittau die Entwicklung der a und o gegen u weiter fortgeschritten als im Dialect der nördlicher gelegenen Dörfer Tattenitz und Budingsdorf, der in dieser Beziehung fast um eine Stufe zurücksteht.

Während ferner in Zwittau der Umlaut ü durch ui ersetzt wird: Stuibla, frui, tritt im Norden ei, der Stellvertreter für tonlanges î, ein: Stëibla, frëi. Ebenso ist oi = neuhochdeutsch eu verschieden gefärbt, und für mittelhochdeutsch î, ei tritt bald unterschiedslos ai ein, bald wird der alte Diphthong durch â und oa oder ä und uâ von dem jüngeren (ai) auseinander gehalten. Die Sprachinsel ist reich an Idiotismen, die allerdings oft nur auf beschränktem Raume Geltung haben. Aus der nördlichen Gegend seien erwähnt: s zânt mr = es schmeckt, paßt mir, Flomfn = Lippen, flämisch = höhnisch flecken = weinen, Neg = Näscherei, haftig = geizig, Beginfktsla = Brotranft (österreichisch Scherzl).

Dabei fehlt es nicht an zahlreichen Eindringlingen; die einen stehen als solche noch im Sprachbewußtsein und finden meist nur eine auf Redensarten eingeschränkte Verwendung, z. B. sich auf der Fatka aufhalten = herumshmarozen, sich behelfen, von čechisch za fatku = umsonst; andere genießen, in deutsche Form gehüllt, bereits das Bürgerrecht, wie: Nosedel = Tragstangen von čechisch nosidla.

Obwohl das Land im Nordosten nur durch einen schmalen Streifen von dem zusammenhängenden deutschen Sprachgebiete abgetrennt ist, wird, nach dem Gesamtcharakter zu schließen, die Grundlage des Dialectes nicht im Schlesiſchen, wogegen schon die durchgreifende Nasalirung sprechen würde, sondern im Mittelfränkischen zu suchen sein.

Ebenso gehören der Dialect der Olmücker Dorfbewohner und jener der 30 Kilometer westlicher gelegenen Sprachinsel von Wachtl und Deutsch-Brodok dem Mitteldeutschen an. Der Vocalismus entbehrt jedoch hier der zahlreichen, durch i-Laute hervorgerufenen Tonerhöhungen, welche dem Gebirgsdialekt von Zwittau und Trübbau eigen sind. Verschiedene sprachgeschichtliche Grundlagen lassen sich auch hier nicht verkennen; eine Analyse würde z. B. ergeben, daß die frühere Heimat der Brodeker, deren Mundart eine Reihe schlesiſcher Lauteigentümlichkeiten aufweist, nördlicher lag als jene Gegend, aus welcher ihre Nachbarn, die Wachtler, einst zugewandert kamen. Überhaupt bieten die deutschen Sprachinseln dieses in dialectologischer Beziehung so hochinteressanten Landes einen fruchtbaren Boden für wissenschaftliche Einzelforschung. Nicht nur die mährische Landeskunde, sondern auch die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache könnte von hier aus noch manche werthvolle Bereicherung erfahren.

Vollleben der Slaven.

Vollstämme und Dialecte. Die slavische Bevölkerung Mährens bildet einen integrierenden Bestandtheil des böhmischen Vollstammes, mit dem sie von alters her durch das feste Band einer gemeinsamen Schrift- und Literatursprache zu einer Nation verbunden ist.

In den westlichen, an Böhmen angrenzenden Bezirken Bystřiz, Neustadt, Saar, Tglau, Teltch, Dačiz und Jamniz hängt die mährische Vollsprache auch dialectisch mit der böhmischen zusammen, während sie weiter nach Osten in mehrere Dialecte gespalten ist, die sich sowohl von einander, als auch von der gemeinsamen Schriftsprache bald mehr, bald weniger unterscheiden, nirgends jedoch in dem Maße, wie etwa die deutschen Dialecte vom Neuhochdeutschen.

Im Allgemeinen unterscheiden sich die mährischen Dialecte von der Schriftsprache durch die volleren, vor Zeiten auch in Böhmen üblichen a-, o-, u-Laute nach weichen Consonanten statt der engeren e und i des jetzigen Böhmisch: duša — dušu — dušo (böhmisch duše — duši — duše), sedá, ležá (böhmisch sedí, leží).

Nach den Verschiedenheiten der Dialecte und der Vollstracht theilt sich das mährische Volk in mehrere Stämme. Doch sind es diese äußeren Unterscheidungszeichen nicht allein, welche die Individualität der einzelnen Stämme ausmachen, auch in geistiger Beziehung, im Vollstemperament, in den geistigen Anlagen, in Sitte und Brauch unterscheiden sich die einzelnen mährischen Vollstämme von einander.

Der bedeutendste und wichtigste der mährischen Vollstämme sind die Hannaken (Hanáci). Diese haben ihre Sizze in der Mitte Mährens, in jener fruchtbaren Ebene, die seit jeher den Namen Hanna führt, so benannt nach einem unbedeutenden Flusse gleichen Namens, der unweit von Kremsier in die March mündet. Das Stammland der Hannaken erstreckt sich von Wischau und Plumenau über Adstelec und Naměsch gegen Littau und Sternberg und Groß-Wisternitz, von da weiter gegen Trschiz, Kofor, Tobitschau und Rojetein zu den Quellen der Hanna im Westen von Plumenau. Ferner werden zu den Hannaken gerechnet die Bewohner des Landstriches von der Mündung der Bečva bis Mährisch-Weißkirchen, Bystřiz am Hofstein und Kapajedl.

Das Charakteristische der hannakischen Mundart beruht in einer eigenthümlichen Umlautung der i- und u-Laute. Statt des böhmischen ryby, zima, žila, sila, široký, lid, peřina spricht der Hannake řebě, zěma, žěla, sěla, šěroké, lěd, peřěna, das heißt, er spricht jedes y und das kurze i nach den Sibilanten, den Palatalen und l als ein nur ihm eigenthümliches ê aus, während er das lange ý in é verwandelt. Kurzes u verwandelt sich in der hannakischen Aussprache in ein eigenthümliches ô, langes ú (ou) in ó: rókô, dlóhó cestó

(böhmisch ruku, dlouhou cestou). Die böhmische Silbe ej geht im Hannakischen in ein langes é über: dé, sténé (böhmisch dej, stejný). Wie der Slovake und der Walache unterscheidet auch der Hannake in der Aussprache ein hartes und ein weiches l, während der Böhme jetzt nur das mittlere (deutsche) l ausspricht.

Au die Hannaken schließen sich im Norden, Westen und Süden die Horaken (Horáci, Gebirgler) an. Zu den Horaken rechnet man die Bewohner des Flußgebietes der Schwarzawa und Zwitzawa, des Hügellandes zwischen Brünn und Znaim, der Gebirgsgegend von Blumenau gegen Konitz und Littau und von da gegen Loschitz und Hohenstadt und die Hochebene von Drahan.

Der horakische Dialect unterscheidet sich nicht wesentlich vom Hannakischen. Auch in dieser Mundart findet die eigenthümliche Umlautung des i- und u-Lautes in é und ó statt. Doch klingen diese Umlaute viel breiter. Auch wird da jedem anlautenden ursprünglichen o ein v und jedem anlautenden a und umgelauteten ö (= u) und ó (= ú, ou) ein h vorgeschlagen: vokno, hale, hôcho, hôrad (böhmisch okno, ale, ucho, úrad).

Im Südosten und Osten Mährens längs der ungarischen Grenze, in der Umgebung von Kostel (Podivin), Lundenburg, Straßnitz, Ungarisch-Gradisich und Ungarisch-Brod wohnen die Slovaken (Slováci). Ihr Dialect zeichnet sich durch einen vollen und wohl-lautenden Vocalismus aus.

Nordöstlich von den Slovaken, in der gebirgigen Gegend von Walachisch-Klobuk, Bjetin und Karlovitz, dann Rožnau und Walachisch-Meseritsch hat seine Stige das Hirtenvolk der Walachen (Valaši). Beide Volksstämme sind die nächsten Stammverwandten der angrenzenden Slovaken Ungarns. In den Afern der Walachen rollt jedoch außer dem ursprünglichen slavischen auch eine Dosis rumänischen Blutes, wie nicht nur der Name selbst, sondern auch die Sprache unwiderleglich beweist.

Das rumänische Volkselement hat im XII. bis XVI. Jahrhundert eine bedeutende Spannkraft entwickelt, indem es sich in nicht unbedeutender Anzahl einerseits in Dalmatien und Istrien, Serbien und Kroatien, anderseits in Siebenbürgen und der Bukowina ansässig machte und von hier aus Ansiedler und Hirten unter die galizischen Russinen und Polen auswandte, als deren slavisirte Nachkommen die Huculen gelten. Aus Galizien zogen diese Hirten mit ihren Herden weiter nach Westen, und ein Theil derselben wurde bis in die Gebirge der heutigen mährischen Walachei versprengt, wo er mit der dort theils schon ansässigen, theils nachziehenden slavischen Bevölkerung verschmolz und bald vollständig slavisiert wurde. Merkliche Spuren des rumänischen Ursprungs eines Theiles der heutigen mährischen Walachei haben sich bis jetzt in ihrer Sprache erhalten. Die Terminologie der walachischen Semner (salašnici) ist zum großen Theile rumänisch.

In der mährischen Walachei hat jeder chotár (rumänisch chotar, Gemeindegelände) eine oder mehrere Sennwirthschaften. Der bača (bačjü, Oberhirt) wohnt mit den valaši (Walachen, Schaffnechte) in einer koliba (kolibü, Sennhütte), in der er



Samtate aus der Umgebung von Olmütz.

auf einer strunga (strungü, hölzerne Sitzbank) bei der vatra (vatrü, Feuerherd) sitzt. Seine Schafe führen verschiedene Namen; etliche davon heißen kornuta (großhörnig, vom rumänischen corn) und pistrula (pistrujü, geiprenkelt) und werden auf dem grui (gruiü, Berglehne) geweidet. Gemolken werden die Schafe in die geleta (gülätü, Melkfübel). Die Milch wird durch die glaga (kiag, eingeweichter Kalbsmagen) zum Gerinnen gebracht. Von der geronnenen Milch wird die urda (urdü, Rahm) abgeschöpft und nachdem die brynza (brünzü, Schaffäse) herausgenommen worden, bleibt die zinčica (zintieü, Molke) übrig.

Nördlich von den Walachen, in dem zwischen Ober- und Unter Schlesien eingekleiteten Ausläufer Mährens, in der Umgebung von Frankstadt, Freiberg, Braunsberg und Mährisch-Ostau, wohnen die Lachen (Laši), deren Mundart einen Übergang vom Mährischen zum Polnischen bildet. Mit dem Polnischen hat dieser Dialect gemein: den Accent auf der vorletzten

Silbe (während er in den übrigen mährischen Dialecten wie im Böhmischem auf der ersten Silbe ruht), den Mangel an langen Vocalen, die erweichten Silben dĕ, tĕ, nĕ statt der böhmischen und mährischen harten de, te, ne und theilweise auch die sanften Zischlaute ś, ź, ć.

Die Übergänge zwischen den Dialecten sind nirgends schroff, gegen die Grenzen hin fließen sie überall allmählig in einander. Da sich zu diesen mundartlichen Differenzen

auch kleinere oder größere Unterschiede in der Tracht gefellen, theilen sich wieder die oben angeführten Volksstämme in kleinere Gruppen, die auch ihre besonderen Namen führen. In der Patrimonialzeit vor dem Jahre 1848 hatte die Bevölkerung fast einer jeden Herrschaft ihre Eigenthümlichkeiten aufzuweisen.

Auf dem Boden dieser Stammesverschiedenheit entfaltete sich in Mähren ein sehr reiches und mannigfaltiges Volksleben. Jeder dieser Volksstämme hatte nicht nur seine besondere Tracht und seine eigenthümliche Mundart, sondern auch seine nur ihm eigenen Lieder und Tänze, Sitten und Gebräuche. Ein rechter Hannake wäre gar nicht im Stande, ein slovakisches Lied zu singen oder einen slovakischen Tanz aufzuführen; beides ist ihm viel zu schwer und unbequem, während wiederum der Slovake an den hannakischen Weisen und Tänzen kein Gefallen findet.

Kirchenjahr. Viele Überreste der ursprünglichen Naturreligion und sonst althergebrachter Sitte haben sich in den Gebräuchen des Kirchenjahres und in den Volksspielen erhalten.

Am Sankt-Barbaratage, den 4. December, hält der Winter seinen Einzug ins Dorf. Er erscheint in der Gestalt und unter dem Namen des alten „Mütterchen“ (mاتیčka) und wird durch eine weibliche Person vorgestellt.¹ Diese geht, in ein weißes Leintuch gehüllt und mit der Sichel oder mit dem Spatel in der Hand von Haus zu Haus, gibt den Kindern das Kreuz zu küssen und läßt sie die Gebete hersagen.

Mit besonderem Glanz und unter zahlreichem Geleite stellt sich der heilige Mikolo am 6. December ein. Der Heilige selbst ist als Bischof gekleidet, mit einem langen Bart von Flachs, auf dem Kopfe eine Mitra von buntpfarbigem, vergoldetem Papier, in der Hand den Krummstab. Ihm zur Seite geht ein weißgekleideter Engel. Dieser trägt im Korbe Lebzelt, Äpfel, Nüsse und Dörrobst für die braven Kinder und eine Ruthe zur etwaigen Bestrafung der unfolgsamen und läutet mit der Glocke. Außerdem begleiten den Heiligen ein weißgekleideter Tod mit der Sense in der Hand, etliche Teufel mit Ketten und Hämmern und ein Lauser, der dem ganzen Zuge voraneilend unter den Fenstern durch Peitschenknall die Ankunft des Mikolo ankündigt. Heilige Scheu erfaßt die Kinder beim Erscheinen des Bischofs und seines Geleites. Auf sein Geheiß fallen sie auf die Knie und sagen andächtig ihre Gebete her.

Am 13. December, dem Tage der heiligen Lucia, hält ihren Umzug im Dorfe eine als Lucia (Luca) weißgekleidete weibliche Person. Sie trägt eine Maske mit großen Zähnen und im Korbe Hechelscheven und eine Spindel. In jedem Hause untersucht sie das Gespinnst, belobt die geschickten Spinnerinnen und klopft die ungeschickten über die Finger. Auch unter dieser Gestalt birgt sich die altheidnische Winter- und Todesgöttin Morana.

¹ Der Winter (zima) ist im Böhmischem weiblichen Geschlechtes.



Mädchen und ein Mann aus Zavorník bei Bellá.

Der heilige Abend heißt im Böhmischem der „freigebige“ oder „ergiebig“ (štědrý den) und verdient sehr wohl diesen Namen. Was das bescheidene Hauswesen an Fastenspeisen zu bieten vermag, das alles richtet die Hausfrau in Hülle und Fülle zum Nachtmahl her. Auch das Vieh, das Geflügel und die Obstbäume erhalten ihren Antheil vom Tische des heiligen Abends. Sobald die ersten Sterne am Himmel erglänzen, wird der Tisch mit besonderer Sorgfalt gedeckt. Der Tisch, um den eine Kette gezogen ist, wird mit Halmen aller Getreidearten belegt oder man stellt auf jede Tischecke einen Laib Brot und bestreut die leergebliebene Tischmitte mit Weizenkörnern, worauf man dann einen großen Kuchen mit einem Loch in der Mitte legt und über das Ganze das Tischtuch breitet. Unter den Tisch stellt man das Butterfaß oder einen Melkkübel, worin die Hausfrau von jeder Speise einen Löffel voll, sowie die Brotsamen und alle Speisereste hineinthut. So gedeckt bleibt der Tisch bis zum Feste der unschuldigen Kinder. Der in das Butterfaß hineingethane Speise-Antheil wird dann den Kühen gegeben, damit sie gut melken.

Vor dem Essen liest der Hausvater den Anfang des Evangeliums des heiligen Johannes, dann beten alle laut ein Vaterunser, Ave Maria und das Glaubensbekenntniß. Zuerst werden mit Honig bestrichene Oblaten mit einem Stückchen Petersilie oder Knoblauch verspeist, dann kommen eine Schwamm- oder Erbsensuppe, verschiedene Arten von Brei, Kuchen, frisches und gedörrtes Obst. In der Freiburger Gegend kommen auf den Weihnachtstisch neun Arten von Suppen, im westlichen Mähren wiederum ebenso viele Saucen. Nach dem Nachtmahl geht die gesammte Kinderschaar blöfend und mit Glocken läutend als die „Herde von Betlehem“ durchs Dorf. Anderswo wieder gehen die Kinder von Haus zu Haus und singen fröhliche Weihnachtslieder (koledy) unter den Fenstern.

Zur Theilnahme an der Feier des heiligen Abend werden auch die Hausthiere herangezogen. Mit dem von der Schippe, auf der die Kuchen in den Backofen gesetzt wurden, abgewischten Mehl werden die Kühle bestreut. Dann bekommt jedes Stück Vieh je eine mit Honig bestrichene Oblate oder ein Stück Brot mit Honig und Knoblauch, worauf dann der Grand mit dem besten Futter angefüllt wird; denn so wie die Menschen, wurde auch das Vieh bis zur Abendmahlzeit zum Fasten verhalten. Der Haushund, der Hahn und der Gänserich bekommen vor allem andern ein Stückchen Weihnachtskuchen mit etwas Knoblauch. Dem Hausgeflügel wird das Futter in einen ausgebreiteten Reifen gestreut, damit es sich beisammen halte. Wenn die Hausfrau den Teig angemacht hat, geht sie in den Garten und bestreicht die Obstbäume, um ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen. Nach dem Essen wird aus demselben Grunde ein Theil der Brosamen um die Bäume gestreut. Sogar der Hausbrunnen wird hier und da mit einer Gabe bedacht. Der Hausvater wirft eine halbe Nuß, einen halben Apfel und ein Stückchen Weihnachtskuchen in denselben und spricht dabei: „Brünnlein, liebes Brünnlein! ich gebe dir vom heiligen Abend, damit du uns gutes Wasser gebest.“

Der heilige Abend gehört zu den geheimnißvollen Tagen, an denen sich dem Menschen die Zukunft enthüllt. Junge Mädchen suchen an diesem Tage auf die verschiedenste Art zu erforschen, ob ihnen im kommenden Jahre eine „Standesveränderung“ beschieden ist. Das Mädchen nimmt den Kochlöffel, mit dem der Teig angemacht wurde, begibt sich zum Brunnen, rührt darin und horcht dann, wie es im Brunnen rauscht. Tönt es wie Gesang, wird sie heiraten, ist aber Glockengeläute zu vernehmen, steht ihr der Tod bevor. Nach dem Essen kehrt die ledige Haustochter die Stube, nimmt den Kehricht in die Schürze, streut ihn auf dem nächsten Kreuzweg im Kreise um sich und bleibt in der Mitte des Kreises stehen. Hört sie einen Hahn krähen, bekommt sie einen guten Säger zum Manne, fällt irgendwo ein Schuß, ist ihr ein Jäger oder wenigstens ein Heger beschieden u. s. w. Oder es nimmt das Mädchen einen Apfel vom Tisch, stellt sich unter den Hausflur und verspeist ihn dort. Geht während dessen eine Mannsperson vorüber,



Wallfahrt in Belgrad.

wird sie heiraten. Auch laufen die Mädchen zum Bach, greifen mit der Hand ins Wasser und schließen sodann aus dem, was sie zufällig herausfischen, auf Stand und Beruf ihres Zukünftigen. Ein Stückchen Holz läßt sie einen Zimmermann oder Tischler erhoffen, Jeder stellt einen Schustermeister in sichere Aussicht u. s. w. Auch gießen die Mädchen geschmolzenes Blei ins Wasser und suchen aus den so entstandenen Gebilden den Beruf ihres Zukünftigen zu ergründen. Wollen mehrere Mädchen errathen, welche von ihnen früher heiraten wird, so legen sie ihre Kopftücher auf ein Sieb und schütteln sie. In derselben Reihenfolge, wie die Tücher aus dem Siebe herausfallen, werden die Mädchen nach einander unter die Haube kommen. Der Hauswirth wieder sucht zu erfahren, wie sich das Wetter im folgenden Jahre gestalten werde. Zu diesem Behufe füllt er 12 Nußschalen mit Wasser und stellt sie in eine Reihe, die Reihenfolge der 12 Monate versinnbildend. Nach dem Maße des aus den einzelnen Nußschalen bis zum nächsten Morgen verdunsteten Wassers werden die durch die Nußschalen vorgestellten Monate naß oder trocken sein.

Auch vor der Erforschung dessen, „was die Götter weise verhüllen mit Nacht und Grauen“, schreckt der Mensch an diesem Tage nicht zurück. Wenn das Licht am Abend ins Zimmer getragen wird, beobachtet man an der Wand den Schatten der anwesenden Personen. Wessen Schatten keinen Kopf hat, der wird den nächsten heiligen Abend nicht erleben. Nach dem Nachtmahl legt jeder ein Stückchen Kuchen auf eine Schaufel, die man dann der Hauskate vorhält. Wessen Kuchen die Kaze zuerst auffrißt, der ist im Sterben der erste an der Reihe. Wenn am heiligen Abend die Pferde im Stalle wiehern, stirbt der Hauswirth.

In der Walachei bringt der Knecht am heiligen Abend nach dem Mahle aus dem Walde das sogenannte „Glücksbäumchen“ (šcasticička), einen Fichtenzweig mit drei Wipfeln, und steckt es in den Dünger. Nach Mitternacht vor der Frühmette geht das Dienstmädchen zum Bache, schöpft mit dem Kruge dreimal gegen den Strom Wasser, taucht das Glücksbäumchen, zu Hause angekommen, in dieses sogenannte „Jordanwasser“ ein, besprengt damit alle Hausleute und sagt dazu einem jeden einen besonderen Glückwunsch auf. Dann wird das Wasser in eine Schüssel gegossen, jeder wirft in dasselbe ein Geldstück und wäscht sich damit. Hierauf nimmt das Dienstmädchen das Wasser, begibt sich damit in den Kuh- und Schafstall, besprengt das Vieh und bringt auch ihm seine Glückwünsche dar. Das Glücksbäumchen wird dann in seine drei Bestandtheile zertheilt, ein Wipfel wird im Zimmer, der zweite im Kuhstall und der dritte im Schafstall hinter den Tragbalken gesteckt, wo sie bis zum nächsten heiligen Abend verbleiben.

Der Christtag ist der größte Feiertag im ganzen Jahre. An diesem Tag werden nicht einmal die nothwendigsten Arbeiten verrichtet. In der Frühe wird weder das Bett gemacht, noch gefehrt, in manchen Ortschaften nicht einmal gekocht; es werden nur kalte

Speisen, die vom heiligen Abend übriggeblieben, genossen. Die Slovaken verbinden dem Rindvieh die Mäuler, damit das durch das Wiederkäuen verursachte Geräusch so gering als möglich sei. Niemand geht zu Besuch; der ganze Tag wird mit Gebeten und dem Absingen frommer Lieder zugebracht.

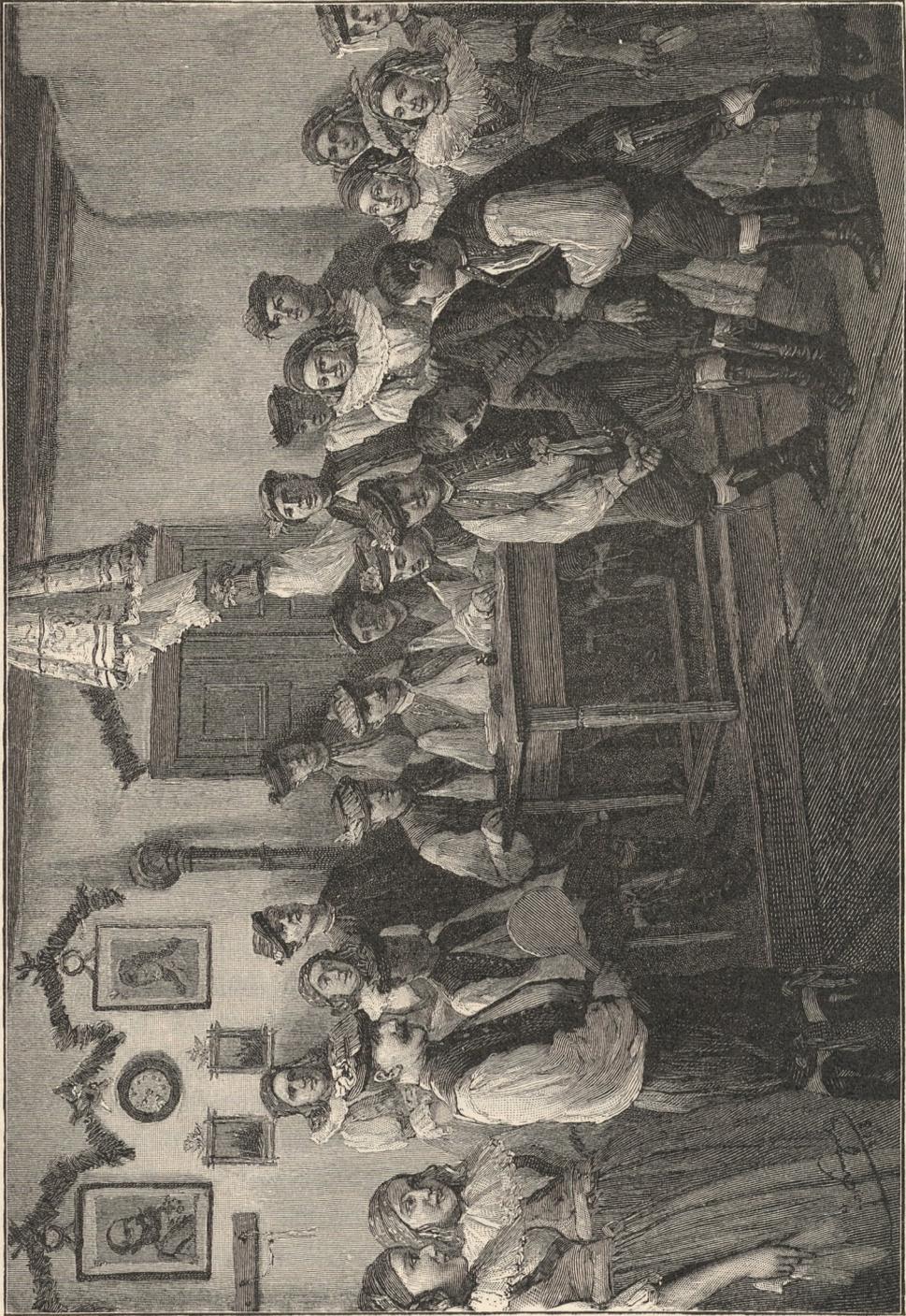


Das Gefinderecht (právo chasy) am Faschingmontag: Der Umzug.

Am Sanct-Stefanstag wird in der Kirche nach dem Hochamt das Getreide geweiht. Jeder Hauswirth schickt etwas davon zu diesem Zweck in die Kirche und vermengt es dann bei der Ausfaat mit dem Samen. Der Stefanstag ist der Tag der Koledalieder. Ganze Schaaren von Kindern gehen da von Haus zu Haus und recitiren und singen diese fröhlichen, mitunter sehr alterthümlichen Lieder von der Geburt des Heilands, deren es eine Unzahl gibt. Einzelne gehen auch als Valási (Bethlehemshirten) verkleidet und führen das ganze Mysterium dramatisch auf.

In der Sylvesternacht stellt sich im Ungarisch-Broder Bezirke das „wilde Weib“ ein. Man stellt für sie auf den Tisch ein Stück Brot, Salz, ein Messer und ein Glas Wasser. Es ist dies offenbar ein Überrest des altheidnischen Morana-Cultus.

Am Dreikönigstag wird in der Kirche Wasser, Kreide und Weihrauch geweiht. Mit dem geweihten Wasser begibt man sich zuerst in den Garten und besprengt damit die Obstbäume, um dadurch ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen und sie vor Ungeziefer zu schützen. Dann nimmt die Hausfrau drei Weizenähren, besprengt alle Räumlichkeiten des Hauses und räuchert sie aus, während der Hauswirth mit der geweihten Kreide auf alle Thüren das $R \dagger M \dagger B$ schreibt. Das Weihwasser wird dann zum Gebrauch fürs ganze Jahr wohl verwahrt. Mit diesem Wasser besprengen die Eltern ihre Kinder, wenn sie eine Reise antreten oder heiraten; die Bienenzüchter besprengen damit die Bienenstöcke, wenn sie im Frühjahr den Honig ausnehmen oder den Schwarm ansetzen. Ein wenig davon gießt man in den Hausbrunnen und gibt drei Löffel davon mit geweihtem Salze der Kuh, wenn sie kälbert. Nachmittags wird „Das Drama von Betlehem“ mit Recitativ und Arien theatralisch aufgeführt. Nach Art der mittelalterlichen Passionsspiele ist der ernsten Handlung eine ziemliche Dosis komischen Elementes beigemischt, welches durch die Figur des Juden und durch die Teufelsgestalten repräsentirt wird. Dergleichen Dramen von größerem oder geringerem Umfange gibt es eine bedeutende Anzahl. Die Scene wird durch eine höchst primitive spanische Wand dargestellt. Zu Beginn des Stückes sitzt Maria vor der Wand und wiegt das Jesuskind. Ihr zur Seite steht der heilige Josef, seitwärts ein Engel, in der Hand eine Stange, an deren Ende ein Stern von Goldpapier erglänzt. Im Vordergrunde liegen die Hirten auf der Erde in tiefen Schlaf versunken, den sie durch wackeres Schnarchen versinnbildlichen. Die übrigen handelnden Personen befinden sich unterdessen hinter der Wand. Alle sind ihrem Stande gemäß gekleidet; die beiden Teufel haben umgekehrte Pelze an und tragen in der Hand Ketten, mit denen sie beim jedesmaligen Auftreten rasseln. Die Hirten werden durch den Gesang des Engels, welcher die Geburt des Heilands verkündigt, aus dem Schlafe geweckt und machen sich auf dessen Geheiß mit Geschenken auf den Weg nach Betlehem. Unterwegs begegnet ihnen ein Teufel und sucht sie zur Umkehr zu bewegen; es sei nicht wahr, was ihnen der Engel verkündete. Da erscheint der Engel und treibt den Teufel zur Hölle. In Betlehem angekommen begrüßen die Hirten den neugeborenen Heiland mit einem fröhlichen Koledaliede und bringen ihm ihre Geschenke dar. Die Hirten treten ab, es erscheinen die heiligen drei Könige auf der Scene, welche den neugeborenen Heiland, den ihnen ein wunderbarer Stern verkündet hatte, nicht ausfindig machen können und daher den Entschluß fassen, den König Herodes aufzujuchen, um von ihm die gewünschte Auskunft zu erhalten. Ein Trabant des Königs überbringt ihren Wunsch seinem Herrn, der sie zu



Das Gefinberecht: Gericht.

sich bescheiden läßt. Die Wand wird nun gehoben und hinter Herodes aufgestellt, der auf seinem Throne sitzend erscheint. Herodes weiß den heiligen drei Königen auf ihre Anfrage keinen Bescheid zu geben und weist sie an, nach Betlehem zu gehen, den neugeborenen König zu erkundschaften und ihm dann die Kunde von demselben zu hinterbringen, damit auch er hingehet und ihn anbetet. Die heiligen drei Könige ziehen also weiter und vertrauen sich getrost der Führung des Engels mit dem Sterne an. In Betlehem angekommen, beten auch sie einer nach dem andern das göttliche Kind an, bringen ihm ihre Geschenke dar und singen im Chor ein Wiegenlied. Auf der Rückreise erscheint ihnen wieder der Engel, belehrt sie über die bösen Absichten Herodes' und gibt ihnen den Rath, dessen Residenz zu meiden. Die drei Könige treten ab, auf der Scene erscheinen zwei Teufel. Diese führen ein „höllisches“ Ballet auf und beklagen sich, daß der neugeborene Messias ihrer Weltherrschaft ein klägliches Ende bereiten werde. Endlich fassen sie den Entschluß, Herodes zu dem betlehemitischen Kindermord aufzureizen. Herodes hat unterdessen erfahren, daß die heiligen drei Könige bereits ihren Heimweg angetreten haben, ohne ihm die versprochene Botschaft zu bringen. Wuthschnaubend schickt er seinen Trabanten um den schriftkundigen Juden Raboi, der ihm in einem jüdisch-böhmischen Kauderwälsch nach den Zeugnissen der heiligen Schrift referirt, es sei wirklich in Betlehem der Messias geboren worden, seiner Herrschaft drohe jedoch keine Gefahr. Allein Herodes läßt sich dadurch nicht beschwichtigen und gibt seinem Trabanten den gemessenen Auftrag, mit dem Heere auszurücken und alle neugeborenen Kinder zu ermorden. Der Trabant vollführt den Auftrag und bringt eine Puppe, die den neuen König vorstellt, auf der Schwertspitze aufgespießt. Da erscheint der Senfmann und macht dem König Herodes den Garauz, worauf ihn dann die Teufel unter Hohngelächter zur Hölle schleppen. Zu Ende singen alle handelnden Personen eine Koleda und der Trabant erbittet im Namen Aller vom Publikum den wohlverdienten Beifall.

An dem letzten der Faschingstage wird das „Gesinderecht“ (právo chasy) gehalten. Sonntag Nachmittags versammelt sich beim Gemeindevorstand der Gemeindeauschuß. Dasselbst stellen sich zunächst die Bauernmädchen ein, um das „Recht“ (právo) herzurichten. Dieses Recht ist ein Schwert, welches die Mädchen mit bunten Tüchern und Bändern nach Art einer Puppe umwickeln und dann ober dem Amtstische in den Tragbalken stecken. Alsdann erscheinen die Bursche, „um das Recht zu bitten“. Der Gemeindeauschuß erwählt aus den angesehensten Burschen „den jungen Auschuß“ und dieser dann aus seiner Mitte den Richter, den ersten und zweiten Bürgermeister und den Gerichtsvollstrecker (dráb). Der Letztere bekommt zum Zwecke seiner Amtswaltung die sogenannte Ferula, d. i. einen Prügelstock, der an dem oberen Ende in eine breite, entzweigespaltene Scheibe endet, so daß er beim Aufschlagen tüchtig raffelt. Indem der Gemeindeauschuß diesem

„jungen Ausschuß“ das „Recht“ übergibt, begibt er sich für die Faschingstage seiner Amtswirksamkeit und überträgt diese an den Gefindeausschuß. Der Gemeindevorstand ermahnt in einer angemessenen Ansprache den jungen Ausschuß, für Ordnung und gute Zucht in der Gemeinde zu sorgen. Hierauf wird das Recht in feierlichem Umzuge aus dem Hause des Gemeindevorstandes in das Wirthshaus getragen. Dasselbst nimmt der Gefindeausschuß hinter dem „Amtstische“ Platz, oberhalb dessen das Recht in den Querbalken gesteckt wird. Nun wird fleißig dem Tanze gehuldigt, welcher von Zeit zu Zeit durch ein scherzhaftes Gericht unterbrochen wird. Es hat z. B. einer einem anderen etwas heimlich zugesteckt und ihn dann vor „dem ehrfamen Recht“ als Dieb verklagt. Ein anderer wurde angezeigt, er habe von dem „löblichen Gemeindeausschuß“ unziemlich geredet, das Recht ohne Respect angeblickt u. s. w. Der Schuldige wird vorgeladen, die Gerichtsverhandlung unter strenger Beobachtung aller Formalitäten gegen ihn durchgeführt und das Urtheil an ihm sofort mit der Ferula vollstreckt.

Am Faschings=Montag und =Dienstag wird das Recht in feierlichem Umzuge unter Musikbegleitung durchs Dorf getragen, in jedem Hause Halt gemacht, mit der Hausfrau und den Haustöchtern getanzt und sodann Geld, Faschingskrapsen, Speck und Eier eingefammelt.

Am Aschermittwoch wird das Recht im feierlichen Umzuge, jedoch ohne Musik zum Gemeindevorstand zurückgetragen.

Am schwarzen Sonntag wird von der Dorfjugend die Morana (personificirter Tod und Winter) in der Gestalt einer weiblichen Puppe unter Absingung alterthümlicher Lieder aus dem Dorfe getragen und ins Wasser geworfen und an ihrer Stelle „der junge Sommer“, dessen Symbol ein geschmücktes Tannenbäumchen ist, ins Dorf gebracht.

Am Sanct=Georgitag (24. April) werden die Feldmarken begangen. In mehrere Gruppen getheilt, besichtigen die Ortsinsassen die Grenzsteine, und nachdem sie constatirt haben, daß diese unverrückt sind, übertünchen sie sie mit frischem Kalk. In älterer Zeit nahmen sie auch ihre Söhne im Alter von 12 bis 14 Jahren mit und strichen sie an den Grenzsteinen mit Ruthen, damit sie sich deren Standort besser merkten.

Am Charfreitag vor Sonnenaufgang eilt Alles zum nächsten Flusse oder Bache und wäscht sich daselbst unter Hersagung alterthümlicher Formeln und Gebete, oder es holt Jemand solches Wasser und alle Hausgenossen waschen sich damit unter freiem Himmel, auf daß sie das ganze Jahr hindurch frisch und gesund verbleiben. Wer das Wasser holt, darf auf dem Hin- und Herwege kein Wort sprechen, weder Jemand grüßen, noch den Gruß erwidern; deswegen heißt es „das Schweigewasser“. In manchen Gegenden laufen die Knaben, nachdem sie ein Flußbad genommen, nackt in den Obstgarten und schütteln die Bäume, um sie dadurch zur reichlichen Obsternte zu vermögen. Auch das Vieh wird

zur Schwemme getrieben. Der Charfreitag ist überhaupt ein Tag der Reinigung. Das Hausgeräthe wird am Bach gewaschen, Bettzeug und Kleider werden gelüftet. Um Mäuse und Ungeziefer aus dem Gebäude zu vertreiben, bindet die Hausfrau die Schlüssel von allen Localitäten an den Rehrbesen und fegt damit alle Räumlichkeiten aus. Der Rehricht wird dann entweder unter den Obstbäumen verbrannt oder ins fließende Wasser geworfen. In manchen Gegenden wird am Charfreitag die Feldarbeit eingestellt, Brot wird an diesem Tage nirgends gebacken; wer davon äße, bekäme die hinfällende Krankheit.

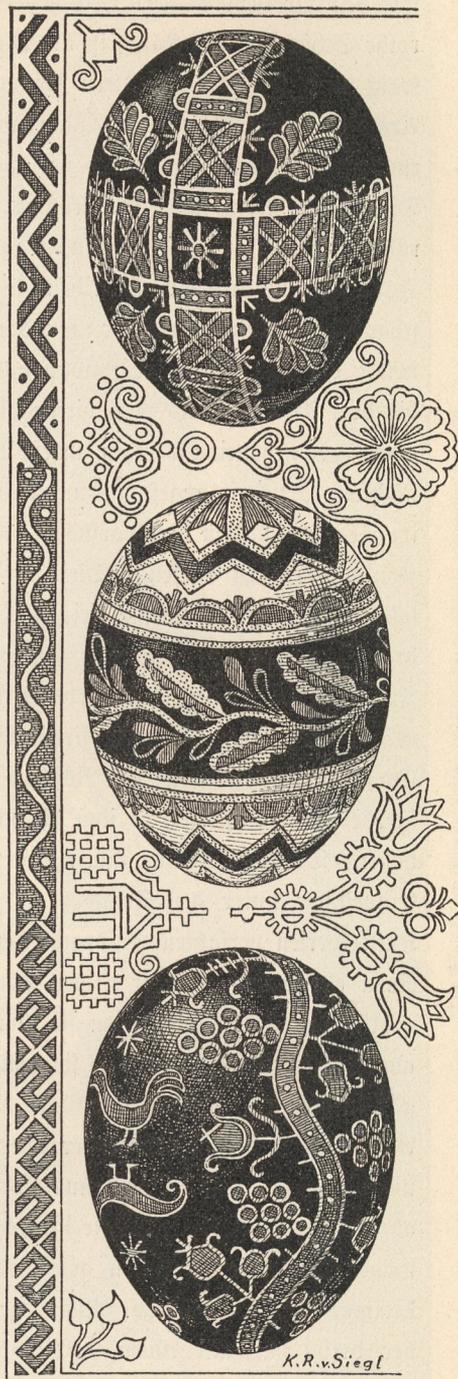
Am Ostersonntag findet in der Kirche nach dem Hochamt die Speisenweihe statt. Zu diesem Zweck schickt man aus jedem Hause einen Gugelhupf, Selchfleisch und Ostereier in die Kirche. Mit den geweihten Speisen eröffnet man den Mittagstisch. Die Überreste streut man im Garten und auf dem Felde aus. Von dem geweihten Gugelhupf bekommt jede Kuh ein Stückchen. Nachmittags „wird der Weizen geweiht“. Der Hauswirth begibt sich mit der Hausfrau auf das Weizenfeld und steckt daselbst, namentlich an Stellen, wo die Saat ausgewintert ist, Kreuzchen hinein, die aus dem am Charfreitag geweihten Holze geschneit sind. Jedem Kreuzchen wird auch ein geweihter „Palmenzweig“ beigegeben.

Am Ostermontag, welcher nach den rothen Ostereiern der „rothe Montag“ benannt ist, wird im ganzen Lande das Schmeckostern (mrskačka, šlahačka) gefeiert. Jedes Frauenzimmer muß mit einer aus Weideruthen geflochtenen Geißel (tatar, žila) einige Hiebe bekommen, damit sie im nächsten Jahre von Hautkrankheiten bewahrt bleibe, und wird hier und da außerdem auch mit Wasser begossen. Dafür muß sie sich mit Ostereiern regaliren. Auch Kinder gehen an diesem Tage mit der Schmeckostern-Ruthe ausgerüstet von Haus zu Haus, singen Koledalieder und sammeln Ostereier ein. Die Schmeckostern-Ruthe wird entweder aufs Dach geworfen, „weil sie unrein ist,“ oder man hebt sie auf und peitscht mit ihr das Vieh, wenn es im Frühjahr zum erstenmal auf die Weide getrieben wird.

In der Walpurgisnacht treiben die Hexen auch in Mähren ihr Unwesen. Um sie von der Behausung abzuwehren, werden abends ins Dach, in die Fensterrahmen und in jede Luke und Spalte Linden- oder Hollunderzweige gesteckt. Aus der Gemeinde sollen sie durch lebhaften Peitschenknall, den die Dorfjungen auf dem Dorfplatze unterhalten, hinausgetrieben werden. Außerdem werden sie noch symbolisch verbrannt. Ähnlich wie am 24. Juni zur Feier der Sommer-Sonnenwende, werden auch in der Walpurgisnacht auf den umliegenden Bergen große Feuer angezündet, über welche die Dorfjugend unter Sauchzen und Gesang hin und her springt. In derselben Nacht stellt der Bursche seiner Auserwählten vor den Fenstern einen Maibaum (máj) auf. Es ist dies ein schlanker Tannen- oder Kieferbaum, dessen Stamm abgeschält ist. Der Wipfel ist mit Bändern und einem rothen Kopftuch geschmückt.

Vor dem Wirthshause wird ein gemeinschaftlicher Maibaum aufgestellt. Am 1. Mai Nachmittags begibt sich dann Alles festlich gekleidet mit Sang und Klang zum Maibaum. Die Burschen werden von ihren Mädchen mit Rosmarinsträußchen beschenkt. Um den Maibaum wird dann bis tief in die Nacht lustig getanzt. Am Pfingstmontag nachmittags wird derselbe unter besonderen Ceremonien „enthauptet“. Die Musik spielt auf und jeder Bursche tanzt mit einem jeden Mädchen, so viele ihrer anwesend sind, um den Maibaum. Nachdem alle getanzt haben, wird der Maibaum umgeworfen und ein als Henker gekleideter Bursche haut ihm mit dem Säbel den Wipfel ab.

Am Pfingstmontag wurde in der Hanna und der Slovakei ein alterthümliches Königsfest gefeiert, welches man das „König suchen“ oder „jagen“ nannte. Es war dies eines der schönsten Feste des mährischen Volkes, ist aber um das Jahr 1870 in den meisten Gegenden erloschen und wird jetzt nur noch in der Umgebung von Ungarisch-Hradisch und Ungarisch-Brod abgehalten. Am Pfingstsonntag versammeln sich die Burschen im Wirthshause und entsenden drei Abgeordnete zum Ortsvorsteher, um sich die Erlaubniß zu erbitten, „den König suchen zu dürfen“. Ist ihnen diese ertheilt, bitten sie sich als „König“ einen 14- bis 15jährigen Knaben aus einer der angesehensten Familien vom Vater aus. Für den König werden zwei tüchtige Burschen als Adjutanten bestellt und außerdem noch drei „Abgesandte“ und ebensoviele „Ausrufer“ und „Einnehmer“ erwählt. Der ganze Königszug, an dem 20 und mehr Burschen theilnehmen, ist beritten. Die Kofse sind mit Bändern



Typen und Motive bemalter Oftereier.

und buntfarbigen Tüchern reich geschmückt. Die Reiter selbst tragen weiße Schürzen und rothe Schärpen. Der König ist als Mädchen gekleidet, trägt auf dem Kopfe einen Blumenkranz und über die Schultern kreuzweise rothe Bänder. Er reitet einen Schimmel, die Arme in die Seiten gestützt. Während der ganzen Feierlichkeit darf er kein Wort reden; zum Zeichen, daß sein Mund verschlossen ist, trägt er eine Rose zwischen den Zähnen. Die beiden Adjutanten des Königs, welche sich von der Seite ihres Gebieters nicht rühren dürfen, reiten Kappen, tragen wie der König über die Schulter kreuzweise Schärpen und in der Rechten den blanken Säbel. So ausgerüstet begibt sich die Reiter-schaar in die Nachbardörfer, um dort „den König zu suchen“. Aus dem Heimatsdorfe bricht der ganze Zug im Galopp auf: an der Spitze die drei Abgesandten, hinter ihnen die drei Ausrufer und nach diesen die drei Einnehmer, dann die übrigen Reiter zu zwei oder drei nebeneinander, in ihrer Mitte der König mit seinen Adjutanten. Vor der nächsten Ortschaft angekommen, machen sie Halt, und ins Dorf reiten die Abgesandten im Trab, um vom Ortsvorsteher die Erlaubniß zu erbitten, in dieser Gemeinde „den König suchen zu dürfen“. Diese wird ihnen in der Regel bereitwillig ertheilt und nun hält das ganze Banderium seinen Einzug in das Dorf. Gleich am Eingang biegen die drei Ausrufer von der Straße zum ersten Gebäude rechts ab, machen vor den Fenstern Front, und einer von ihnen erbittet sich „in gebundener Rede“ von den Hausbewohnern Gehör, um dann in improvisirten Versen den ledigen Töchtern oder der Hausfrau ein Compliment zu machen: sein Kößlein habe sich nicht halten lassen und sich von der Straße hierher verrannt, weil es ihm die schwarzen Auglein der schönen Maruschka angethan haben. Darauf reiten sie zum nächsten Gebäude und gleich nach ihnen stellen sich die drei Einnehmer unter den Fenstern ein. Der erste von ihnen bittet in einer längeren, in Knittelversen verfaßten Ansprache um ein Geschenk für den König. Sie haben, sagt er, einen ehrenwerthen, aber armen König. Räuber haben ihn überfallen und ganz ausgeplündert, 300 Roffe haben sie ihm entwendet aus jezt leerem Stalle und 300 Ochsen aus jezt leerem Gehöfte, und sie hätten noch mehr genommen, aber zum Glück habe er gar nichts mehr gehabt. Nachdem der erste geendet, reitet er schnell weiter hinter den Ausrufers und nun nimmt der zweite Einnehmer unter den Fenstern seine Aufstellung, um die Rede seines Vormanns fortzusetzen. Er fordert die Hausfrau auf, sie bald abzufertigen, sonst werden sie ihr das Dach abdecken und unter ihre Kößlein streuen; sie möge ihnen einen Schinken geben oder eine Selchwurst, so lang, daß man sich damit dreimal umgürten könne. Auch der zweite Einnehmer reitet sodann weiter und erst der dritte hält mit einem Korbe vor der Hausthüre an und sammelt ein, was die Hauswirthin „dem ehrenwerthen, aber armen König“ zur Reparatur so großer Verluste schenkt. Auf diese Art machen die Ausrufer und die Einnehmer im ganzen Dorfe die



Das Königsjagen (Honění krále) am Pfingstmontag in der mährischen Slovatie.

Runde von Haus zu Haus. Der übrige Zug mit dem König in der Mitte bewegt sich unterdessen langsamen Schrittes durch das Dorf. Nachdem jene mit der Arbeit des Einsammelns fertig geworden, schließen sie sich am Ausgang des Dorfes dem Zuge an. Hinter der Ortschaft entleeren sie den Inhalt des Korbes in eine Butte, welche ihnen ein Weib von Dorf zu Dorf nachträgt. Jetzt geht es wieder im Galopp zum nächsten Dorfe, wo sich Alles in derselben Weise wiederholt. Abends kehrt der ganze Zug ins Heimatdorf zurück. Von den eingesammelten Selchwaaren bereiten sich die Reiter im Hause des Königs oder im Wirthshause einen Schmaus, wozu ihnen der Vater des Königs für die Ehre, die seinem Hause durch diese Wahl zutheil geworden, ein Faß Bier schenkt. Trafen zufällig in einem Dorfe zwei Königszüge zusammen, so suchte einer dem anderen den König zu entreißen. Gelang es, so wurde der geraubte König in die Gefangenschaft abgeführt und mußte um ein ziemlich großes Lösegeld losgekauft werden. Das geschah allerdings nicht ohne einen hitzigen, mitunter blutigen Kampf.

Die Mädchen halten in der Pfingstzeit einen feierlichen Umzug mit der Königin. Dieses Fest wird in verschiedenen Gegenden Mährens verschieden gefeiert. In der Umgebung von Brünn findet es an den drei Sonntagen vor Pfingsten statt. Zwei weiß gekleidete Mädchen, mit Bändern und buntfarbigen Kränzen von Feldblumen reich geschmückt, die eine den König (král), die andere die Königin (králka) vorstellend, werden von festlich gekleideten Mädchen, von denen eines den Maibaum trägt, durch die ganze Ortschaft von Haus zu Haus geführt. In der Lundenburger Gegend wird am Pfingstmontag nur ein Mädchen als Königin von vier Mädchen unter einem Baldachin und mit zahlreichem Gefolge herumgeführt. In Blatniß vertreten den Baldachin Lindenzweige, mit denen die Begleiterinnen (královničky) die Königin überdecken. In einigen Ortschaften der Hanna wird die Königin durch eine festlich gekleidete, mit Bändern und Kränzen geschmückte Puppe dargestellt.

In jedem Hause führen die královničky einen Reigen auf, und zwar tanzt entweder der König mit der Königin allein und die übrigen Mädchen singen dazu, oder, wo die Königin ohne König ist, stellt sie sich in der Mitte des Zimmers unter dem Baldachin auf und die übrigen Mädchen tanzen paarweise um sie im Kreise herum, während die Königin sich in umgekehrter Richtung auf derselben Stelle herumdreht. Die Gesänge sind bald ernsten, bald heiteren Inhalts und haben, sowie auch die Tänze, verschiedenen Rhythmus. Nach dem Tanze wird eingesammelt und aus dem Erlöse am nächsten Sonntag ein gemeinschaftliches Mahl bereitet.

Zu den wiederkehrenden Volksfesten kann man auch die Wallfahrten rechnen. Von den zahlreichen Wallfahrtsorten des Landes sind die besuchtesten die Gnadenkirchen Mariens auf dem Berg Hofstein, dem Heiligen Berg bei Olmütz, in Wranau, Sloup und



Altcränlicher ceremonieller Tanz am Pfingstmontag: Kralovnický, Königinnen oder Königstöchter.

Kiritein bei Brünn. Zu diesen reiht sich namentlich seit dem Jahre 1863, wo der Jahrestag der heiligen Landespatrone Cyrill und Method von dem 9. März auf den 5. Juli verlegt wurde, auch Belehrad in der Nähe von Ungarisch-Gradišch mit seiner großartigen, prächtig und geschmackvoll renovirten Wallfahrtskirche. Dahin wallen am genannten Festtage und auch sonst in der Sommer- und Herbstzeit zahlreiche Processionen, besonders aus der mährischen Slovakei in ihrer kleidsamen und buntfarbigen Volkstracht.

„Dreimal im Leben macht sich der Mensch in auffallender Weise bemerkbar“, sagt ein mährisches Sprichwort, „bei seiner Geburt, an seinem Hochzeitstag und wenn er aus diesem Leben scheidet.“ Alle diese drei wichtigsten Momente des menschlichen Lebens begleitet das Volk mit bedeutungsvollen Gebräuchen, von denen manche aus altheidnischer Zeit herrühren.

Wochenbett und Geburt. Wenn die schwere Stunde des Weibes herannah, löst man ihm an den Kleidern alle Knoten, öffnet alle Schränke und sperrt alle Schlösser auf, um die Geburt zu erleichtern. Die Wöchnerin soll durch sechs Wochen nicht das Haus verlassen, ja nicht einmal zur Thüre hinausschauen oder gar die Dachtraufe überschreiten. In diesem Falle üben die abergläubischen Ansichten einen wohlthätigen Einfluß, durch sie wird das schwache, hilfsbedürftige Weib vor Unbill und Verletzung geschützt. Geht die Wöchnerin innerhalb der sechs Wochen aufs Feld, würde ein Gewitter entstehen und Hagel die Feldfrüchte vernichten; das Gras würde verdorren, wenn sie es baarsüßig beträte. Käme sie ins Wirthshaus, würde sofort Streit und Rauferei unter den Anwesenden entstehen.

Während des Wochenbettes ist das Weib dämonischen Einflüssen ausgesetzt, namentlich suchen die „wilden Weiber“ (divé ženy) Zutritt zu ihr zu erlangen, um ihr das Kind zu entwenden und ihren Wechselbalg unterzuschieben. Deswegen soll sie am Morgen bis 6 Uhr, zu Mittag von 11 bis 2 Uhr und vor Sonnenuntergang im Bett sein, denn zu jenen Zeiten haben die „wilden Weiber“ die größte Macht.

Gleich nach der Geburt nimmt die Hebamme das Kind, wickelt es in eine Schürze, legt es unter den Tisch und spricht: „Aus Erde sind wir geworden, zur Erde werden wir zurückkehren, möge was Gutes aus dir werden.“ Dann gibt sie ihm einen leichten Streich, „damit es gehorsam sei“. Mit großer Sorgfalt bereitet dann die Hebamme dem neuen Weltbürger das erste Bad. Dem Badewasser wird etwas Weizen beigemengt, ein Geldstück und eine Hagebuttenrose oder Sperberbeeren hineingelegt als Symbol eines zukünftigen guten Wirthes und wohlhabenden, gesunden und rothwangigen Menschen. Für den Knaben gibt man außerdem Salz und Eisen dazu, auf daß er gescheidt und stark werde, für das Mädchen Stroh, um seinen Haarwuchs zu fördern. Tag und Stunde der Geburt ist bedeutsam für die Zukunft des Kindes. Ein Sonntagskind wird sein Lebenlang glücklich sein. Fällt zur Zeit der Geburt des Kindes gerade Schnee oder blühen die Bäume,

wird es frühzeitig ergrauen. Wenn dagegen die Rosen blühen, wird es gesund und rothwangig sein. In einigen Gegenden wird nach einer alten löblichen Sitte dem neugeborenen Kinde ein Obstbäumchen gepflanzt, welches dann mit großer Sorgfalt gepflegt wird; denn von seinem Gedeihen hängt das Gedeihen des Kindes ab.

Schnell werden die Anstalten getroffen, um das Kind sobald als möglich in die Kirche zur Taufe zu bringen, denn man will keinen Heiden im Hause haben. Die Gevatterschaft, selbst dem Geringsten und Ärmsten, zu verweigern, wird für eine große Sünde erachtet; der Gevatter baut sich eine Stufe in den Himmel. Gewöhnlich werden zu allen Kindern dieselben Gevatter genommen; nur wenn den Eltern fünf Kinder nach einander sterben, sollen sie beim sechsten die Gevatter wechseln. Die walachischen Mütter lassen alle ihre Kinder in einem und demselben Hemdchen zur Taufe tragen, damit sie mit einander in Liebe und Eintracht leben. Der Wöchnerin schickt die Gevatterin jeden zweiten Tag eine Henne in Nudelsuppe und verschiedene Mehlspeisen, dazu einen Krug Bier oder eine Flasche Wein; auch die Frauen der nächsten Anverwandten und Nachbarn stellen sich zwei- bis dreimal während des Wochenbettes mit Gewürzen ein.

Der Mutterbrust genießt das Kind gewöhnlich ein volles Jahr. Wie die Zeit der Geburt, so ist auch jene der Abstillung vorbedeutend für die Zukunft des Kindes. „Wenn sich der Wald ins Grün kleidet“, soll man das Kind abstillen, nicht aber wenn Blüte oder Laub vom Baume fällt. Nicht rätlich ist es, das Kind abzugewöhnen, wenn der Mond im Abnehmen ist oder „wenn die Säcke offen sind“, das heißt zur Zeit der Ausfaat; in diesem Falle würde es ein Verschwender.

Die zarte Mutterliebe, oder wenn man will, das abergläubische Gemüth ist stets darauf bedacht, schädliche Einflüsse vom Kinde abzuwehren und dessen leibliches und geistiges Gedeihen zu fördern. Auf die linke Seite bettet die Mutter das Kind niemals, damit es nicht linksich werde. Die Windeln dürfen nicht in den Wind gehängt werden, sonst würden das Kind die Winde aufblähen. Auf das erste Kleidchen wird dem Kinde nicht gemessen, sondern nur so nach dem Augenmaß zugeschnitten, damit es frei und unbehindert wachse und wohlgestalt werde. Wenn die Mutter mit dem Kinde zum erstenmal übers Wasser geht, wirft sie ein Stückchen Brot hinein, damit das Kind einen guten Schlaf habe und „wie aus dem Wasser wachse“. Innerhalb des ersten Lebensjahres, hier und da sogar innerhalb der ersten sieben Jahre wird dem Kinde das Haar nicht geschnitten, sonst würde man ihm den Verstand verkürzen. Die ausfallenden Kinderzähne soll die Mutter mit Brot verschlucken, dadurch werde das Kind vor Zahnschmerzen bewahrt. Wenn das Kind von der Taufe nach Hause gebracht wird, löst ihm die Mutter schnell das Wickelband, damit ihm bald die Zunge sich löse. Den Hund jagt man von der Wiege weg; das Kind könnte von ihm die Schwindelsucht bekommen.

Stirbt das Kind im ersten Jahre, so hat unser Herrgott einen Engel gebraucht. Im Himmel spielt das Kind mit den übrigen Kindern nach irdischer Art und pflückt dort Blumen. Zum Zweck dieses Blumenlesens unterläßt es die walachische Mutter nicht, ihrem todten Kinde eine Schürze umzubinden, und zieht ihm kein allzulanges Kleidchen an, damit es sich auf der himmlischen Wiese bequem herumtummeln könne. Stirbt die Wöchnerin vom Kinde weg, legt man ihr in den Sarg eine Nähnadel, einen Knäuel Zwirn, einen Fingerhut und eine Scheere, damit sie auch in jener Welt der kleinen Waise Hemdchen nähen könne. Abends stellt man im Hause Badewanne und Windeln in Bereitschaft; denn die Mutter kommt durch sechs Wochen jede Nacht, um ihr Kind zu baden und umzuwickeln.

Die Hochzeit. Die Hochzeitsfeier beginnt mit der Brautwerbung (námluvy) Donnerstag abends vor dem ersten Aufgebot, nachdem Bräutigam und Braut bereits lange vorher darüber einig geworden sind, „ob sich Herz zum Herzen findet“. Zur Brautwerbung begleiten den Bräutigam dessen Vater, zwei Zeugen und der Brautwerber (starý svat) als Sprecher. Dieser tritt zuerst allein im Brauthause in die Stube ein und bittet um Erlaubniß, daß auch die übrigen, die mit dem Bräutigam unterdessen im Vorhause warten, eintreten und ihr Anliegen vorbringen dürfen. Nachdem ihnen diese gegeben worden und alle im Zimmer versammelt sind, eröffnet der Sprecher seine Rede mit dem christlichen Gruße, mit dem bei den Katholiken jede dieser Ansprachen beginnt. Er setzt sodann in umständlicher Rede auseinander, daß der Ehestand von Gott selbst im Paradies eingesetzt worden, und da es nach dem Zeugniß der heiligen Schrift nicht gut sei, daß der Mensch allein bleibe, so habe der ehrsame Jüngling Gott inständigst gebeten, er möge ihn eine solche Frau finden lassen, wie er sie einst dem jungen Tobias auserkoren. Eine solche habe er in diesem Hause gefunden u. s. w. Nach weiteren Reden und Gegengreden wird endlich die Braut dem Bräutigam zugesprochen, der Brautvertrag schriftlich abgefaßt und unterschrieben und die Mitgift beiderseits festgestellt. Darauf reicht die Braut dem Bräutigam auf einem Teller einen Rosmarinstrauß und ein gesticktes Taschentuch als bedeutungsvolles Unterpfand der festgeknüpften, „ewiggrünen“ Liebe. Der Bräutigam hingegen beschenkt seine Braut mit einem Silberthaler.

Nun liegt es dem Bräutigam ob, bei der weltlichen und geistlichen Obrigkeit Alles in Ordnung zu bringen, damit schon am nächsten Sonntag das erste Aufgebot erfolgen könne. Sonntag nach dem dritten Aufgebot versammeln sich die vom Bräutigam von den Eltern ausgebetenen Brautführer beim Brautwerber, um sodann, Hüte und Stöcke mit bunten Bändern geschmückt, die ausersehenen Kranzjungfern von ihren Eltern auszubitten. Wortführer ist der Brautwerber, der sich seines ehrenvollen Auftrages mit einer entsprechenden Ansprache erledigt. Die Kranzjungfern versammeln sich sodann bei der Braut, um die am Hochzeitstag an die Gäste zu vertheilenden Rosmarinsträußchen zu winden.



Stammatische Hochzeit (Copie eines Bildes).

Zur Hochzeit wird geladen, „wo ein Fenster ist“, das heißt von Haus zu Haus. Die Einladung wird gewöhnlich dreimal wiederholt, denn die gute Sitte fordert, daß sich der Geladene „recht schön“ bitten lasse. Zuerst, Sonntag nach dem ersten Aufgebot, ladet der Bräutigam mit der Braut. Am Montag vor der Hochzeit wiederholt die Einladung der Bräutigam mit dem Brautwerber und gleich nach ihnen die Braut mit der ersten Kranzjungfer. Wer zur Hochzeit zu kommen gedenkt, reicht dem Ladenden ein Brot. Der Brautwerber schneidet davon ein Stückchen ab und hebt es auf. Die Brotschnitte werden dann gezählt, damit man wisse, auf wieviel Hochzeitsgäste man beiläufig rechnen solle. Wer am Hochzeitstag nicht rechtzeitig eintrifft, um den wird noch ein Brautführer geschickt.

Montag abends bringen die Musiker dem Bräutigam und der Braut ein Ständchen dar. Dienstag früh versammeln sich beim Bräutigam der Brautwerber, die Brautführer und die Gäste aus der Verwandtschaft und Freundschaft des Bräutigams; bei der Braut die Brautmutter (stará svatka), die Kranzjungfern, der Sprecher der Braut (rečnik) und andere Gäste. In beiden Häusern steht für die Gäste ein frugales Frühstück bereit. Nach dem Frühstück machen sich die beim Bräutigam versammelten Gäste auf den Weg zum Hause der wartenden Braut. Hat diese ihr Domicil in einer anderen Gemeinde, so stehen vor dem Hause des Bräutigams die nöthigen Fuhrwerke für die Gäste bereit. Wie ein Hochzeitslied besagt, wünscht sich die hannakische Braut, der Bräutigam möge sie abholen kommen mit 30 Rossen, die Räder am Wagen sollen sein von Lebzelt, die Wagenflechten von Zucker, die Rosse mögen mit Gold bedeckt und die Peitsche von Gold sein und der Herzallerliebste im Purpurgewande prangen.

Wenn auch dieser poetische Wunsch nicht haarklein in Erfüllung ging, so bot doch der hannakische Hochzeitszug einen prächtigen, malerischen Anblick. Die Fuhrwerke waren zwar in früheren Zeiten gewöhnliche Leiterwagen, aber auf die Ausrüstung derselben, namentlich der Rosse, wurde die größte Sorgfalt verwendet. Vor den für die Braut bestimmten Wagen waren sechs Pferde, womöglich von gleicher Farbe und Größe gespannt, die übrigen Wagen waren vier- und zweispännig. Geschmückt waren sämtliche Rosse mit zierlichem Hochzeitsgeschirr, die Schweife und Mähnen mit rothen Bändern durchflochten, von ihren Köpfen wallten mächtige Federbüsche herab. Der Bräutigam und die Brautführer ritten ebenso reich geschmückte Rosse, denen sie noch außerdem um die Brust ein sogenanntes Leipziger Tuch banden, das der Bräutigam von der Braut, die Brautführer von ihren Kranzjungfern zum Geschenke erhielten. Außer ihrer malerischen Nationaltracht trugen die Reiter eine rothe oder weiße Schürze, die ihnen als Sattel diente.

Beim Brauthause angelangt, finden sie die Thüre verschlossen. Nach längeren Reden und Gegenreden und nach entsprechenden Wechselgesängen wird geöffnet, und der

Bräutigam tritt mit seinen Leuten ins Zimmer ein zu den dort bereits versammelten Gästen der Braut. Der Brautwerber wiederholt sein Anliegen in feierlicher und umständlicher Ansprache, in der er von der Erschaffung der Welt anhebt, dann nach zahlreichen, genau citirten Zeugnissen der heiligen Schrift auseinandersetzt, welch hohen Werth eine rechtschaffene Hausfrau für einen geordneten Hausstand habe. Eine solche Frau sei ihm in der Tochter dieses Hauses zugesprochen worden und er bitte nun um ihre Herausgabe, damit der vereinbarte Ehebund durch den Segen des Priesters besiegelt werden möge. Nach weiteren langen Reden und Gegenreden, in denen der Werbungen Isaaks und Jakobs gedacht wird, begibt sich der Sprecher der Braut in die Kammer, wo die Braut mit ihren Kranzjungfern und den Frauen unterdessen wartet. Er bringt von dort zuerst ein verhülltes altes Weib; nachdem diese als die „triefäugige Lia“ von dem Brautwerber zurückgewiesen worden, wird die Braut selbst als die „schöne Rachel“ dem Bräutigam vorgeführt und ihm vom Brautwerber in feierlicher Ansprache voll väterlicher Ermahnungen verlobt, worauf die Frauen ein Lied singen zum Preise der Eltern, daß sie ihre Tochter in christlicher Zucht erzogen, so daß sie sich ihres grünen Rosmarinkranzes würdig erweist. Dann läßt der Sprecher der Braut deren Eltern sich nebeneinander auf die Ofenbank setzen, führt Bräutigam und Braut vor und ermahnt dieselben, in ihrem neuen Stande in Liebe und Eintracht zu leben und ihre beiderseitigen Eltern in Ehren zu halten. Hierauf kniet die Braut vor ihren Eltern nieder; der Sprecher dankt diesen in ihrem Namen für die gute Erziehung und bittet sie um Verzeihung für alles, was sie sich bisher habe zu Schulden kommen lassen, und um den väterlichen und mütterlichen Segen. Die Eltern segnen ihre in Thränen zerfließende Tochter, worauf ihnen diese die Hände küßt. Sodann kniet auch der Bräutigam nieder und der Brautwerber dankt in dessen Namen den Schwiegereltern für ihre in christlicher Zucht erzogene Tochter. Die Eltern segnen ihn und nehmen ihn als Sohn auf. Dann bittet noch die Braut alle Anwesenden, ihr zu verzeihen, falls sie Jedem von ihnen etwas zuleidgethan.

Hierauf macht sich der ganze Hochzeitszug auf den Weg zur Kirche, an der Spitze die Brautführer paarweise geordnet, nach den Klängen der Musik jauchzend und hüpfend, nach ihnen der Brautwerber mit dem Bräutigam, dann die Kranzjungfern, gleichfalls paarweise, ferner die Brautmutter mit der Braut, dann die Musik, Märsche und Volkslieder aufspielend, und zuletzt die Hochzeitsgäste. Ist die Pfarrkirche in einer anderen Gemeinde, so wird, namentlich in der Hanna, zu Wagen gefahren.

Vor der Trauung legt der Brautwerber dem Bräutigam, die Brautmutter der Braut ein Rosmarinkränzchen aufs Haupt. Nach vollzogener Trauung nehmen sie die Kränze wieder ab und übergeben sie der Braut; doch müssen sie sich dabei sputen, denn die Brautführer und die Kranzjungfern suchen ihnen zuvorzukommen, und sie müssen dann die ihnen

entriessenen Kränzchen loskaufen. Die Braut verwahrt das Kränzchen des Bräutigams in ihrer Kleidertruhe bis zu ihrem Tode; es verlieren, wäre von schlimmer Vorbedeutung.

Aus der Kirche begibt sich der Hochzeitszug nach dem Hause des Bräutigams. An einer geeigneten Stelle im Dorfe wird ihnen „das Thor gesperrt“. Quer über die ganze Gasse wird ein mit bunten Tüchern und Bändern dicht behangener Strick gespannt. Vor diesem Thore stellen sich zwei Bursche, mit Säbeln bewaffnet, als Thorwache auf, ein dritter Bursche bewillkommt die Neuvermählten und die übrigen Hochzeitsgäste mit einer Ansprache und mit einer vollen Flasche, worauf dann diese das gesperrte Thor „mit einem silbernen Schlüssel“ öffnen müssen.

Sobald die Braut die Hauschwelle des Bräutigams überschritten hat, reicht ihr eine von den sie begleitenden Frauen einen Kehrbesen, mit dem die Braut das Vorhaus bis zum Feuerherde kehrt. Dasselbst steht ihre zukünftige Schwiegermutter. Die Braut bittet dieselbe, sie als die angetraute Frau ihres Sohnes wohlwollend aufzunehmen. Die Schwiegermutter verspricht ihr, sie als ihre eigene Tochter anzusehen, und umarmt sie. In der Gegend von Ungarisch-Brod streicht die Schwiegermutter der Braut und ihrem Sohne ein Stückchen Honig auf die Hand, den sie sich dann wechselseitig ablecken, damit sie einander stets lieb und angenehm bleiben. Nach einem kurzen Mittagmahl im Hause des Bräutigams begeben sich die Hochzeitsgäste ins Wirthshaus, wo die jungen Leute bis zum Hochzeitsmahl dem Tanz huldigen.

Gegen 5 bis 6 Uhr abends begibt sich die ganze Gesellschaft unter Musikbegleitung in das Haus der Braut zum Hochzeitsmahl. Die Braut sitzt mit den Kranzelsjungfern und der Brautmutter am vornehmsten Tische in der rechten Zimmerecke unter den Heiligenbildern, die übrigen Gäste placiren sich, so gut es eben geht, an den Tischen, die im Zimmer der Länge und der Quere nach aufgestellt sind; die Musikanten haben ihren Platz rückwärts bei der Thür. Der Bräutigam sitzt nicht beim Hochzeitsmahl, sondern geht mit den die Gäste bedienenden Brautführern von Tisch zu Tisch, nachsehend, wo was vonnöthen ist. Die Braut hat vor sich den Teller umgewendet liegen und genießt gar nichts von dem ganzen Hochzeitsmahl. Im westlichen Mähren legt man ihr zu dem umgewendeten Teller ein hölzernes Messer. Ihrem Beispiel folgen gewöhnlich auch die Kranzelsjungfern, denen bei dem Hochzeitsmahl obliegt, die Gäste durch Gesang zu unterhalten. Das Menu des Hochzeitsmahles war bis in die neueste Zeit überall höchst einfach. Was die eigene Haus- und Feldwirthschaft lieferte, wurde den Gästen vorgesetzt und dazu wurde vieles von den Gästen selbst beigesteuert. In der reichen Ganna z. B. war das Menu aus folgenden Gängen zusammengesetzt: 1. Rudelesuppe, 2. Rindfleisch mit Krensaucce, 3. Kalbsgefroße-Suppe, 4. Schwarze Sauce, 5. Braten mit Kraut, 6. Kuchen. Den Braten verspeisten die Gäste nicht an Ort und Stelle, sondern nahmen

ihn mit einem großen Kuchen als Bescheideffen mit nach Hause. Gleich zu Beginn des Hochzeitsmahles, bevor noch die erste Speise aufgetragen worden, begibt sich der Brautwerber mit den Brautführern, den Kranzjungfern und der Musikkapelle zur



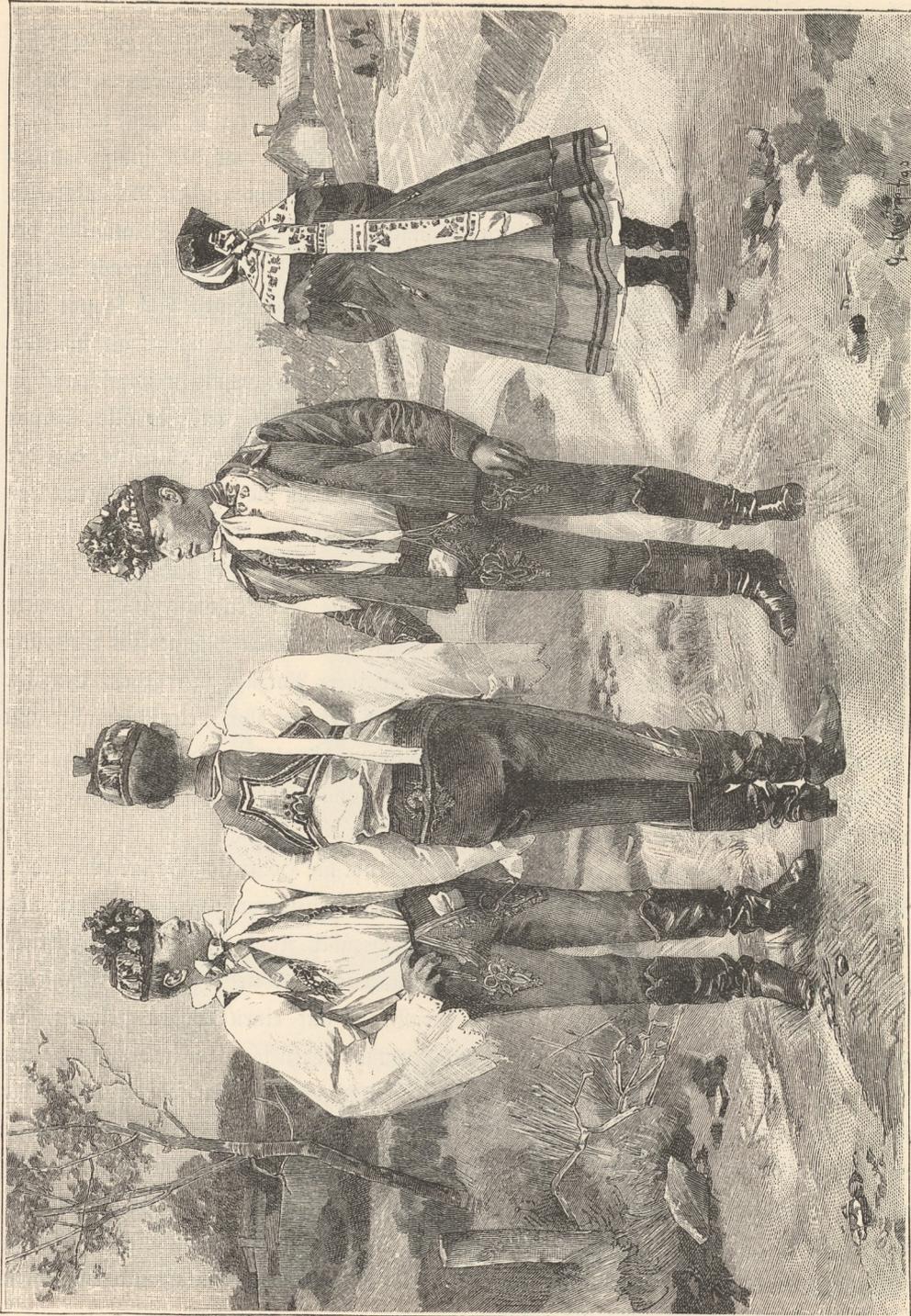
Braut und Kranzjungfer aus Mačatiz bei Ungarisch-Gradiš (Slovakei, Kreis der Tiefländer).

Taufpathin der Braut, um den Hochzeitskuchen (koláč), ein Geschenk der Taufpathin, abzuholen. Dieser Hochzeitskuchen hat die Gestalt und Größe eines Mühlsteines und wird aus einem halben Mezen feinsten Weizenmehls gebacken. Oben sind in denselben in

2 bis 3 Reihen in der Runde klasterhohe Stäbchen eingefügt, die mit Goldpapier umwickelt, an den Spitzen mit Fähnchen, an den Seiten mit Backwerk, Äpfeln und vergoldeten Nüssen behangen sind. Der so aufgeputzte Kuchen steht bereit auf dem Tische, Pathe und Pathin sitzen dahinter und warten, bis die Abgesandten ihn abholen kommen. Nachdem diese mit Musikbegleitung eingetreten sind, dankt der Brautwerber im Namen der Braut für die Liebesgabe, die Brautführer schlagen den Kuchen in ein Leintuch und tragen ihn unter Musikbegleitung, Gesang und Fauchzen ins Brauthaus. Dort angelangt stellen sie ihn auf den nächsten Tisch und der Brautwerber hält eine lange humoristische Rede, in der er alle möglichen und unmöglichen Abenteuer herzählt, die er zu bestehen hatte, bevor es ihm gelungen, ihn an Ort und Stelle zu bringen. Während dessen wird der Kuchen von Tisch zu Tisch getragen. Zuletzt wird er auf den Brauttisch gestellt und alle Gäste der Reihe nach legen ihre Beisteuer in denselben, zu welchem Zwecke sich in der Mitte des Kuchens eine Höhlung befindet, wobei jeder Gast an die Braut eine kurze Ansprache hält. Nach dem Hochzeitsmahle wird der Kuchen in so viele Theile zerschnitten, als Gäste da sind, von denen jeder seinen Theil als Beiseidessen (výslužka) nach Hause nimmt. Den Anschnitt bekommt die Braut. Gleich nach dem Hochzeitskuchen bringt der Brautwerber den Hochzeitsbaum. Dies ist ein Tannenbäumchen, welches der erste Brautführer am Tage vorher aus dem Walde holt. Die Kranzjungfern schmücken ihn dann mit Bändern, Backwerk und Obst. Auch der Hochzeitsbaum wird unter entsprechenden Reden von Tisch zu Tisch getragen und zuletzt neben dem Hochzeitskuchen auf dem Tische der Braut aufgestellt.

Die langen Pausen zwischen den einzelnen Gängen werden mit Gesang und Trinksprüchen ausgefüllt. Jede aufgetragene Speise wird mit einer scherzhaften Rede des Brautwerbers eingeführt und von der ersten Kranzjungfer mit einem passenden Liede begleitet. Nach und nach gerathen die Gäste in die rechte Stimmung, der Gesang wird allgemein; die Frauen singen Lieder zum Preise des Ehestandes, die Kranzjungfern dagegen preisen hoch ihre Freiheit, von der jetzt die Braut auf immer Abschied nimmt. Auch scherzhafte und satirische Lieder werden laut, namentlich auf die Pantoffelhelden unter den Ehemännern u. s. w. Zuletzt werden noch Sammlungen veranstaltet, so für die Musikanten, für die Braut zum Wickelband und für die Köchin.

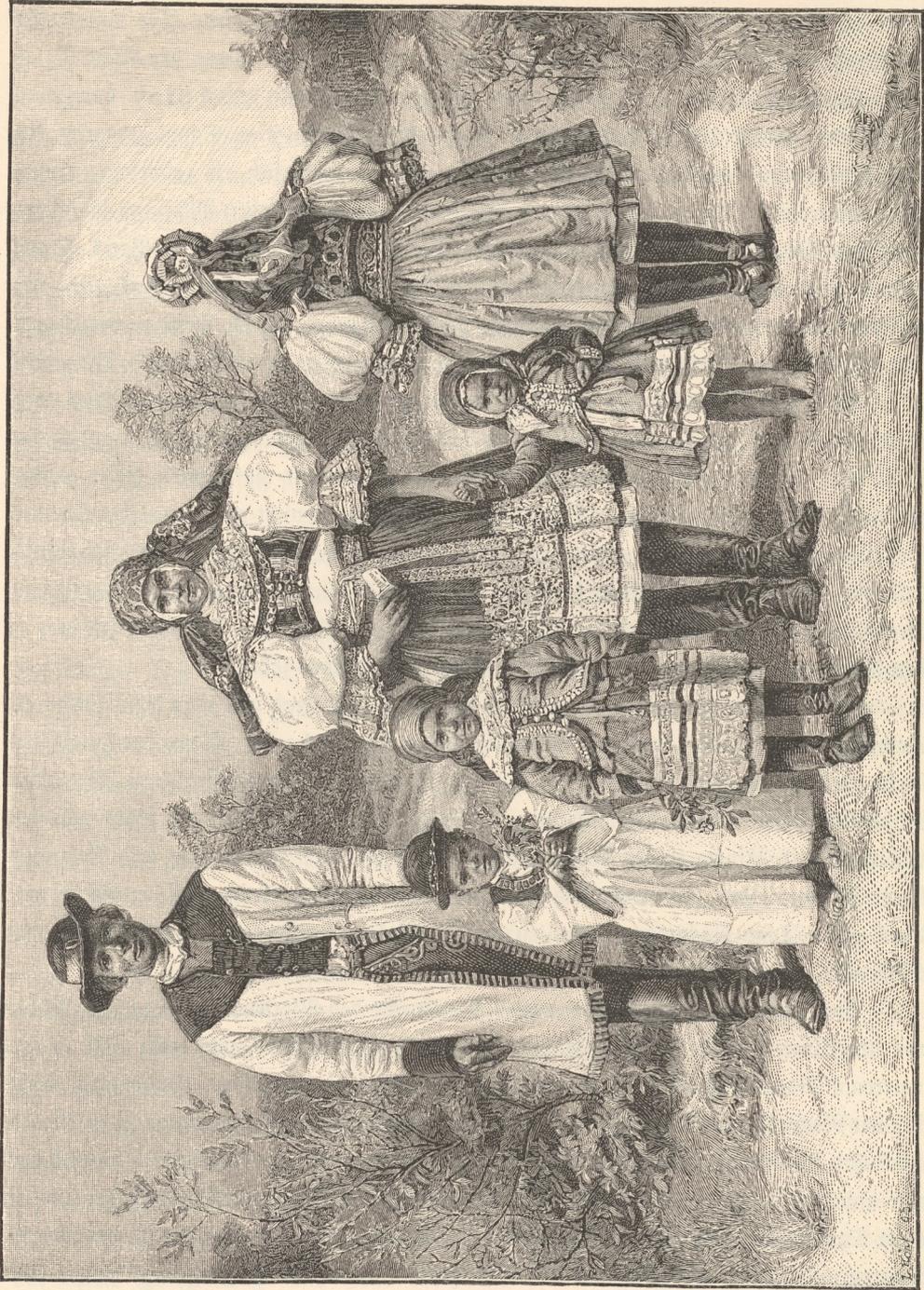
Die am Schluß des Hochzeitsmahles in älterer Zeit allgemein übliche „Enthauptung des Hahnes“ wird jetzt nur noch hier und da geübt. Der dazu ausersehene Hahn wird auf den Tisch gestellt, und der als Henker verkleidete Brautwerber liest ihm das Todesurtheil für alle seine begangenen Sünden, die ihm in einer wohlgesetzten scherzhaften Rede vorgehalten werden. Nachdem der Hahn sein Testament gemacht, wird er enthauptet, von der Köchin zubereitet und von den Gästen verspeist. Nach dem Hochzeitsmahl folgt der alterthümliche Brauch der Behaubung und des Verkaufes der Braut (čepení a prodávání).



Burschen, Bräutigam und Braut aus Landschüt bei Lundenburg (Slovakien, Kreis der Podlujaten).

Ober dem Tische in der Ecke, hinter welchem die Braut mit den Kranzjungfern beim Mahle saß, werden die Heiligenbilder von der Wand abgenommen, die Braut stellt sich auf die Bank in die Ecke, links und rechts vor ihr stehen die „Verkäuferinnen“ (Frauen). Nachdem die Braut in einem rührenden Liede Abschied von ihrer Freiheit und ihren Jugendgespielfinnen genommen, machen sich die Frauen daran, ihr den jungfräulichen Kopfschmuck Stück für Stück abzunehmen. Bei der Abnahme eines jeden Bestandtheiles wird ein sinnvolles alterthümliches Lied gesungen. Dann wird der Bräutigam, der indessen im Vorhause wartet, gerufen, daß er der jungen Frau das Kopfstuch bringe. Der Bräutigam bringt im Hute ein neues Kopfstuch und setzt seinen Hut sammt dem Tuche der Braut aufs Haupt. Die Brautmutter nimmt ihr den Hut wieder ab, schneidet von ihm den Strauß ab, legt ihn sammt dem der Braut abgenommenen Kopfschmuck in den Hut und übergibt diesen dem Bräutigam, „zum Zeichen, daß sie alle Sorgen gemeinschaftlich mit einander tragen sollen“. In einigen Gegenden ist es Sitte, daß der Bräutigam seiner Braut den Haarzopf löst. Hierauf winden die Frauen der Braut den Haarzopf, den die ledigen Mädchen herabhängend tragen, um den Kopf, legen ihr die Haube an und binden ihr das vom Bräutigam geschenkte Kopfstuch um. Die so unter die Haube gebrachte Braut wird dann feilgeboten. Eine von den umstehenden Frauen, die „Verkäuferin“, ruft ihren Preis aus und ladet die anwesenden Männer zur Licitation ein, wobei sie nicht aufhört, sich in Lobeserhebungen ihrer Vorzüge zu ergehen. Einzelne Käufer treten herbei, verabreden den Kaufpreis und erlegen ihn, bekommen aber mit einem Tuche verhüllt eine von den umstehenden Frauen, die als ein hinkendes altes Weib zurückgewiesen wird. Nach mannigfaltigen Reden, Gesängen und Scherzen erscheint zuletzt der Bräutigam, erlegt den höchsten Preis und bekommt die Braut.

Mittwoch vormittags versammeln sich wiederum die Hochzeitsgäste bei der Braut. Nach einem kurzen Mahle nimmt die Braut von den Eltern, von den Geschwistern und von allem, was ihr daheim lieb und theuer war, rührenden Abschied. Die Braut zerfließt da in Thränen, und in ihrem Namen singen die Kranzjungfern tief ergreifende Abschiedslieder. Unterdessen wird die Ausstattung der Braut auf einen Wagen geladen, die Hochzeitsgäste besteigen die bereitstehenden Wagen und fahren langsam in der Runde um das ganze Dorf zum Hause des Bräutigams. Auf dem ersten Wagen fahren stehend die Musikanten und die Brautführer, auf dem zweiten die Männer, auf dem dritten die Frauen mit der Ausstattung und einem großen Kuchen als Geschenk der Braut für die Schwiegermutter, auf dem letzten die Braut mit den Kranzjungfern und dem Hochzeitsbaum. Während der ganzen Fahrt werden entsprechende Lieder gesungen. Mit Liedern melden sich auch die Gäste bei den Eltern des Bräutigams an, bitten um Einlaß und empfehlen die Braut der liebevollen Obhut der Schwiegereltern.



Familie aus Baccenovic bei Gapa und Mitkamsicht einer Braut (Slowakei, Kreis der Pöbporaten).

Sobald die Braut das Vorhaus betritt, bringt ihr die Schwiegermutter einen Laib Brot und dazu ein hölzernes Messer, um ihre Freigebigkeit zu erproben. Die Braut wirft das Messer weg, zieht ihr Taschmesser heraus, schneidet vom Brote den Anschnitt ab, steckt ein Geldstück hinein, reicht ihn dem ärmsten Bettelweib und theilt dann auch die anderen anwesenden Bettler. Sodann überreicht die Braut ihrer Schwiegermutter den mitgebrachten großen Kuchen als Bescheidessen und empfiehlt sich als gehorsame Tochter ihrer mütterlichen Liebe. Darauf bieten die Frauen den anwesenden Männern die Betten der Braut feil. Natürlich ersteht sie zuletzt der Bräutigam um den höchsten Preis. Damit nehmen die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten ihr Ende. Bei größeren Hochzeiten versammeln sich noch am Donnerstag die Gäste im Brauthause, „um die Reste zu verzehren“, und am Sonntag findet noch eine Nachfeier im Wirthshause mit Musik und Tanz statt.

Tod und Begräbniß. Um dem Sterbenden den Todeskampf zu erleichtern, wird er aus dem Bett gehoben und auf Stroh gelegt; am leichtesten soll der Tod auf Haferstroh sein. Wenn der Sterbende mit Jemand in Feindschaft lebte, wird dieser zu ihm gebracht, damit er sich mit ihm ausöhne; denn sonst könnte er nicht aus dem Leben scheiden. Der Leichnam wird dann gewaschen und gewöhnlich mit denjenigen Kleidungsstücken bekleidet, welche der Verstorbene bei Lebenszeiten am liebsten getragen hatte. Damit seine Grabesruhe nicht gestört werde, „darf ihn nichts drücken oder fesseln“. Deswegen darf an den Kleidern kein Knopf zugeknöpft, keine Schnur verbunden sein.

In der Walachei und in der Gegend von Ungarisch-Brod gibt man dem Todten ein Geldstück in die Hand, „damit die Wirthschaft ihm nicht nachgehe“. Wenn der Hauswirth stirbt, zerhackt man das Geldstück; die eine Hälfte gibt man dem Verstorbenen, die andere behält die Witwe. Dem ledigen Kinde gibt der Vater ein Geldstück in den Sarg „als sein Erbtheil“ mit. Einem todten Kinde bringen die Kinder der Verwandten und Bekannten kleine Heiligenbilder, mit denen das Kind im Sarge ganz bedeckt ist. Bei der Leiche wird durch zwei Tage Nachtwache gehalten, wobei Psalmen gesungen und Gebete für das Seelenheil verrichtet werden.

Den Tod des Hauswirthes meldet der Knecht den Pferden, die Magd den Kühen mit den Worten: „Ihr Köpfelein (Kühe), euer Wirth ist gestorben; nicht mehr wird er euer warten.“ Namentlich wird dies niemals bei den Bienen unterlassen. Gewöhnlich begibt sich der Nachfolger in der Wirthschaft in den Bienengarten, klopft dreimal an jeden Bienenstock und spricht: „Liebe Bienen, ich vermelde euch, daß euer Herr verstorben ist und euch mir anvertraut hat.“ Nach altheidnischer Vorstellung entfliegt die Seele in der Gestalt einer Taube aus dem Leibe des Verstorbenen; deswegen werden, sobald die Agonie eintritt, Thüren und Fenster geöffnet, um der entfliegenden Seele den Weg offen zu halten. Die Walachen glauben, daß die Seele des Verstorbenen im Leibe verbleibe, bis der Sarg am

Tage des Begräbnisses über die Hauschwelle geschafft ist; deswegen nehme der Verstorbene Alles wahr, was um ihn herum geschieht und gesprochen wird. Solange der Leichnam im Hause ist, wird weder gekocht, noch gefehrt, noch sonst eine Haus- oder Feldarbeit verrichtet, um die Ruhe des Todten nicht zu stören. Wenn am Tage des Begräbnisses der Leichnam aus dem Hause geschafft wird, werden alle Tische, Bänke und Stühle umgestürzt. Beim Hinaustragen des Sarges wird mit diesem an jede Schwelle, die man überschreitet, dreimal angestoßen mit den Worten: „Der Hauswirth scheidet von euch.“ In der Walachei nimmt der Dorfcantor im Namen des Verstorbenen Abschied von jedem Gegenstande, der sich im Hause, im Hofe und im Hausgarten befindet. Den ledigen Burschen tragen zu Grabe Kranzelnjungfern, das ledige Mädchen Brautführer. Bei den Slovaken erscheinen sie im festlichen Hochzeitsstaate. Aus den eingepfarrten Ortschaften wird der Leichnam zur Pfarrkirche zu Wagen geführt. Am Ende des Dorfes macht der Leichenzug beim Kreuze Halt und der Dorfcantor leistet im Namen des Verstorbenen Abbitte. Ihren Abschluß findet die ganze Todtenfeier in dem Todtenmahl.

Trauerfarbe war in älterer Zeit die weiße. Noch jetzt erscheinen in den slavischen Ortschaften bei Neutitschein die Frauenzimmer aus der Verwandtschaft bei der Leiche in weiße Leintücher gehüllt, während die übrigen Weiber schwarze Kopftücher tragen.

Bei den längs der ungarischen Landesgrenze ansässigen Slovaken hat sich bis auf den heutigen Tag das früher auch sonst im Lande übliche „Wehklagen“ (nařikáni) erhalten. Dasselbe wird bloß von Frauenzimmern und Kindern ausgeübt, und zwar am Sterbebett, sobald der Tod eingetreten ist, dann am Tage des Begräbnisses, wenn der Leichnam aus dem Hause getragen wird, und zum drittenmale am offenen Grabe. Auch am Allerheiligen- und am Allerseelestage besuchen Weiber und Kinder die Gräber ihrer Lieben und suchen sie nach jedem Begräbnisse, an dem sie sich betheiligen, auf, um daselbst zu wehklagen. Dieses Wehklagen gehört so sehr zu dem landesüblichen Ceremoniel, daß die Mutter selbst ihre Kinder unterweist, wie sie einst um sie wehklagen sollen. Indeß sind diese Klagelieder außer den formelhaften Eingängen und einigen wiederkehrenden Wendungen meistentheils tiefempfundene Improvisationen. Die Melodie ist bei aller Monotonie doch ergreifend. Wenn sich eine Witwe nicht zutraut, „schön“ zu wehklagen, ersucht sie irgend eine Verwandte, die im Rufe eines gewandten Klageweibes steht, dies für sie zu thun.

Außer diesen gelegentlichen Improvisationen haben auch tiefergreifende, formvollendete Mänien ihren Ursprung am Grabe der verstorbenen Lieben genommen. Die verlassene bedrückte Waise klagte ihre Leiden am Grabe der Eltern, der zum Militär abgestellte Bursche weinte daselbst bittere Thränen über sein hartes Loß, die verwaisete Braut besuchte vor ihrem Hochzeitstage das Grab ihrer Eltern, um ihnen von ihrer bevorstehenden Vermählung Nachricht zu geben und ihren tiefen Schmerz auszusprechen, den sie darüber

empfindet, daß sie an diesem ihrem Ehrentage ihre Anwesenheit vermissen müsse. Wahre Muster solcher Elegien haben namentlich die mährischen Slovaken gedichtet, wie man aus dem folgenden Beispiele ersehen mag:

Andante.



Tma - vá noc, tma - vá noc, tma - vá noc, tma - vá noc,
 Gar so schwarz ist die Nacht, gar so schwarz ist die Nacht



keď ne - ni mě - sí - ěka, keď ne - ni mě - sí - ěka.
 oh = ne den Mon = den = schein, oh = ne den Mon = den = schein.

Tmavá noc, tmavá noc,
 keď není měsíčka,
 smutná je to svadba,
 keď není tatička.

Tmavá noc, tmavá noc,
 keď není vězdičky,
 smutná je to svadba,
 keď není mamičky.

Tmavá noc, tmavá noc,
 co's mně urobila,
 keď's mně mú mamičku
 do jamy vložila.

Černá zem, černá zem,
 puš' mně mamičku ven,
 nech sa já jim svoju
 krivdu vyžalujem.

Keď sa já jim počnu
 krivdu žalovati,
 teprú ty, černá zem,
 mosíš zaplakati.

Gar so schwarz ist die Nacht
 Dhne den Mondenschein,
 Traurig der Hochzeitstag
 Dhne mein Väterlein.

Gar so schwarz ist die Nacht
 Dhne den Sternenschein,
 Traurig der Hochzeitstag
 Dhne mein Mütterlein.

Schweres Leid thatst du mir,
 Schwarze Nacht, schwarze Nacht,
 Daß du mein Mütterlein
 Unter die Erd' gebracht.

Schwarze Erd', o gib mir
 Wieder lieb Mütterlein,
 Daß ich ihr klagen mag
 Alle die Schmerzen mein.

Wenn ich mein Herzeleid
 All ihr erst klagen thur',
 Bitterlich weinen dann,
 Schwarze Erd', mußt auch du.

Das Volkslied. Mähren gehört oder richtiger gesagt, gehörte noch vor 20 bis 30 Jahren zu den sangesfreudigsten und liederreichsten Ländern unserer Monarchie und die mährischen Volkslieder dürfen wohl nach Text und Melodie den besten Erzeugnissen des dichtenden Volksgeistes beigezählt werden.

Die bis jetzt im Drucke erschienenen Sammlungen der mährischen Volkslieder, von denen jene von J. Sušil (1853 bis 1859) und von J. Bartoš (1886 bis 1889) zu

nennen sind, enthalten deren weit über 3000. Die ursprünglichen Stammesunterschiede des mährischen Volkes treten auch in den Volksliedern sehr deutlich hervor und begründen deren große Mannigfaltigkeit, namentlich in melodischer Beziehung. Jede irgendwie gehobene Stimmung, gleichviel, ob durch Lust und Freude oder durch Schmerz und Leid hervorgerufen, alle außergewöhnlichen Ereignisse, welche den ruhigen Spiegel des idyllischen Stilllebens aufzuregen geeignet waren und das Gemüth des Volkes mächtig ergriffen, fanden ihren Ausdruck im Liede.



Franz Sušil.

Unter den lyrisch-epischen Gesängen stehen obenan die mährischen Volksballaden; man findet unter ihnen wahre Muster ihrer Gattung. Ihren Stoff entnehmen sie theilweise den alten Mythenresten. So kommen in einer alten Ballade drei pilgernde Musiker zu einem Ahornbaum, dessen Holz ihnen zu Geigen geeignet scheint. Sie machen sich also daran, den Baum zu fällen. Beim ersten Schlage des Beils wird der Baum leichenfahl, beim zweiten seufzt er auf, beim dritten offenbart er sich ihnen als ein Mädchen, das durch den Fluch der eigenen Mutter in den Ahornbaum verzaubert wurde. In einer anderen läßt der todte Gemal die Witwe um ein anderes Leichengewand bitten, da er in dem am

Sonntag genähren nicht verwesen könne. Als die Frau am Grabe erscheint, öffnet sich dasselbe, sie stürzt hinein, fällt ihm um den Hals und bleibt bei ihm, die Kinder des Himmels Obhut anvertrauend. Die in weiter Ferne an einen lieblosen Mann verheiratete Tochter fliegt in Gestalt eines „grauen Vogels“ nach Hause, setzt sich im Garten auf die weiße Lilie und klagt der Mutter ihr Leid.

Solche mythische Stoffe sind indeß nicht sehr zahlreich. Einen viel ausgiebigeren Stoff liefern den Volksballaden die tragischen Ereignisse des alltäglichen Lebens: der Verwandtenmord, der Mord aus Eifersucht, der Selbstmord aus verschmähter Liebe, aus ungestillter Sehnsucht nach dem Geliebten oder aus unheilbarem Schmerz über dessen Verlust u. c. Auch das freilich schon längst nur sagenhafte Räuberleben nach seinen Licht- und Schattenseiten, mit seinen Abenteuern und Gefahren hat Stoff zu mancher hübschen Volksballade geliefert. In diesen Liedern erscheinen die Räuber nicht als Verbrecher, sondern als „kühne Bursche“, welche den Reichen das Überflüssige abnehmen, um es den Armen zu schenken. Als solche haben in Mähren eine gewisse Berühmtheit erlangt die historischen Räuber Ondráš, Juráš und Janošik, deren kühne Streiche sowohl in Liedern, als auch in zahlreichen Sagen und Anekdoten fortleben. Endlich werden in unseren Balladen auch manche hervorstechende Ereignisse aus den Türken- und Franzosenkriegen besungen.

Alle diese, mitunter recht spröden Stoffe versteht die naive Volksmuse mit künstlerischer Sicherheit zu echten Balladen zu verarbeiten. Die resultirende Stimmung ist in den meisten mährischen Balladen echt tragisch, doch gibt es unter ihnen auch eine erkleckliche Anzahl recht hübscher Lieder mit heiterem Ausgang. So das Lied von jener wackeren Bauerstochter, welche dem königlichen Aufrufe folgend statt ihres alten Vaters ins Feld zieht, eine Schaar Türken niedermegelt und die übrigen in die Flucht schlägt. Der „Herr König“ staunt ob der unerhörten Tapferkeit des jungen Husaren und will ihn mit der Hand seiner eigenen Tochter belohnen. Als sich dann der vermeintliche Husar als die „Anička, die Tochter eines armen Vaters“ entpuppt, führt er sie seinem einzigen Sohne als Gemalin heim. „Der Krieg wurde sofort beendet und die Hochzeit gefeiert.“

Von den eigentlichen Liedern sind ein gutes Drittheil Liebeslieder. Aus der Sehnsucht nach dem geliebten Wesen, aus der Überwindung mannigfaltiger Hindernisse, die sich der gegenseitigen Liebe in den Weg stellen, entsprossen unsere schönsten Lieder. Sie malen mit echt poetischen Farben das Bild des geliebten Wesens; sie singen das Lob treuer Liebe und ergehen sich in Klagen über das ungetreue Wesen. Aus unwiderstehlicher Sehnsucht nach der daheim gelassenen Geliebten wird der Soldat zum Deserteur, trotzdem er die traurigen Folgen voraussieht. Aus solcher Liebe schießt bei gegebener Veranlassung auch die loderende Flamme ungezügelter Eifersucht hervor, die mit gleicher Hestigkeit

sowohl den glücklichen Nebenbuhler als auch das Mädchen, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, und den Eifersüchtigen selbst ergreift. Diese unbezähmbare Leidenschaft mit ihren Folgen, förmliche Kämpfe um die Geliebte haben zum Gegenstand besonders die Lieder der cholertisch veranlagten Slovaken. In vollen, jauchzenden Tönen aber erschallt das Liebeslied zur Zeit des bevorstehenden Bündnisses und bei der Hochzeitsfeier.

Eigenartig sind die Soldatenlieder. Von echtem Soldatengeiste ist in den älteren Liedern dieser Art freilich wenig anzutreffen, trotzdem gerade die mährischen Regimenter seit jeher Beweise unerschrockener Tapferkeit und wahren Heldenmuthes geliefert haben. Unsere Soldatenlieder sind die traurigsten von allen, was fürwahr nicht Wunder nehmen kann, wenn wir die harte und ungerechte Art der alten Assentirung bedenken, durch die der junge Mensch mit Gewalt aus dem Schoße der Familie, aus dem trauten Heimatsdorfe, aus der freien Gottesnatur gerissen ward, um dann seine schönsten Lebensjahre in weiter Ferne zuzubringen. Umsonst flehte der arme Bursche seine Eltern um Hilfe und Fürsprache an; ihre Bitten und ihre Thränen fanden keine Beachtung. So bleibt dem Armen nichts übrig, als im rührenden, tiefergreifenden Liede Abschied zu nehmen von seinen Eltern, seiner Geliebten, seinen Kameraden und dem heimathlichen Dorfe. Nach und nach findet sich jedoch auch unser Soldat in seinem neuen Stande zurecht, sein Lied ergeht sich jetzt in Lobeserhebungen des „freien und lustigen Soldatenlebens“, obwohl da mitunter auch ein rechter Galgenhumor herausklingt.

Gesungen wurde bei jeder Arbeit, und so hat denn auch jede Haus- und Feldarbeit ihre eigenthümlichen Lieder. Am zahlreichsten und originellsten sind in dieser Beziehung die Weidelieder. Die in den gebirgigen Gegenden des östlichen Mährens auf einsamen und entlegenen Weideplätzen die kleine Kuhherde hütenden Mädchen haben die ihnen eigenthümliche Weidepoesie zu einer recht hübschen Entfaltung gebracht. Alles, was die kleine Kuhhirtin den ihrer Obhut anvertrauten Kühen zu sagen hat, spricht sie in kleinen Liedchen aus. Außerdem sind die Hirtinnen miteinander in fortwährender Gesangs correspondenz, die von einem Berge zum anderen geführt wird. Durch ein langgedehntes, so laut als möglich ausgestoßenes „heló!“ ladet das weidende Mädchen ihre nächste Nachbarin, ohne sie zu sehen, zum Wechselgesang ein. Diese erklärt sich dazu bereit und sie geben dann einander in poetischer Rede und Gegenrede kund, wie ihre Kühe weiden, was sie selbst zu essen haben, wo sie nach beendeter Weide auf einander warten wollen, um gemeinschaftlich nach Hause zu treiben u. s. w. Manche von diesen Weideliedern sind von ziemlichem Umfang, und es wechseln darin regelmäßig Recitativ und Arie ab. Ihr Inhalt ist dann mannigfaltiger und hat oft die Herzensgeheimnisse der heranwachsenden Hirtinnen zum Gegenstand.

Seine mächtigste Stütze hatte der Volksgesang in der originellen Tanzmusik. Die ganze Musikkapelle bildeten in älterer Zeit zwei Geiger und ein Dudelsackpfeifer;

später trat an die Stelle des Dudelsacks der Cymbal und die Bassgeige. Die Musikanten sind pure Naturalisten, von Noten und irgendwelcher Theorie haben sie keine Idee. Alle alten Tänze sind gleichsam die rhythmische Verkörperung des Volksliedes. Manche Tänze haben nur eine typische Melodie; dagegen kann dem volkstümlichen Tanze der Slovaken und Walachen („koulaná“ oder „vrtěná“, „der Drehtanz“ genannt) fast jedes Volkslied rhythmisch angepaßt werden.

Zu Beginn des Tanzes tritt ein Bursche, der sich aufspielen lassen will, vor die Musikanten, wirft seinen Obolus in den Dudelsack oder auf den Cymbal und stimmt ein Lied an. Ist dieses bekannt, greift es sofort der Primgeiger auf, die anderen Musikanten fallen in präzisester Harmonie ein, der Tanz beginnt und das Lied wird in fortwährenden Variationen wiederholt, bis ein anderer Tänzer vortritt und ein neues Lied anstimmt. Ein solcher Tanz dauert eine gute Viertelstunde, eine Abwechslung bringen eben die stets neuen und neuen Lieder hinein, von denen die schönsten und beliebtesten bei jeder Tanzmusik wiederholt und so im Gedächtnisse aufbewahrt werden. Die langen Zwischenpausen werden gleichfalls mit Gesang ausgefüllt.

In allen Liedern, mögen sie welchen Inhalts immer sein, gelangt das sinnige Naturgefühl des mährischen Volkes zum lebendigen Ausdruck. Von der Natur entnehmen die Lieder ihre schönen plastischen Bilder und ihre Scenerie. „Gras mähte ein Mädchen am Waldessaum“, „Im grünen Haine bei der Quelle erschlugen sie den Burschen bei der Maid“, „Im freien Felde steht ein Birnbaum“, „Es reitet der Herzog über den grünen Ager“, diese und unzählige andere Liederanfänge mögen zum Beweise dienen, daß unsere Volksdichter das wichtige ästhetische Gesetz von der einfachen Umgebung, wenn auch unbewußt, sehr wohl anzuwenden verstehen.

Mit den Naturwesen verkehrt der Mensch wie mit Seinesgleichen. Das Ross erscheint stets als treuer, lieber Gefährte des Menschen. Wenn der Knecht den Dienst verläßt, verabschiedet er sich von seinen geliebten Rößlein auf das herzlichste: „Meine lieben Rößlein, ihr werdet wohl meiner einst gedenken, wohl werdet ihr meiner gedenken und ich euer, daß ich euer Knecht war.“ Als der Knecht beim Schwimmen der Roffe ertrank, da wickerten die Rappen kläglich, suchten den Sanicel umsonst unter dem Wasser und brachten die traurige Nachricht seiner Geliebten. Dem getreuen Rappen ist es leicht anzusehen, daß er seinen Herrn zur geliebten Braut trägt, und wer es nicht errathen sollte, dem verkündet es stolz der Reiter selbst: „D schauet, ihr Leute, blicket her, wie stolz mein Rößlein das Haupt trägt, stolz trägt es das Haupt nach rechts, weil meine Braut schön ist wie ein Bild.“

Am innigsten gestaltet sich das Verhältniß zwischen Ross und Reiter im Felde. In den mährischen Volksliedern erscheinen die Soldaten stets zu Roffe. In der weiten Ferne,

unter dem fremden Volke hat der Soldat an seinem Rosse seinen einzigen aufrichtigen und getreuen Freund. Wie leid thut es da unserem Soldaten, daß er auf den langen Märschen sein Kößlein abquälen muß. Diesem seinem Mitleid gibt er im Liede in der Art Ausdruck, daß er das Roß sich selbst über die Härte seines Reiters beklagen läßt: „Mein schwarzbraunes Kößlein, warum bist du so traurig, so niedergeschlagen? Drückt dich etwa meine Rüstung oder mein Säbel von Stahl?“ „Nicht drückt mich deine Rüstung, noch dein Säbel von Stahl, aber wehe thun mir deine Sporen, die mich in die Seiten stechen. Meine Seiten sind eine Wunde, zerstoehen von deinen Sporen.“ Wenn das Lied die Strapazen des Soldaten im Felde schildert, vergißt es nicht seines getreuen Leidgenossen: „Und in dem weiten Felde ist kein Tröpflein Wasser, womit soll der arme Soldat sein Kößlein tränken?“ Und wenn unser Soldat in der Schlacht fällt, da steht sein treuer Rappe neben ihm, scharrt mit dem Fuße und trauert um ihn.

Besonders ist es die leichtbeschwingte sangesfrohe Vogelwelt, mit der das mährische Volk in seinen Liedern im beständigen Contact und gemüthlichen Verkehr steht. Der Vogel vermittelt als willkommener oder auch unwillkommener Bote den Verkehr zwischen den getrennten Liebenden. Er übermittelt dem in der Fremde weilenden Burschen von seiner Geliebten Brief und Gruß, aber auch die Aufkündigung der Liebe, oder bringt auch von selbst dem Mädchen die traurige Nachricht von der Untreue des Geliebten. Den Vögeln klagt der Mensch sein Leid und ruft ihre Theilnahme an. Wenn der Hochzeitszug zur Kirche geht, bittet die Braut, den Weg nicht durchs Dorf, sondern durch den grünen Hain zu nehmen, damit die Nachtigall ihre Hochzeit durch ihren Gesang verherrliche, und der im Grabe Ruhende sieht es als sein härtestes Loos an, daß es ihm versagt ist, den lieblichen Vogelgesang und den traulichen Kuckuksruf zu vernehmen.

Ein sehr anmuthiges Liedchen läßt den Sperber seinem „Bruder“ Habicht klagen, daß ihm die Menschen sein Weibchen erschlagen und sein Nest zerstört haben, worauf ihm dieser den weisen Rath erteilt, er möge sein Nest im tiefen Walde bauen, abseits vom Wege, den sowohl der Gute wie der Böse wandle. Mit innigster Theilnahme begleitet ein anderes Lied die verwitwete Wachtelmutter, die im Herbst mit ihren „Kindern“ das öde Stoppelfeld verlassen und über die Donau ins fremde Land wandern muß. Selbst der rauhe Jäger läßt sich von dem Falken erbitten, sein Leben zu schonen und ihn nicht von seinen kleinen Kindern wegzuschießen.

Aber auch die leblose Natur: Sonne, Mond und Sterne, Flüsse, Bäche und Quellen, Bäume, Sträucher und Blumen erscheinen in unseren Liedern in das innigste gemüthliche Verhältniß zum Menschen gerückt.

Dieselbe Gemüthstiefe leuchtet uns auch aus jenen Liedern entgegen, die das Verhältniß des Einzelnen zur Familie, des Menschen zu Gott zum Gegenstand haben. In unseren

Liedern erscheint die Mutter als die Vertraute der Herzensangelegenheiten ihrer Tochter. Aber auch der zum Militär abgestellte Sohn hat alle Ursache, vor Allem den unerseßlichen Verlust der Mutterliebe zu beklagen. Und als er aus dem Felde heimkehrt mit verwundetem Haupte, bittet er die ihm zuerst begegnende Geliebte, ihm das wundte Haupt zu verbinden, damit ihn die Hausleute nicht gleich erkennen und nicht allzusehr erschrecken. Und in der That, Niemand, nicht einmal der Vater erkannte ihn. Aber das zartfühlende Mutterherz täuschte er nicht. Diese erkannte ihren lieben Sohn sogleich, ohne erst sein Antlitz zu sehen oder seine Stimme zu vernehmen. Besonders innig gestaltet sich wie im Leben, so auch im Liede das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester. Auch wenn Vater und Mutter sich gegen den Sohn verhärteten, erschließt sich dem Bruder das mitfühlende Schwesterherz, und der vom lieblosen Ehemann schlecht behandelten Schwester nimmt sich der Bruder selbst gegen Vater und Mutter, sogar mit bewaffneter Hand an.

Unersehütterliches Gottvertrauen und herzinnige Frömmigkeit bilden einen Grundzug im Charakter des mährischen Volkes. Auch dieser seiner religiösen Stimmung verleiht das Volk in zahlreichen Liedern einen ebenso innigen wie poetischen Ausdruck.

Zum Schlusse möge es uns erlaubt sein, einige Proben mährischer Volkslieder in einer dem Original so sehr als möglich angepaßten deutschen Übersetzung des Herrn Professors Johann Reháč mitzutheilen.

Zauber.



Co to máš, dě - ve - ťko, co to máš za krá - su?
Wie so hold, sü - ßes Kind, wie so hold bist du doch!



Dyž na tě po - hle - dnu, ce - lý se za - ťra - su.
Seh' ich dich vor mir steh'n, pocht mein Herz gar so hoch.

Co to máš, děvečko,
co to máš za líce?
Dyž na tě pohlednu,
zabolí mne srdce.

Co to máš, děvečko,
co to máš za ruce?
Dyž za tebou přindu,
domů se mně nechce.

Wie so glatt, süßes Kind,
Wie so glatt deine Wang'!
Seh' ich dich vor mir steh'n,
Wird mir, ach, gar so bang.

Wie so weiß, süßes Kind,
Wie so weiß deine Hand!
Wenn ins Aug' dir ich seh',
Kaum den Weg heim ich fand'.

Die Haselnuß.

Dyž sem i - šel přes ho - ry, přes ho - ry,
 Hoch dort o = ben im Ge = birg', im Ge = birg'

přes ten háj ze - le - ný, na - de - šel sem
 wan = dert' ich al = lei = ne, da fand ei = ne

o - ři - šek o - ři - šek lé - sko - vý.
 Ha = sel = nuß ich im gru = nen Hai = ne.

Und die Nuß barg süßen Kern,
 Voll und unverdorben,
 Ach, vergebens hab' ich treu
 Um mein Lieb geworden.

Ja, vergebens warb ich treu
 Um ein Liebeszeichen,
 Nimmer willst den Blumenstrauß
 Mir, du Stolze, reichen.

Ei, und hab' ich dir's verjagt,
 Noch kann ich's gewähren,
 Sollst nicht, was dein Herz begehrt,
 Ewiglich entbehren.

Der Blumenstrauß.

Sto - jí šo - haj pod na - šim o - kén - kem,
 Mut = ter, hört daš Fen = ster lei' Ihr flin = gen?

tu - ká na mňa svým zla - tým pr - stén - kem,
 's išt mein Schaß, er pocht mit gold' = nem Hin = ge.

pu - ste ňa ven, má ma - mi - ťko do - brá,
 D laßt mich fort! dürft mir's nicht ver = sa = gen,

pů - jdu za nim na dvě, na tři slo - va.
will ihm ja nur schnell ein Wört = lein ja = gen.

Unsre Herzen haben sich gefunden,
Schon hab' einen Strauß ich ihm gebunden;
Paßt doch zum Gut ihm des Straußes Prangen,
Wie eng geschmiegt unsre heißen Wangen.

Trož wider Trož.

Má mi - lá mně ve - po - ví - dá, já hi ve - po - vím spi - še;
Lieb = chen mit den schwarzen Au = gen will mir den Ab = schied ge = ben:

po - čké, dě - vče čer - no - vo - ký, šak mně už hi - ná pí - še.
wart', du kriegst ihn e = her noch, mir schrieb ei = ne Au = d're e = ben.

Napsala mně cedolenko,
aj stříbrem, zlatem psanó,
deamantem prokládanó,
abech chodival za ňó.

Sa, sie schrieb 'nen feinen Brief mit
Silber und rothem Golde
Und durchwebt mit Diamanten,
Mein werden will die Holde.

Andenken.

Už je slun - ko z tej ho - ry ven, už je slun - ko z tej
Ue - ber dem Berg' steigt auf die Sonn', ü - ber dem Berg steigt

ho - ry ven, stá - vaj, mi - lá, už bu - de deň;
auf die Sonn', Lieb = chen, steh' auf, Tag ist es schon,

ej, ej! slá - vaj, mi - lá, už bu - de deň.
ja, ja! *) Lieb - chen, steh' auf, Tag ist es schon.

[:Liebchen, steh' auf, du meine Lust,:]

[Ei, einen Baum, den schenk' ich dir,:]

[:Blutet auch's Herz mir in der Brust.:]

[:Auf daß er grüne vor deiner Thür.:]

[:Liebster, und was schenkst du mir wohl,:]

[:Siehst du den Baum blüh'n und gedeih'n,:]

[:Da ich von dir scheiden nun soll?:]

[:Liebend gedenkst du dann stets mein.:]

Die Gartenbank.

Tá na - ša la - ve - čka, aj už sa po - lá - ma - la,
Wo der Arm des Lieb - sten oft mich so fest um - schlung = gen,

co sem se sy - ne - čkem, co sem se sy - ne - čkem aj na ni
un = ser Gar - ten = bänk - chen, un = ser Gar - ten = bänk - chen, schon ist's ent =

se - dá - va - la, aj na ni se - dá - va - la.
zwei ge = sprun - gen, schon ist's ent = zwei ge = sprun = gen.

[:Wohl aus Erlenholze

[:Unser Gartenbänkchen,

:War un're Bank gebauet,:]

:Zäh' ist's entzwei gebrochen,:]

[:Einem falschen Herzen:]

[:Weil des Liebsten Untreu':]

[:Hab' ich zu viel vertrauet.:]

[:Mir hat das Herz gebrochen.:]

[:Trautes Gartenbänkchen,

:O werde doch ganz wieder,:]

[:Ungetreuer Knabe:]

[:O kehre, kehre wieder.:]

Wachtel im Herbst.

Kře - pe - len - ka kře - pe - la - la, kře - pe - len - ka
Laut die Wach = tel schlägt mit Schal = le, laut die Wach = tel

*) ja! ja! wird jedesmal beim zweiten Verse wiederholt.



kře - pe - la - la, dro - bné dě - ti svo - lá - va - la.
 schlägt mit Schal = le, ruft die Mei = nen zu sich al = le.

[Kinder, ach, wie soll das enden,:]
 Sagt, wohin wir nun uns wenden.

[Zwar ein Garbenhauf blieb stehen,:]
 Doch bald ist's um ihn geschehen.

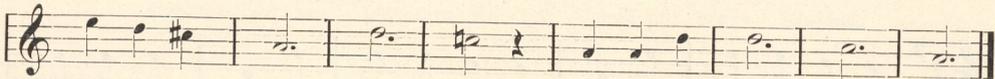
[Nahle Wiese läßt uns darben,:]
 Eingeheimjet sind die Garben.

[Kommt! Wo hell die Donau blinset,:]
 Fern ein gastlich Land uns winket.

Eifersucht.



Na ho - räch, na do - lách, co sa to tam bě - lá:
 Sa - get, was hell so glänzt weit ü = ber Berg und Thal?



hu - sy - li to se - dá, ne - bo sně - hy le - žá?
 sind's wei = ße Gän = se wohl, o = der ist's Schnee zu = mal?

Wären es Gänse weiß,
 Eilten sie längst davon,
 Wäre es Frühlingschnee,
 Wär' er geschmolzen schon.

Was dort erglänzt so hell,
 Rissen sind's wohlbestellt
 Und mit todtwundem Haupt
 Liegt drauf ein junger Held.

Ihm zu der rechten Hand
 Lieget sein gutes Schwert,
 Und ihm zur Linken sitzt
 Traurig sein Liebchen werth.

In ihrer rechten Hand
 Behet ein Tüchlein weiß,
 Und mit der andern schwingt
 Hoch sie ein grünes Reis.

Reiß mit dem Tüchlein weiß
 Trocknet sie ihm die Stirn,
 Und mit dem grünen Reis
 Hält sie die Mücken fern.

Liebste mein, reich' mir doch
 Mein blankes Schwert sogleich,
 Auf daß ich sehen mag
 Mein Auklig sterbensbleich.

Sie reicht ihm hin das Schwert,
 Sprang schnell zur Seiten dann,
 Wohl den Verrath sie ahnt',
 Den er im Herzen spannt.

Wer dir, o Liebchen mein,
 Wer dir so weise rieth,
 Wahrlich, o Liebchen mein,
 Der war ein tren Gemüth.

Keiner gab mir den Rath,
 Selber war ich so klug,
 Wohl den Verrath ich ahnt',
 Womit dein Herz sich trug.

Sprangst du nicht schnell zur Seit',
 Schlag ich den Kopf dir ab,
 Küssen dich keiner sollt',
 Lieg' ich im tiefen Grab.

Die Tracht der mährischen Slaven.

Als im Jahre 1791 die mährischen Stände dem Kaiser Leopold II. unter anderem auch einen Aufzug aller mährischen Stämme in ihren typischen Nationaltrachten mit Musik und Tanz vorführten, wurde — nach der „Brünnner Zeitung“ 1791, Seite 662 — einstimmig anerkannt, daß in keinem anderen Lande Europas, im Verhältniß zu seiner



Junges Slovakienpaar aus der Umgebung von Besehrad.

Ausdehnung, so viele nicht nur in Sprache und Sitten, sondern auch in der Kleidung verschiedene Volksstämme zusammengedrängt seien. Und diese Eigenthümlichkeit, dieser Reichthum an den verschiedensten Trachten existirt, Dank dem eingeborenen Hang der slavischen Bevölkerung Mährens an den vererbten Stammeseigenthümlichkeiten, bis jetzt in den mährischen Gauen, wenn auch nicht in dem Maße, wie dies vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren der Fall war! Haben ja auch bei uns die ganz anderen Verhältnisse

des XIX. Jahrhunderts, besonders aber der große Umschwung, der mit dem folgenschweren Jahre 1848 in das Leben unseres Landmannes gebracht wurde, ihre Wirkung nicht nur auf sein Inneres, sondern auch auf sein Äußeres, auf die theilweise, in manchen Gegenden sogar durchgreifende Ablegung der Jahrhunderte alten Nationaltracht geäußert!

Trotzdem gelingt es dem fleißigen Sammler auch jetzt und auch dort, wo die Tracht in Mähren bereits abgelegt zu sein scheint, wie z. B. an vielen Stellen des westlichen Mährens, immerhin noch ältere Leute aufzufinden, welche entweder noch selbst die ehemals verbreitete Tracht anhaben oder dieselbe wenigstens noch in Truhen oder im Dachstübchen als Erinnerung an ihre fröhliche Jugendzeit aufbewahren.

Am meisten und vollkommensten hat sich die Nationaltracht im südöstlichen Theile des Landes, in der mährischen Slowakei erhalten. Trotz der vorzüglichen Verbindung dieses Theiles von Mähren mit allen anderen Gegenden, trotz der verhältnißmäßigen Wohlhabenheit der Bevölkerung — mit Ausnahme der Gebirgsgegenden natürlich — überrascht uns in dem unteren Marchthal eine solche Fülle der verschiedensten, im Sonntagsstaat farbenprangenden, zumeist durch reiche und wunderbar kunstvolle Stickerei gezierten Kleidungsarten, wie wir dies kaum noch sonstwo in Oesterreich diesseits der Leitha vorfinden!

Hier im Marchlande kann uns klar werden, wie sich in so mancher Tracht nicht nur ein Theil des nationalen Gedankenkreises geltend macht, sondern auch die historische Vergangenheit der Bevölkerung abspiegelt. Wenn man z. B. in Zavornik (bei Strážník) in das Bethaus der dortigen evangelischen reformirten Kirche und zwar an einem Feiertage kommt, wird man sich sofort in das Mittelalter versetzt fühlen — so eigenthümlich ist die dortige Tracht. Manche Stücke der Alt-Hroznauer Tracht reichen ihrem Ursprung nach ganz gewiß in die prähistorische Zeit zurück; Spuren der Gothik, natürlich mit dem Stempel nationaler Bearbeitung, entdeckt man in manchen Stickereien von Nivnič, Kunovič u. s. w.; die Renaissanceperiode hat ihren Stempel den Stickereien und den Frauenkragen um Lundenburg und Gaya (Milotič) aufgedrückt und spiegelt sich auch in der prunkvollen Kleidung der Hannaken und Hannakinnen ebenso deutlich ab, wie das XVIII. Jahrhundert in der westmährischen Kleidungsart. Sogar schwache Einwirkungen des türkischen und überhaupt orientalischen Kunstgeschmacks lassen sich hier und da constatiren, wenn auch nicht so leicht wie bei den ungarischen Slowaken in ihren sonst slavisch componirten Durchbrucharbeiten, Musterfüllungen und den vornehmen Goldstickereien des Neutraer Comitats.

Trotz alledem aber ist in den mährischen Trachten und ihrer Ausschmückung so viel eigenthümlich Slavisches, ja speciell Mährisches, daß wir unbedingt annehmen müssen, dies Alles sei das Resultat eines mehr als ein Jahrtausend existirenden natürlichen



Hannaken aus der Umgebung von Hölleschau.

Kunstsinnes, der hauptsächlich dem schönen Geschlecht der mährisch-slavischen Bevölkerung eigenthümlich ist und sich besonders in den berühmten und von Autoritäten (Frau E. Bach, Herrn Jakob von Falke) gewürdigten Stickereien manifestirt.

Die Trachten der mährischen Slaven werden gewöhnlich gleichlaufend mit der üblichen Stammeseintheilung der mährisch-slavischen Bevölkerung als vier Haupttypen unterschieden, und zwar als die der Hannaken, der Walachen, der Slovaken und der Westmährer oder Horáken. Diesen wäre noch die Tracht der Lachen (von Frankstadt gegen Teschen) beizufügen, welche in vielen Punkten der Teschner Volkstracht ähnlich war. Nebst jedem dieser Haupttypen gibt es aber noch so viele oft auffallend verschiedene Unterarten, daß gewissermaßen jeder Kirchensprengel nach seinen feineren Trachtunterschieden erkannt werden kann. Der zugemessene Raum gestattet uns hier bloß eine Skizze zu entwerfen, welche in den beigefügten Illustrationen ihre Ergänzung finden mag.

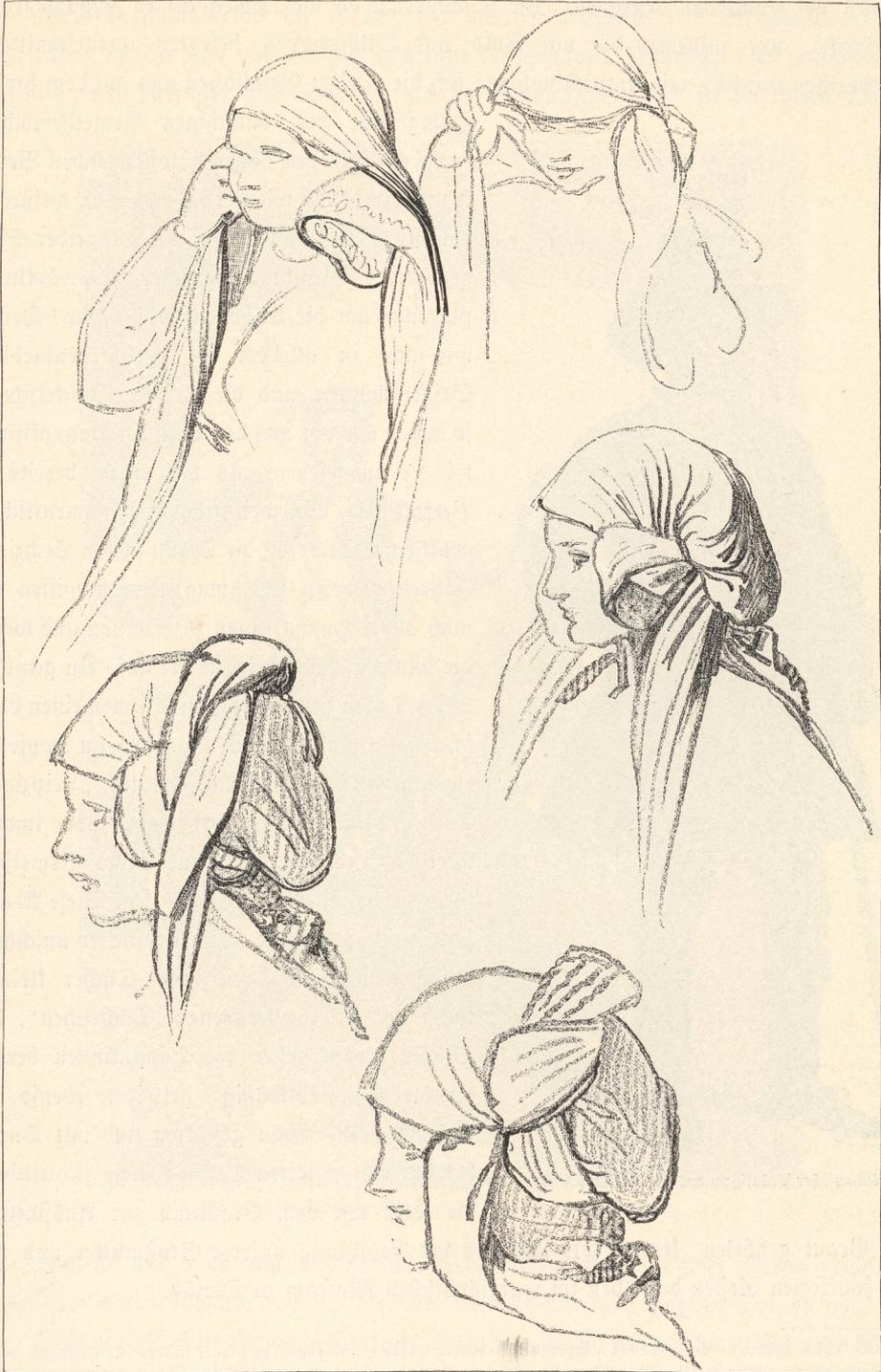
Der wohlhabendste Stamm der mährischen Slaven, die Hannaken, hat oder vielmehr hatte (noch in den Sechziger-Jahren) natürlicherweise auch die prunkvollste, wenn auch nicht gerade die kleidsamste Tracht. Wer würde nicht die rothen ledernen Bluderhosen kennen, wie sie noch jetzt von den Hannaken am rechten Marchufer bei Kremsier getragen werden und von denen es im Volksliede heißt:

Der Hannak hat rothe Hosen
Das weiß man überall,

Drimm gleicht er ganz unbestritten
Wohl einem General!

Diese rothe Hose ist fast die letzte Reliquie der früheren hannakischen Tracht. Sie reicht bis zum Knie und ist auf den Seiten mit bunter Seidenstickerei geschmückt. Zu ihr gesellen sich eine blaue oder grüne auf der Brust gestickte, mit Knöpfen gezierte Weste, eine grüne, gleichfalls gestickte Jacke, glattgewichste Röhrenstiefel, ein schwarzer ziemlich breiter, mit Pfauenkielen gestickter Gurt, ein ebenfalls schwarzer früher breitkrämpiger, mit rothen Bändern geschmückter Hut und endlich ein langer Manteltragen aus hell- oder dunkelblauem Tuch. Denken wir uns zu dieser Tracht noch die stattlichen Körper unserer biederen Hannaken hinzu, so ist das Gesamtbild ein ganz imponantes. Im Sommer wird besonders in Numatschau und Zählitz statt des Mantels ein leichter langer weißer oder schwarzer Rock getragen, im Winter — jetzt nur noch um Bystřiz und Holleschau — ein langer brauner Schafpelz. Zu diesem gehörte natürlich die übliche Ottermütze, die aber bereits „ausgestorben“ ist und durch schwarze Schafpelzmützen ersetzt wird. Das Haar wird bis jetzt noch in manchen Ortschaften im Nacken lang getragen, während der übrige Kopf kurz geschoren ist.

Die ursprüngliche Tracht der Hannakinnen hat sich nur noch in der Umgebung von Dřevohostitz und Bystřiz mehr oder weniger erhalten. Einst konnte man ihr in ihrer vollen



Das Binden des Kopftuches bei den Hamakinnen.

Pracht bei Hochzeiten begegnen. Wie schimmerten da die weißen kurzen Schürzenröcke¹ (fěrtoch), wie glitzerten die mit Gold- und Silbertreffen besetzten ausgeschnittenen Niederchen (lajdik), wie stattlich nahmen sich die runden Gesichtchen aus auf dem breiten



Walachischer Bräutigam aus der Gegend von Rožňan.

Halsgekröse des haushigen Ärmelhendchens (rukávce), in den hohen goldstrohenden Brautkronen (pantlik), wie zierlich waren die weißen, in der Mitte breit und typisch mit goldgelber Seide gestickten Brautumhängtücher (nevěstinská plachta) um die Ellbogen geschlungen! Denken wir uns zu alledem die verschiedenfarbigen Seidenschürzen und die kleinen Stöckelschuhe, so haben wir vor uns das Bild der Hannakinnen, wie sie ausgesehen, als die Tracht bereits im Verfall war. Wie weit prächtiger, namentlich an gediegener Stickerei, die Tracht in den Sechziger-Jahren gewesen sein mag, davon wissen nur noch ältere Hannafrauen zu erzählen und weisen die Museen noch einige Reste auf. An gewöhnlichen Tagen trugen die Hannakinnen einen blauschwarzen Schürzenrock (šorec), am Kopfe ein eigenthümlich gebundenes buntes „Leipziger“ Tuch und im Herbst, (verheiratete aber immer) über dem Niederchen eine kurze Ärmeljacke (marýnka) mit hohen Epauletten. Diese Ärmeljacke weicht jetzt rapid weißen gestickten unschönen Leibchen und die „Leipziger“ Tücher kleinen, unter das Kinn gebundenen „Tüchelchen“. Um Olmütz herum gehen die Hannakinnen bereits durchwegs „stadtmäßig“ gekleidet, ebenso die Männer. Die schön gestickten und mit Durchbrucharbeit gezierten Bettvorhänge (koutnica), die sonst mit dem Brauttuch zur Ausstattung

der Braut gehörten, kennen wir nur aus der Erzählung unserer Großmütter und aus den spärlichen Resten derselben im vaterländischen Museum zu Olmütz.

¹ Diese Schürzenröcke, eines der ursprünglichsten Kleidungsstücke, sind eigentlich breite, faltenreiche Schürzen, welche von hinten um die Hüften gelegt werden. Der offene Vordertheil wird von der sehr breiten Schürze überdeckt.

Selbstverständlich ist die Tracht des zweiten mährischen Slavenstammes, der Walachen, welche das nordöstliche mährische Gebirgsland bewohnen und zumeist recht arm sind, weit dürftiger und einfacher als die hannakische. Auch sie ist ihrem Verfall



Bursche und Mädchen aus Blénau bei Ungarisch-Brod (Slovakien).

nahe und ist nur noch im Bsetin und Walachisch-Klobuk in zwei Typen erhalten. Von einem dritten Typus, dem um Rožnau, kommen nur noch einzelne Spuren vor.

Das auffallendste Kleidungsstück der Männer ist die zumeist karmoisinrothe Weste (brunclek), die trotz der zahlreichen runden Knöpfchen auf der rechten Seite immer offen

bleibt. Die eng anliegende Hose ist blau, weiß oder braun aus grobem Bjetiner Wollstoff (huňa) und wird an den Waden durch Häfteln zugeknöpft. Das Hemd hat weite, an dem Handgelenk zumeist offene Ärmeln und wird vom Kožnauer offen getragen. Der Rock (župica) ist über der Hüfte enganliegend, nach unten, nach polnischer Art, weit abstehend und reicht bis zum Knie, hat platte Messingknöpfe und ist weiß (Bjetin), braun (Hallenkau) oder grün, seltener blau (Kožnau). Um Kožnau wurde die Župica dann und wann mit schwarzen Schnüren geziert. Immer ist sie aber ein Sonntagskleid. Im Winter wird sie durch einen kurzen braunen Schafpelzrock ersetzt. Die Hüte (širáň) der Walachen sind fast durchwegs ziemlich hoch und schmalträmpig und werden von den Ledigen mit Chenille und Bänderzeug geschmückt. Die Fußbekleidung bilden, und zwar im Sommer und Winter weiße, braune oder schwarze Luchshuhe (papuče), die an den Seiten mit Häfteln zugeknöpft werden. Seltener bekleidet den Fuß die mittelalterliche Ledersohle, welche an den mit einem Luchsocken versehenen Fuß durch Riemen festgebunden und „krpce“ genannt wird. Das Haar wurde gewöhnlich rund oder so geschnitten wie bei den älteren Hannaken. Die neue „Mode“ verdrängt aber rapid die langen Nackenhaare.

Die walachische Frauentracht ist der ehemaligen hannakischen recht ähnlich. Nur das kleine untere Kinn gebundene Kopftuch und die unter demselben hervorschauende Spitzenhaube (der verheirateten) wären ein gutes Unterscheidungsmerkmal. Im Ganzen ist sie weit ärmer und einfacher als die hannakische. Statt der früher üblichen Schürzenröcke werden jetzt mehr und mehr verschiedenfarbige Wollröcke getragen. Das Leibchen aus Tuch oder Seide, „frydka“ genannt, ist wie das hannakische tief ausgeschnitten. Im Winter sind kurze Pelzchen, mit Fuchsfellen verbräunt, noch hier und da zu sehen. Als Fußbekleidung dienen Schnürschuhe, im Winter zumeist Luchshuhe derselben Art wie bei den Männern. Die gefältesten, ausgezogen bis 225 Centimeter langen Strümpfe, die früher zu ausgeschnittenen Stöckelschuhen getragen wurden, sind jetzt wenig mehr zu sehen. Das Tragen der Brauttücher ist bis jetzt an einigen Orten (Klobuk) üblich. Auch gestickte Bettvorhänge der Wöchnerinnen waren im Gebrauche. Das Ornament der Stickereien ist dem hannakischen ähnlich, nur etwas eckiger, alterthümlicher. Ausgezeichnet aber und grundverschieden ist die äußerst feine Weißstickerei (auf den alten Kopftüchern) der Walachinnen um Kožnau, der in Mähren nichts Ähnliches zur Seite gestellt werden kann und die aus mühevollen Durchbrucharbeiten auf battistähnlichem Linnenzeug besteht.

Im Westen Mährens wohnen die sogenannten Horáken (die Gebirgsbewohner). Wie ihr Dialect, so neigt oder neigte sich vielmehr (vor einigen Jahrzehnten) auch ihre Tracht theils zu der böhmischen, theils zu der hannakischen. Am bekanntesten ist sie in der Umgebung von Jglau, wo sie mit kleinen Abweichungen auch von der deutschen Landbevölkerung getragen wird. Ihr Typus ist nicht so alterthümlich wie der hannakische,



Mann aus Kaslovič bei Ungarisch-Brod (Kreis der Zálesaken) und Bursche aus Groß-Brbla bei Strážnič (Kreis der Hochländer).

walachische oder gar slovakische, sondern erinnert mehr oder weniger an den Trachtentypus des vorigen Jahrhunderts.

Die Hauptmerkmale der hiesigen Frauenkleidung sind das bunte, bortenbesetzte niederartige Schnürleibchen, das rothe turbanartig um den Kopf geschlungene Kopftuch, dessen Hinterzipfel weit über den Rücken herunterreicht, bläuliche Röcke mit breitem rothem Tuchsaum und das Ärmelhemd mit kleinen Bauschärmeln, die gewöhnlich hoch über dem Ellbogen mit rothen Bändern zusammengehalten werden und ein schmales Gefrause haben. Die Schürze ist breit und lichtfarbig, oft weiß, die Strümpfe sind zinnoberroth, an den Seiten gewöhnlich in Zwickeln gestickt, die Schuhe tief ausgeschnitten und vorne mit Maschen geschmückt. Ältere Weiber tragen kurze dunkle Tuchjacken mit hoch gerafften Ärmeln.

Die Männertracht, die jetzt nur noch selten anzutreffen ist, bestand aus einer zumeist schwarzen ledernen Kniehose, die von grünen an der Brust quer verbundenen Hosenträgern getragen wurde, einer blauen oder rothen mit Zinnknöpfen versehenen Weste und einem breitkrämpigen mit Chenillenzug geschmückten Hute, hohen Röhrenstiefeln und blauen Strümpfen. Der lange Oberrock war blau mit vielen Zinnknöpfen, doch gewöhnlich durch eine kurze Ärmeljacke vertreten. Im Winter wurden auch Ottermützen getragen.

In allen bis jetzt beschriebenen Gegenden ist die Volkstracht dem Verschwinden nahe. In vollem Leben aber ist sie noch in der mährischen Slowakei, im südöstlichen Mähren.

Wie einfach die Tracht der Slowaken — in Wien schlechthin „Kroboten“ genannt — an Werktagen sein mag, so reich, so buntpfarbig, so verschiedenartig ist sie an Sonntagen und Feiertagen. Es lassen sich nicht weniger als sechsundzwanzig Arten derselben unterscheiden, von denen manche auf einen einzigen Ort beschränkt sind (Blénau, Bracov). Immerhin haben alle etwas gemeinschaftlich Charakteristisches.

Die Männertracht, welche bei der Arbeit nur aus einer breiten Leinwandhose (gatě) und eben solchem Hemd besteht und durch Hut und Röhrenstiefel zum vollständigen Alltagsanzuge wird, charakterisirt am Sonntag die eng anliegende, vorne zierlich geschnürte Tuchhose (nohavice), die weiß (Hrozenkau, Belská), lichtblau (Luhačovič, Belská), blau (Milotič), dunkelblau (Dštra, Hradišch) oder zinnoberroth (Lundenburg) ist. Nur um Gaya findet man gelblederne Kniehosen mit blauen Strümpfen in Verbindung. Ältere Männer tragen immer dunkelfarbige, oft schwarze und wenig beschnürte Hosen. Zum Schutz der Hose wird vielfach eine blaue oft gestickte Schürze und um den Körper ein langer Riemen getragen, zu dem in einigen Gegenden, besonders um Ungarisch-Brod, ein bis 28 Centimeter breiter Ledergurt sich gesellt, der nebstdem ein gutes Versteck für alle erdenklichen Reiseutensilien bildet. Das kurze Hemd hat entweder offene (im Süden) oder am Handgelenk sich verengende Ärmel (im Norden der Slowakei). Immer ist es mit Stickereien; die bei



Bäuerin aus Biľovitz bei Ungarisch-Gradišch: Slowakische Volkstracht.

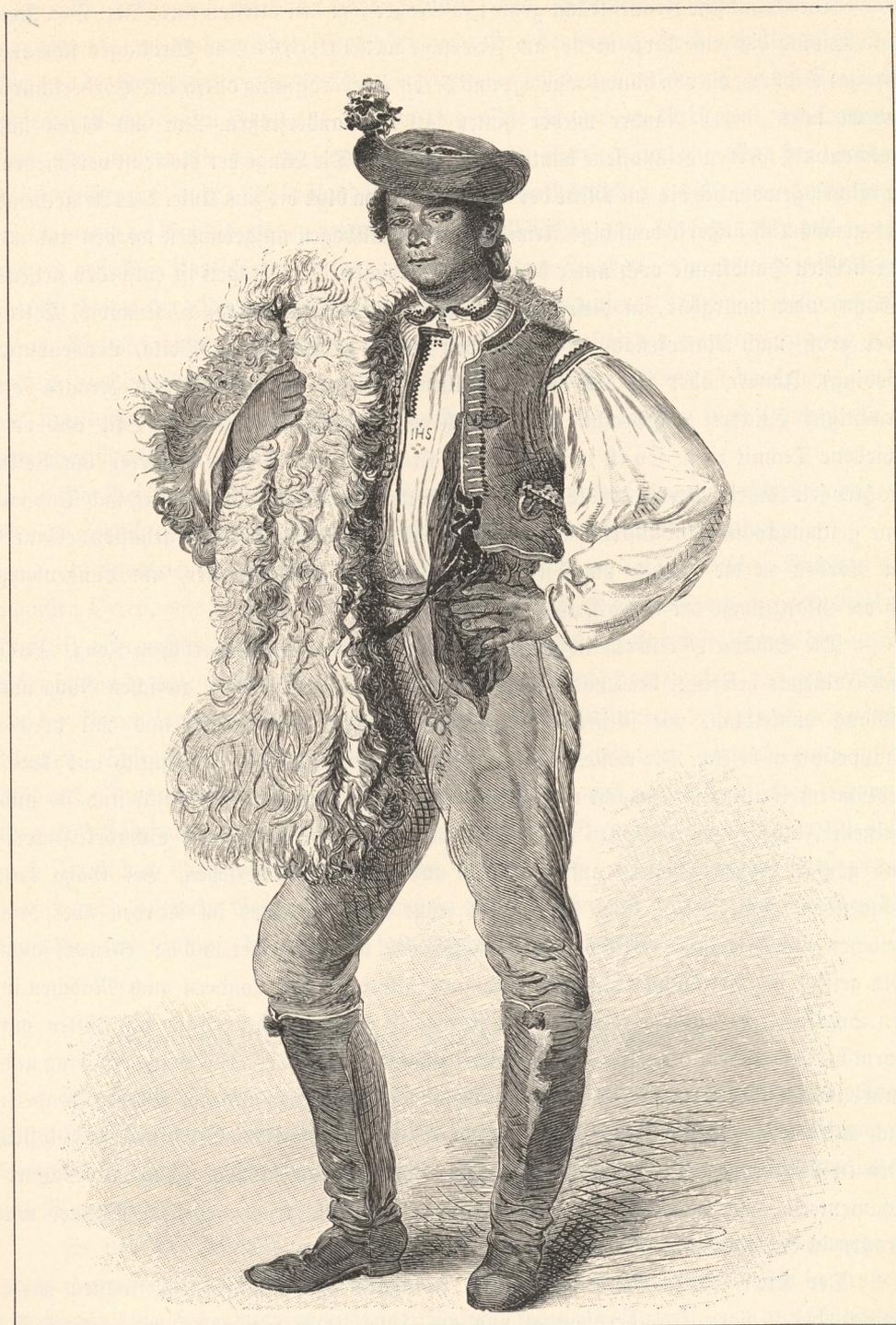
den Burschen fast durchwegs bunt sind, an der Brust, um den Kragen und an der Hand geziert und wird im Süden durch vier wallende Schleifen am Hals zusammengebunden.

Über das Hemd kommt ein Westchen, die kordula, um Veká auch prucek genannt. Im Norden ist es — und zwar vorne und hinten — aus dunkelblauem oder schwarzem Tuch und wird mit blauem oder schwarzem Schnürchenge schnörkel und — je nach den Ortschaften — blauen und rothen Quasten geschmückt. Auch die Knöpfe desselben sind nach dem Trachttypus verschieden: bald klein, bald groß, bald weiß, bald gelb. Um Veká ist es entweder aus weißem Flanell und etwas gestickt oder aus buntem Seidenzeug und dann so kurz, daß es bloß in die Mitte des Rückens reicht. Auch um Strážník sind solche Westchen üblich, ebenso um Göding und Lundenburg, nur daß sie um diese zwei letzten Orte reicher geschmückt sind. Im Frühjahr und Herbst wird über dem Westchen gewöhnlich noch eine weiße Flanelljacke (lajbik) mit rothen Aufschlägen getragen. Sehr auffällig ist die Halena, ein langer weiter Rock mit viereckigem bis in die Mitte des Rückens reichendem Kragen. Aus grobem Wollstoff verfertigt wird sie gewöhnlich mantelartig umgehängt. Oft hat die Halena vorne bunte Aufschläge, nach denen man leicht ermittelt, woher ihr Besitzer stammt. Im Winter wird immer ein Schafpelz (kožuch) getragen. Er ist entweder kurz (Kivník) oder lang, und da entweder weiß (Umgebung von Göding, Kunovitz) oder braun und je nach der Gegend geschmückt.

Auch die Kopfbedeckung ist recht verschieden. Bei Gradisch ist es ein kleiner schwarzer, bei Kunovitz ein grauer, bei Gaya ein oft sehr breiter Hut. Um Veká ist er hoch und wie bei Lundenburg und Göding bunt behändert. Eine weiße Hahnenfeder hinter der Krämpe bedeutet einen erwachsenen Jungen, der im Ringkampfe sich schon zu helfen weiß und diese Hahnenfeder nur an den Stärkeren abgibt. Im Winter werden statt der Hüte schwarze Pelzmützen getragen, die an Stelle der früher üblichen Ottermützen getreten sind.

Die Fußbekleidung, ein hoher Faltenstiefel, oft mit langen Quasten an der Vorderseite, wird nur im Gebirge zur Winterszeit durch Tuchschuhe ersetzt. Das Haar wird jetzt fast durchwegs kurz geschoren. Im nördlichen Theile der Slovakei trug man es einst so wie bei den Hannaken, im südlichen — und dies trifft man noch heute oft an — war es in der Mitte getheilt und hinten horizontal zugeschnitten.

Ist schon die Männertracht, besonders der Sonntagsstaat, malerischer als alle anderen mährisch-slavischen Trachten, so gilt dies umsomehr von der Frauenkleidung. In den leuchtenden rothen, weißen, gelben, blauen, grünen und schwarzen Farben derselben zeigt sich freilich eine etwas naive Vorliebe für intensives Colorit, die unserer an gebrochene Töne gewöhnten Zeit nicht besonders zusagt, aber in ihrer Gesamtwirkung, besonders im frischen Grün der slovakischen Auen nicht minder harmonisch ist, wie die der orientalischen grellen Trachten in den eintönig gelben Flächen der dortigen Landschaft.



Bursche aus Vezolup bei Ungarisch-Gradiſch: Slovakische Volkſtracht.

Die slowakische Frauentracht gehört in Mähren zu den ältesten ihrer Art. Den *Roč* vertritt auch hier eine kurze breite, am Feiertage weiße (*čertoč*), an Werktagen schwarze (*šorec*) Schürze, die von hinten angelegt und deren Vorderöffnung durch eine Vordereschürze bedeckt wird, deren Ränder wieder hinten fast aneinanderstoßen. Nur um Gaya und Lundenburg werden geschlossene bunte Röcke getragen. Die Länge der Röcke ist verschieden, sie reichen gewöhnlich bis zur Mitte der Wade, bei Gaya blos bis zum Knie. Das Ärmelhemb hat gewöhnlich äußerst hauchige Ärmel, die beim Ellbogen aufgebunden werden und mit der breiten Handkrause noch unter den Ellbogen reichen. Der Krage ist entweder stehend (Gaya) oder umlegbar, in diesem Falle klein, spizenbesetzt (*Hradisch*, *Kunovitz*, *Ostra*) oder groß, nach Matrosenart oft tief auf den Rücken herabreichend (*Belká*, *Lundenburg*, *Göding*). Immer aber ist auf dem Ärmelhemb, dessen Vordertheil und Krage die prächtigste Stickerei angebracht, die, je nach der Gegend, verschiedenen Stil und verschiedene Technik zeigt. So ist im Norden die Kreuzstich- und à-jour-Stickerei, um *Belká* die hier seit Jahrhunderten geübte sogenannte Holbeintechnik, um Lundenburg und *Dubňan* eine geschmackvolle Flachstickerei beliebt. Der Stil, im Ganzen national gehalten, erinnert im Norden an die Gothik, um *Ostra* an byzantinische Mosaikmuster, um Lundenburg an die Glanzepoche der Renaissance.

Die Schürze (*čertúšek*) ist gewöhnlich aus lichtem, oft buntfarbigem Zeug, Seide und Cachemir gefertigt, bei Lundenburg aber weiß und weiß gestickt, zwischen Gaya und *Göding* dunkelblau, mit stilisirten Pflanzenornamenten bunt gestickt und mit breiten Klöppelspitzen besetzt. Die westenartigen Leibchen (*kordulka*) sind gewöhnlich aus buntbeblütem Seidenzeug gemacht und mit Silbertressen besetzt, nur um *Belká* sind sie aus weißem Flanell und um *Ostra* aus schwarzem Tuch, hier mit rother Schnörkelstickerei und großen rothen Quasten auf der Brust und am Rücken versehen. Bei Gaya und Lundenburg sind sie sehr kurz. Im Herbst trägt man besonders im Norden über dem Leibchen eine Ärmeljacke (*lajbl*) aus weißem Flanell, die vorne hier und da (*Blénan*) schön roth gestickt ist. Im Winter schlüpfen nicht nur ältere Weiber, sondern auch Mädchen in den Schafspelz, der immer weiß ist. Im Norden ist er lang und wird um die Hüften mit einem breiten rothen, oft gestickten Tuchgürtel zusammengebunden. Um Gaya, *Göding* und Lundenburg ist er kürzer, frackartig und nicht nur um den Hals und die Ärmel, sondern auch auf den umgelegten Schößchen mit schwarzem Fell verbrämt. Bei festlichen Anlässen wird in Lundenburg die „šuba“, ein langer Tuchpelz aus blauem Zeug mit Schnurposamenterie angezogen. Solche Sonntagspelze (*mentýk*) trugen ehemals Männer wie Frauen in der ganzen Slowakei.

Der Kopf, dessen Haar gewöhnlich in einen Zopf zusammengeflochten wird, welcher bei Ledigen frei herabhängt und am Ende durch Seidenmaschen geziert ist,

wird fast durchwegs in ein verschiedenartig um denselben geschlungenes großes „türkisches“ (auf rothem oder schwarzbraunem Grunde buntes) Tuch gehüllt. Nach der Art, wie die Kopftücher verbunden sind, erkennt man leicht, aus welchem Orte die Trägerin desselben stammt. Um Gaya und Göding tragen die Frauen an Werttagen, um Lundenburg aber immer ein kleines leichtes Tuch unters Kinn gebunden. Nur bei großen Festlichkeiten sieht man z. B. in Landshut noch die alterthümlichen „rožky“ = (Hörnchen), die ein wenig an Bischofsmützen erinnern, bei den Mädchen, und ähnliche, aber mit einem langen, gestickten Kopfschleier (šatka) umwundene steife Hauben (čepec) bei den Bräuten oder Verheirateten. Diese Kopfschleier, die noch anfangs unseres Jahrhunderts durch die ganze Slovakei üblich, in der Verzierung aber überall verschieden waren, sieht man nur noch in der Umgebung von Belfá. Bei verheirateten Frauen kommt fast durchwegs unter das Kopftuch eine wieder verschiedenartige Haube. Um Gaya haben diese Hauben einen sehr alterthümlichen Schnitt.

Die Beschuhung der slovakischen Frauen besteht durchwegs aus verschiedenartigen, oft sehr zierlichen hohen Stiefeln. Schuhe werden nur in den Städten getragen.

Zu erwähnen wäre noch die besondere Ausschmückung der slovakischen Bräute. An manchen Orten, wie in Landshut, Dubňan u. s. w. besteht sie auch aus speciell bei der Hochzeit gebrauchten Röcken; das Auffallendste bei ihr ist aber fast immer die eigenthümliche und zugleich alterthümliche Bekrönung (pentleni) des Kopfes, und zwar nicht nur der Braut, sondern auch der Kranzjungfern. Diese Bekrönung besteht aus gemachten Blumen, Spiegelchen, Goldfaltern und macht einen seltsamen, zugleich malerischen Eindruck. Zum completen Brautschmuck gehört natürlich auch ein reich gesticktes leinenes, circa 250 Centimeter langes und 70 Centimeter breites Brauttuch, plachta úvodní oder auch úvodnica, Einsegnungstuch, genannt, weil es auch bei der Taufe und Einsegnung benützt wird. Gestickte Bettvorhänge kommen nur noch hier und dort vor, die schönsten bei Landshut und Göding, doch sind sie fast nirgends mehr im Gebrauche.

Ortsanlagen, Wohnungen, Sagen und Märchen der Slaven.

Die Ortsanlagen und Wohnungen. Die früher erwähnten zahlreichen ethnographischen Verschiedenheiten der slavischen Bewohner Mährens äußern sich nicht nur in Dialect und Tracht, nicht nur in Gemüths- und Lebensart, sondern auch in Ortsanlagen und Wohnungen.

So steht der Hannake in Betreff seiner Wohnweise in unverkennbarem Gegensatze zu seinen stammverwandten Nachbarn ringsum. Er wohnt seit Menschengedenken in großen, verhältnißmäßig behaglich eingerichteten Häusern; kaum eine Tagreise von dem Südrande

der Hanna aber, an der mährisch-ungarischen Grenze trifft der Wanderer durchwegs nur armselige Hütten aus Holz und Lehm an, deren Bewohner den Schornstein noch heute als Luxus betrachten und in deren Stube man oft nicht anders als durch den Viehstall gelangt! Den Übergang zwischen diesen beiden Wohnweisen bildet das Wohnhaus des Slovaken im Niederlande (an den Ufern der March). Ein ganz anderes Aussehen trägt wieder das Holzhaus des Walachen und des westlichen Gebirgsbewohners.

Nicht minder auffallend ist der Gegensatz zwischen dem mährischen Mittellande und den gebirgigen Grenzstreifen Mährens in Bezug auf die Ortsanlage: in der Marchebene der einheitliche, geschlossene Dorfplatz, — im Gebirge ringsherum das zwanglose System des haufenförmigen Dorfes oder gar der Einzelhöfe.

So hat die Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit nebst anderen Natureinflüssen zugleich mit historischen und socialen Factoren zur Ausprägung des mährischen Volkscharakters in den verschiedenen Landestheilen Mährens in jeder Beziehung und namentlich auch in Betreff der Ortsanlage und Bauweise entscheidend mitgewirkt.

Unsere Betrachtungen der Ortsanlage und des Hausbaues wollen wir von dem Herzen des Landes, von der Hanna aus beginnen. Die aus der Fruchtbarkeit des Bodens entspringende Wohlhabenheit des Hannaken hat ihn schon in lange vergangenen Zeiten zum „Aristokraten“ unter den mährischen Volksstämmen erhoben; überdies haben in den letzten Decennien der rege Contact mit den vielen volkreichen Städten der Hanna und die hier auf fruchtbaren Boden fallenden Fortschritte der modernen Cultur zugleich den Sondernotypus des Hannaken in mancher Hinsicht beinahe gänzlich verwischt, während die nachbarlichen, den gebirgigen, daher auch minder fruchtbaren und von der Welt mehr abgeschlossenen Theil des Landes bewohnenden Stämme ihren Charakter noch ziemlich unverfehrt erhalten haben.

Wer die Hanna vor drei oder vier Jahrzehnten, seitdem aber nicht gesehen hat, der wird sich in ihr heute kaum mehr zurechtfinden. Die alte Ortsanlage ist allerdings dieselbe geblieben; trotz des fortschrittlichen Geistes der Hannaken hat die Gassenregulirung in die hannakischen Dörfer noch nicht Eingang gefunden. Die althannakischen Dörfer sind stets an der Krümmung eines Baches gelegen, an dessen Ufern sich der für die hannakische Landschaft unerläßliche Weidenbaum in langen Reihen hinzieht; daher auch sein Spottname „hannakische Palme“.

Das Bild, welches ein althannakisches Dorf bietet, wird charakterisirt durch die hohen, mächtigen Strohdächer der Schafkammern der Hanna, nämlich der Scheunen, welche wie ein Wahrzeichen der ackerbautreibenden Bevölkerung die Dächer der Wohnhäuser hoch überragen. Der mäßig hohe Kirchturm und einzelne schlanke, hoch in die Lüfte ragende Pappeln verleihen dem sonst ziemlich monotonen Bilde eine gewisse Lebhaftigkeit.

Ihrer Anlage nach sind die althannakischen Dörfer insgesamt sogenannte slavische Runddörfer. Die Wohnhäuser, von einander nur durch Hofeinfahrten getrennt, umstehen mit ihren Längsfronten einen rundlichen oder unregelmäßig dreieckigen Dorfplatz, der vor Zeiten zumeist nur von einer einzigen Seite aus zugänglich war; selbst heute noch muß man bei vielen dieser Dörfer, wenn man sich ihnen nicht gerade von der Einfahrtseite nähert, eine weite Strecke rings um die nur von Scheunen unterbrochenen Gartenmauern oder Zäune wandern, bevor man den Zugang zum Dorfplatze erreicht. Chemals



Althannakisches Bauernhaus mit Thürvorsprung (zuder) aus Loučan.

war selbst dieser einzige Zugang zum Dorfplatze mit einem Thore verschließbar, wie dies aus der noch heute in den meisten Ortshchaften der Hanna erhaltenen Benennung der zuliiegenden Dorftheile (brána = das Thor, zábrani = hinter dem Thor u. s. w.) ersichtlich ist. Die ganze althannakische Dorfanlage war offenbar von der Absicht geleitet, das Dorf zu einem festen Platze zu gestalten. Wenngleich die Befestigungsmittel primitiv waren, so haben sie sich doch noch in späthistorischen Zeiten hier und da bewährt, wie das Dorf Groß-Seniß beweist, welches im dreißigjährigen Kriege den plündernden und brandschatzenden Schweden erfolgreichen Widerstand geleistet hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Art der Dorfanlage jener grauen Vorzeit entstammt, wo das mährische Volk noch in der altslavischen Familienverfassung der Hauscommunion lebte. Sobald eine solche Familie (im weiteren Sinne des Wortes) einen Platz zur Ansiedelung gewählt hatte, wurde der Plan des anzulegenden Dorfes beschlossen; denn bei der einheitlichen geschlossenen Anlage der Runddörfer kann der Dorfplatz eben nicht anders als mit einem Male, auf Grundlage eines einheitlichen, vorher beschlossenen Planes ausgebaut worden sein. Hiermit stimmen auch andere historische Zeugnisse für die Alterthümlichkeit der Runddörfer überein, insbesondere die Namen derselben, die nachgewiesenermaßen zu den ältesten im Lande gehören, vor Allem die zahlreichen patronymischen Ortsnamen (auf *ice*, *ovice*, wie *Těšetice*, *Drahanovice*, das heißt: der Stamm, die Nachkommen des *Těšeta*, *Drahan*), deren Entstehungszeit mit der Blüte der altslavischen Familienverfassung zusammenfällt. Thatsächlich gehören auch die meisten in den ältesten Urkunden erwähnten Ortsnamen Mährens Runddörfern an.

Auf einer erhöhten Stelle inmitten des Dorfplatzes steht die ehemals stets vom Kirchhofe umgebene Kirche oder wenigstens eine Kapelle. Sonst aber ist der hannaifische Dorfplatz ziemlich leer: ältere, größere Bäume gehören daselbst zu den Seltenheiten, erst in neuerer Zeit werden Obstbäume vor den Häuserfronten gepflanzt. Die vor Zeiten unerläßlichen, unschönen Pfützen sind gegenwärtig von den hannaifischen Dorfplätzen zumeist schon verschwunden.

Eine ganz verschiedene Ortsanlage weisen jene Dörfer der Hanna auf, welche erwiesenermaßen eine Gründung der ersten Jahrhunderte unseres Jahrtausends sind. Diese bilden nicht mehr einen geschlossenen, breiten Dorfplatz, sondern eine gerade Gasse, ebenso wie die in späteren Zeiten zu dem ursprünglichen Kern der Runddörfer — dem geschlossenen Dorfplatze — zugewachsenen Dorftheile. Bei den neuesten Ortsgründungen schließlich, namentlich des josephinischen Zeitalters (in den Achtziger-Jahren des verflossenen Jahrhunderts wurden in Mähren weit über einhundert Dörfer angelegt) ist die Form einer einzigen Häuserzeile in Aufnahme gekommen.

Abgesehen von der bis in die Gegenwart erhaltenen alten Ortsanlage zeigt sich aber die althannaifische Bauweise nur noch in einzelnen ziemlich seltenen Hausveteranen, bei denen übrigens die alterthümlichen Theile mit neumodischen Renovirungen bunt durcheinandergeworfen sind.

Groß und schwerfällig, aber behäbig und solid gebaut war ehemals das hannaifische Bauernhaus, ein Ebenbild des Hannaken selbst, seiner breiten, knöchigen Gestalt, seines etwas plumphen Auftretens, seines phlegmatischen Naturells, sowie seines breiten Dialects. Als Baumaterial für den eigentlichen Wohntract — die Stube — diente Holz, welches jedoch mit Mörtel verputzt und weiß übertüncht wurde, so daß das hölzerne Haus der

Hanna das Aussehen eines gemauerten hatte. Abgesehen von dem eigentlichen Wohntracte, bestanden die Mauern des althannakischen Bauernhauses aus mit Stroh untermischtem Lehm, dessen einzelne Lagen zwischen zwei aufrecht gelegten Brettern so lange gestampft wurden, bis sie hart geworden sind; später baute man die Mauern aus übereinandergelegten Lehmklumpen (váľky), die schließlich durch ungebrannte Lehmziegelu ersetzt wurden. Die Häuserfacaden wurden ehemals nur weiß, deren Sockel (obrovňavka) grau oder blau angestrichen; in der oberen Hanna hatten die alten Häuser oft eine farbige (in der Regel gelbe) Umrandung. Eigenthümlich sind hier auch die plastischen, oberhalb der Fenster und Thüren angebrachten Mörtelornamente, die in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts aufkamen und von denen leider in unseren Tagen wieder von Jahr zu Jahr eine Anzahl verschwindet. Diese Hausornamentik verräth zwar das Vorbild der Barocke, ist jedoch in einer eigenthümlichen Weise entwickelt.

Das eigentliche Wohnhaus bestand aus zwei Theilen, die auch äußerlich zu unterscheiden waren, nämlich einerseits aus der höher gelegenen Stube, an welche in der Regel ein kleines Zimmer anstößt; dieser Theil des Wohnhauses ist nur ebenerdig — eine Art Hochparterre; der andere Theil, welcher den Flur sammt Kammern umfaßt, ist dagegen tiefer gelegen und mit niedrigerer Decke, dafür aber mit einem Obergeschoß versehen, so daß seine Mauern jene des eigentlichen Wohntractes überragen; infolge dessen ist auch das ehemals durchwegs strohgedeckte Dach zweitheilig, indem sich der First oberhalb der Übergangsstelle vom Flur zur Stube plötzlich in schiefer Lage um etwa 0·5 Meter senkt.

In der oberen Hanna — von Littau im Norden bis Tobitschau im Süden — hatte ehemals ein jeder Bauerngrund vor seiner Hausthür einen großen quadratischen, massiv gebauten Vorsprung (zadr), etwa vier bis fünf Meter im Gevierte, der sich auf den Dorfplatz mit einem breiten, durch Holzbrüstungen jedoch bis auf einen engen Durchlaß versperrten Bogen öffnete. Die zahlreichen Hausvorsprünge verliehen dem sonst ziemlich öden hannakischen Dorfplatze eine Lebhaftigkeit, die man heute mit Bedauern vermißt. Sie waren es, welche den Charakter der hannakischen Dorfarchitektur vor allem anderen ausmachten. Nachdem sie ohne irgend einen Ersatz verschwunden sind, hat auch das hannakische Bauernhaus seinen Sondertypus eingebüßt. Im südlichen Theile der Hanna — bei Kremšier und Holeschau — waren jedoch diese Hausvorsprünge entweder gar nicht üblich oder sie haben sich, gerade so wie in der angrenzenden mährischen Slowakei, nur in der Form von kleinen kapellenartigen, mit einem fliegenden Dach überdeckten Nischen erhalten.

Es war ein angenehmes Plätzchen, dieser Hausvorsprung, besonders im Hochsommer, indem die dicken Mauern den Sonnenstrahlen erfolgreich Troß bieten konnten, so daß darin auch bei der größten Sommerhitze eine angenehme Kühle herrschte. So diente diese

Laube in der heißen Jahreszeit als ländlicher Salon, wenn die Nachbarn zu Besuch kamen, denn gemauerte, längs der inneren Wände sich hinziehende Sitzbänke luden hier zum Ausruhen ein; bei Regenwetter wieder bot die halboffene Halle einen geschützten Kinder-
spielplatz.

Im Hintergrunde der Laube führte die ehemals einflügelige und erst seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts in der Regel zweitheilige Hausthür — gewöhnlich über eine oder zwei Stufen — in den geräumigen Hausflur. Manche alte Hausthür gibt noch heute durch ihre etwas barockisirende, aber trotzdem eigenthümlich hannakische Verzierung ein beredtes Zeugniß von der Geschicklichkeit und dem natürlichen Kunstsinne der ländlichen Tischler und Zimmerleute der Hanna. Wir finden darin die Ornamentik der hannakischen Stickerien mittels einer eigenartigen Technik in Holz geschnitzt wieder.

Links oder rechts von der Laube blinken uns in der Regel drei sauber geputzte mittelgroße Fenster entgegen, voll von wohlgepflegten Blumen; besonders beliebt ist heute bei den Hannaken die Muskatnuß, der Rosmarin, die Fuchsie. Die Fenster sind der eigentliche Blumengarten der Hannaken, denn nur ausnahmsweise findet man vor dem Hause neben der Laube ein kleines, mit Planken unschön umzäuntes Gärtchen, das jedoch vorwiegend als Gemüsegarten dient. Der große Garten hinter dem Hofe aber wird ausschließlich als Obstgarten verwendet.

Auf der andern Seite vom Hausvorsprung sind ebenerdig, sowie im Obergeschoß ein paar ganz kleine vergitterte Fensterchen, die den Kammern sehr spärliches Licht spenden. Den Hausvorsprung schützte ein Querdach, das entweder mit einem Strohwalme oder mit einem Holzgiebel endigt, auf den — wie bei Holzhäusern überhaupt — besondere Sorgfalt verwendet wurde. Die ganze Anordnung dieses Giebels ist dieselbe wie bei den Holzbauten der gebirgigen Theile des Landes, namentlich der mährischen Walachei.

Von dem geräumigen, beinahe quadratischen Hausflur (siň), welcher die volle Breite der Laube und die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und sich an dem der Hausthür entgegengesetzten Ende entweder direct auf den Hof oder durch ein kleineres Vorhaus (podsíňka, bei Olmütz p̄řesánek) öffnet, führt seitwärts (links oder rechts) eine Thür in die zweifenstrige Stube (izba). Hier stand neben der Thür der grün oder schwarz glacirte Kachelofen, der von der Küche und in noch älteren Zeiten vom Flur aus geheizt wurde. An denselben lehnte sich in der Ecke an der Hofmauer der große, ebenfalls von außen heizbare Backofen (pec) an, das ursprüngliche Familienschlafzimmer. Um den Ofen und Backofen liefen an den freien Seiten Bänke herum, von der Decke hingen hier wagrechte Stangen (bidla) herab zum Trocknen von Kleidern und dergleichen. An der Wand zwischen dem Ofen und der Thür hängt der nie fehlende Weihwasserkeffel mit dem darüber gehängten Rosenkranz.

In der zweiten Ecke, gegenüber den zwei Fenstern der Stube steht das Paradebett mit hoch aufgeschichteten Kopfkissen — dem Stolz der hannakischen Hausfrau. Ihm gegenüber in der dritten Ecke bei den Fenstern steht der viereckige massive, aus Eichenholz gezimmerte, oft mit eingelegten Ornamenten gezierte Tisch auf gekreuzten Füßen, in dessen Lade stets ein angechnittener Brodlaib sammt Messer den Gast erwartet. Hinter dem Tische längs der beiden Wände stehen lange Bänke mit geschnitzen Füßen und Lehnen, gewöhnlich blau angestrichen. Die Ecke oberhalb des Tisches füllte ein dreieckiger Kasten zur Aufbewahrung von Geld und Papieren von Werth aus; über demselben hängt das Crucifix und zu beiden Seiten auf einer Leiste je eine Reihe Heiligenbilder — meist Buntdrucke auf Papier oder auch auf Glas gemalt oder schließlich aus buntpfarbigen Papierstücken und Goldfitter zusammengeklebt. Ober der Eingangsthür oder auch über der in das Nebenzimmer führenden Thür sind auf einem Brette (lištva) gemalte Teller und Krüge aufgestellt, beziehungsweise aufgehängt.

Das zweite, einfenstrige Zimmer ist gegenwärtig das Schlafzimmer des Hauswirthes und der Hausfrau. Außer den Bettstätten stand hier die mit Blumen buntbemalte Truhe, in welcher die Staatskleider und prachtvoll gestickte Wäsche aufbewahrt wurden. Die alten Hannaken kannten keine Schubladkästen und keine Chiffonniers; in der Truhe fand Alles friedlich nebeneinander Platz, in einer kleinen Nebenlade auch das von einem Familienmitgliede geschriebene und in eigenartigem hannakischem Stile gemalte Gebetbuch, das von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinde vererbt wurde. Wo kein eigenes Schlafzimmer war, dort wurde bei freudigen Familienereignissen das Bett der Wöchnerin mit gestickten Vorhängen verhängt, so daß dadurch in einer Ecke des Zimmers eine Art temporärer Alkoven geschaffen wurde.

Hinter der Wohnstube auf der Hofseite befindet sich die Küche — ein neuerer Zubau aus jener Zeit, wo der Flur aufgehört hatte, als Herdraum zu dienen. Der Herd (ohnisko) bestand aus einer gemauerten Bank, in deren Hinterwand zwei Öffnungen (čelesno) in den Ofen und Backofen führten. Ober dem Herde öffnete sich der Rauchfang. In einem Wandschrank (police) wurde das Tischgeräthe aufbewahrt, das vor Zeiten durchwegs aus Holz hübsch geschnit war.

Der Fußboden bestand ehemals im ganzen Hause aus gestampftem Estrich und die Holzdecke wurde von Tramen getragen.

Aus dem dunkeln, fensterlosen Flur, der nunmehr durch Verlegung des Herdes in die neu zugebaute Küche seine ehemalige Wichtigkeit eingebüßt hat und seither nur ein Durchgangsraum ist, führt auf der entgegengesetzten Seite von der Wohnstube eine Thür in die ebenfalls ziemlich dunkle Kammer, die zur Aufbewahrung von Kleidern, Vorräthen von Consumartikeln und dergleichen dient. Von hier aus führt eine steile Holzstiege in den

oberen Halbstock, wo sich neben der Kammer für Speisevorräthe auch der Getreideschüttboden (sépka) ober der Laube befindet. Eine Fallthür führt aus der unteren Kammer in den Keller; in manchen Dörfern sind jedoch die Keller, die als Erdäpfelgruben verwendet werden, insgesammt in einem Abhang hinter dem Dorfe im Lehm nebeneinander ausgehöhlt. Auf dem Dachboden (hůra), zu dem man durch ein Loch (sklopec), welches durch die Neigung des Daches zwischen den Kammern und der Stube entstand, mittelst einer Leiter gelangt, wird Stroh aufbewahrt.

Durch die Hofthür des Hausflurs gelangt man auf den gedeckten Gang (náspa) vor den Stallungen. Derselbe war ehemals gegen den Hof zu ganz offen, in der neuesten Zeit wird er zuweilen durch gemauerte massive Säulen in eine Art roh gebauter Arkaden verwandelt. Eine ganze Reihe von Thüren führt von diesem Gang aus in die Stallungen und sonstigen Wirthschaftsräume, welche stets unmittelbar an die Rückseite des Wohnhauses im rechten Winkel stoßen und den geräumigen länglichen Hof auf einer Längsseite begrenzen, während die gegenüberliegende Hofseite von der Rückwand der Stallungen des Nachbarn begrenzt wird. Zunächst dem Hause befindet sich die Häcksel- und Futterkammer für Pferde (překladník, in der südlichen Hanna řizňa) mit dem Nachtlager der Knechte, von dem Pferdestall nur durch den Trog getrennt. Daneben war ein kleinerer Pferdestall für den bis unlängst sehr oft eintretenden Fall der Militäreinquartierung. Darauf folgt der Kuhstall (chliv), schließlich eine Futterkammer und ein Schweinestall (chlivek), hinter welchem ein offener Schoppen (kulha) die Wirthschaftsräume im Hof gegen den Garten zu abschließt. Dasselbst stehen die Wirthschaftswagen und Feldgeräthe, an denen der Eisenbeschlag manchmal recht interessante Proben hannakischer Schmiedekunst bietet. Die Thüren zu den Wirthschaftsräumen bestehen während des Sommers in ihrer oberen Hälfte nur aus ein paar Holzlaten, um der frischen Luft freien Zugang zu gewähren, da diese Räume sonst fensterlos sind. Längs des gedeckten Ganges zieht sich der Düngerhaufen hin. Entweder vom Hofe aus oder durch eine Nebenthür an der Vorderfront des Wohnhauses gelangt man in die Wohnung der Ausgedingeleute, die aus einem kleinen Flur und einem zweifenstrigen Stübchen besteht.

Im Hintergrund des Hofes schließt sich an denselben der durch einen aus Weidenruthen geflochtenen Zaun vom Hofe getrennte Obstgarten an. Dort steht die große Scheune (stodola oder auch humno) mit einem hohen, mächtigen, mit Stroh gedeckten Walmdache. Ehemals waren nur die Ecken und starke Mittelpfeiler der Scheune aus Lehmklumpen oder ungebrannten Lehmziegeln gebaut, die Zwischenräume aber wurden durch starke Bretter verschalt; im südlichen Theile der Hanna sind die Scheuern auch heute noch zumeist ganz von Holz gebaut. Der innere Raum ist in drei Theile getheilt, wovon der mittlere, die Tenne (mlat, in der südlichen Hanna mlatevňa), an beiden Enden mit je



Slovakisches Haus mit bemaltem Thürvorprung aus Matatitz bei Ungarisch-Grabisch (Bursche aus der Umgebung von Lundenburg).

einem doppelflügligen Thore geschlossen wird; in die beiderseitigen, durch eine hohe, starke Holzbrüstung von der Tenne getrennten Räume (in der oberen Hanna stodoly, im Süden přistodůlky), sowie auf den geräumigen Dachboden (patro) oberhalb der Tenne werden die Getreidegarben abgeladen. Ein kleiner hölzerner Anbau (plevnik) dient als Aufbewahrungsort für die Spreu. Der Obstgarten war in der nördlichen Hanna einst durchgehends von Lehmmauern umgeben, die durch kleine Strohdächer vor Rässe geschützt wurden. In der südlichen Gegend findet man jedoch nur geflochtene Zäune.

So beschaffen waren die alten hannakischen Bauernhäuser vor der großen socialen Umwälzung in der Mitte unseres Jahrhunderts durchwegs. Die Verheerungen der bei Strohdächern so oft vorkommenden und schwer zu dämpfenden Feuersbrünste, die neueren Bauordnungen, vor Allem aber die moderne, mit Riesenschritten von der Stadt aus auf das flache Land sich verbreitende Aufklärung, das Streben nach Ausnützung der Errungenschaften der Cultur zum Zwecke größerer Bequemlichkeit, sowie die Sucht des Landmanns, das Vorbild des Städters nachzuahmen, haben den ehemaligen Typus der hannakischen Dörfer, sowie der Bauernhöfe so von Grund aus verwischt, daß das eben geschilderte Bild nur noch als seltene Ausnahme zu finden ist. Die Strohdächer sind zumeist durch Schiefer- oder Ziegeldächer ersetzt. In der Nähe der Städte trifft man in manchen wohlhabenden Dörfern geradezu ländliche Paläste an, Imitationen moderner städtischer Binshäuser; in den entlegeneren, minder wohlhabenden Dörfern überwiegen zumeist ganz stil- und formlose Häuser, bei denen sich die Unbeholfenheit des heutigen Maurers vom Lande mit dem praktischen nüchternen Sinn des hannakischen Bauern paart.

Bei den Slovaken der Marchebene, von Kapajedl bis Landshut, also im sogenannten Niederlande (Dolná zem), haben die Dörfer gleichfalls die Form eines ovalen Platzes oder einer ungleich breiten Gasse. Nicht überall stehen hier jedoch die Häuser in zusammenhängenden Reihen; in manchen Dörfern stehen sie vielmehr abgesondert, wenn auch ziemlich nahe bei einander und in einer Linie. Der Gasse sind sie immer mit der Längsfront zugeteilt; hin und wieder trifft man hier Dörfer an, wo die Gassenlinie nicht durch die Häuser, sondern durch Hofzäune gebildet wird, so daß das Wohngebäude den vor demselben liegenden Hof im Hintergrund abschließt.

Die Häuser sind hier durchwegs ebenerdig; aus dem breiten, dunkeln Flur tritt man auf einer Seite in die Stube, auf der andern in die Kammer, und es läßt sich in jeder älteren Behausung ein ähnlicher Entwicklungsproceß verfolgen wie beim althannakischen Bauernhause: auch hier war nämlich in den älteren Häusern die Küche ursprünglich kein selbständiger Raum, sondern entwickelte sich aus dem Flur, indem ein Theil desselben durch eine Zwischenmauer abgetrennt und in eine kleine Küche umgewandelt wurde, wo sich der Herd befindet, von dem aus die Heizung des Kachel- und Backofens geschieht.

Die Wirthschaftsgebäude stoßen wieder im rechten Winkel an die Rückseite des Wohntraktes an; nur wo sich der Hof vor dem Wohnhause befindet, stehen selbstverständlich auch die Wirthschaftsgebäude vor und nicht hinter dem Wohnhause gegen die Gasse zu. Die durchaus hölzerne Scheune bildet hier zumeist kein selbstständiges Gebäude, sondern befindet sich mit dem Wohngebäude unter demselben Dache. Die für die obere Hanna so charakteristischen schwerfälligen Hausvorsprünge oder Lauben vor den Hausthüren finden sich auch hier, im Niederlande der mährischen Slovakei, jedoch — so wie in der Kremsier-Holeschauer Gegend — in sehr verkleinertem Maßstabe und leichteren Formen, wieder vor. Sie heißen auch hier zúdro, aber auch zebračka, weil die Bettler darin stehend um Almosen bitten, oder einfach výstupek, das ist Vorsprung. Sowie bei Holzbauten der Giebel, so ist bei den slovakischen Häusern wieder diese Thürlaube Gegenstand besonderer Sorgfalt; denn diese Thürlauben sind stets bunt bemalt und insbesondere im südlichsten Theile des Landes mit symmetrisch vertheilten Blumenornamenten geradezu vollständig bedeckt. Bis vor kurzem wurden diese Wandmalereien durchwegs mit freier Hand von den weiblichen Bewohnern des Hauses ausgeführt; heute geschieht es jedoch schon zumeist mit Hilfe von Patronen, die sich die Mädchen selbst aus Papier schneiden. Auch um die Fenster herum sind die Häuser mit verschiedenartig componirten Mustern auf weißem Grunde bunt bemalt, was ihnen und somit dem ganzen Dorfplaz ein ungemein freundliches, zierliches Aussehen verleiht. Stuccoverzierungen, wie in der Hanna, finden sich hier an den Häusern nicht vor.

Am Ende des Dorfes sieht man wieder ganze Gruppen von Kellern, in Abhängen ausgehöhlt und mit einem als Kammer dienenden Obergeschoß über dem eigentlichen Keller versehen. In Weingegenden aber stehen hinter dem Dorfe lange Reihen von Weinkellern (búdy), die über dem Kellerraume noch ein Locale für die Weinpresse besitzen.

In dem südlichsten Zipfel des Landes, in der Landshtur Gegend, welche Podluži genannt wird (das ist das hinter dem Sumpfe gelegene Land, denn die südliche Marchebene war vor Zeiten und ist theilweise noch heute sehr sumpfig), wohnt ein Zweig des slovakischen Volksstammes (Podlužáci), welcher sich, offenbar infolge des Einflusses der nachbarlichen kroatischen Colonien, in seiner Tracht und auch sonst von den übrigen Slovaken mehrfach unterscheidet. Die Dörfer bilden hier eine breite Gasse von eng aneinander geschlossenen Häusern, vor denen durchwegs kleine, mit Holzlatten und Hecken umzäunte Weingärtchen angelegt sind; zwischen je zwei Gärten führt ein mit einer Pforte versperrtes Gäßchen zum Hause. Durch den hier besonders sorgfältig gemalten Thürvorsprung und durch den Flur gelangt man rechts in die Stube, hinter welcher sich gegen den Hof eine kleine Stube (izbétka) befindet. In der vorderen Stube ist die der Thür gegenüberstehende fensterlose Wand mit mehreren Reihen von Bildern ganz verhängt und von dem ober dem Tische sich

hinziehenden Balken der Decke hängt eine Reihe kleiner Thonteller herab. Das Hauptstück der Zimmereinrichtung ist das Bett (pohrádka), dessen Holztheile durchwegs mit Blumen bunt bemalt sind, ebenso wie die Truhen. Unter dem Tischtuch liegt in einer Ecke des Tisches jederzeit ein Laib Brot, von dem jedem Gaste angeboten wird.

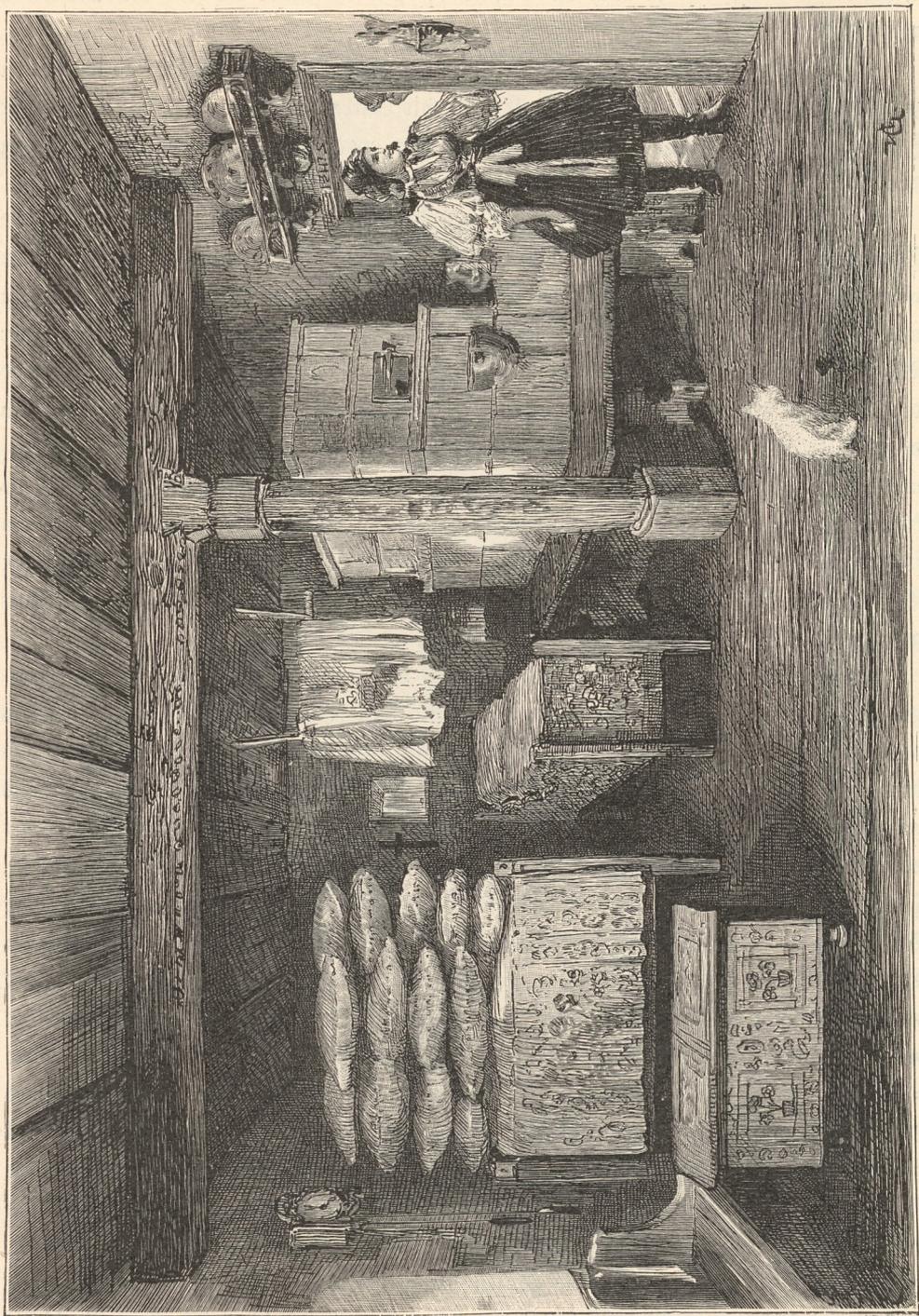
Die Scheunen sind hier in manchen Dörfern haufenweise hinter dem Dorfe gruppiert. Durch ihre Bauart unterscheiden sie sich von den hannakischen und sonstigen mährischen Scheuern dadurch, daß auf ihren sehr niedrigen Seitenwänden ein ungemein hohes Dach ruht, dessen Traufe beinahe den Boden berührt. Überdies ist hier die Tenne von den Seitenräumen der Scheune durch keinerlei Brüstung getrennt.

Von diesem Haustypus der Marchebene, dessen Hauptrepräsentanten das hannakische und das slovakische Bauernhaus des Niederlandes sind, weicht das Holzhaus der Gebirgsgegenden im Osten und Westen des Landes wesentlich ab. Sein ausgeprägtester Typus ist das mährisch-walachische Holzhaus.

Die Gegend unter dem mächtigen Gebirgsknoten des Radhošt, gegen Süden bis an die ethnographische Grenze der Slovaken hinter Biřovitz und Klobouk, gegen Westen bis zum Hofsteinberge, wurde erst in den jüngsten Jahrhunderten besiedelt. Die dortigen Thäler und Berge mit ihren ausgedehnten uralten Wäldern, die jenes Ländchen noch im vorigen Jahrhundert bedeckten, wurden lange Zeit hindurch nur von Schafhirten besucht, die sich dort ihre höchst primitiven Holzhütten (salaše) bauten. Heute ist der ehemalige Waldreichtum der Gegend beinahe erschöpft; trotzdem werden dort auch heute noch neue Häuser von Holz gebaut.

Die Bodenbeschaffenheit gestattete in den engen bewaldeten Gebirgsthälern keine einheitliche Ortsanlage. Überdies entstanden viele der dortigen Dörfer aus einzeln zu verschiedenen Zeiten verstreut erbauten Häusern. Infolge dessen muß man das walachische Dorf, dessen Kern oft nur von der Kirche, Pfarre, Schule und dem Wirthshause nebst einigen wenigen regellos angelegten Häusern gebildet wird, in den umliegenden Thälern, auf den Abhängen und Anhöhen suchen. So nimmt das um das Jahr 1710 entstandene Karlovitz eine Fläche von zwei Quadratmeilen ein und sind seine Häuser in nicht weniger als elf Thälern zerstreut. Hier herrscht die sogenannte Pasekenwirthschaft — ein Name, der an die Entstehung der Ansiedlung durch Ausroden von Waldstücken erinnert. Die einzelnen Paseken stehen inmitten des gesammten zu einer Wirthschaft gehörigen Grund und Bodens.

Das mährisch-walachische Holzhaus im Herzen der mährischen Walachei — nämlich im politischen Bezirk Walachisch-Meseritsch — ist ein durchwegs aus Holz bestehender Blockbau mit steilem Schindeldach. Im Biřovitzer Bezirke hingegen, an der ethnographischen Grenze der Slovakei, findet man ganze Dörfer mit Strohdächern, was jedenfalls die ältere



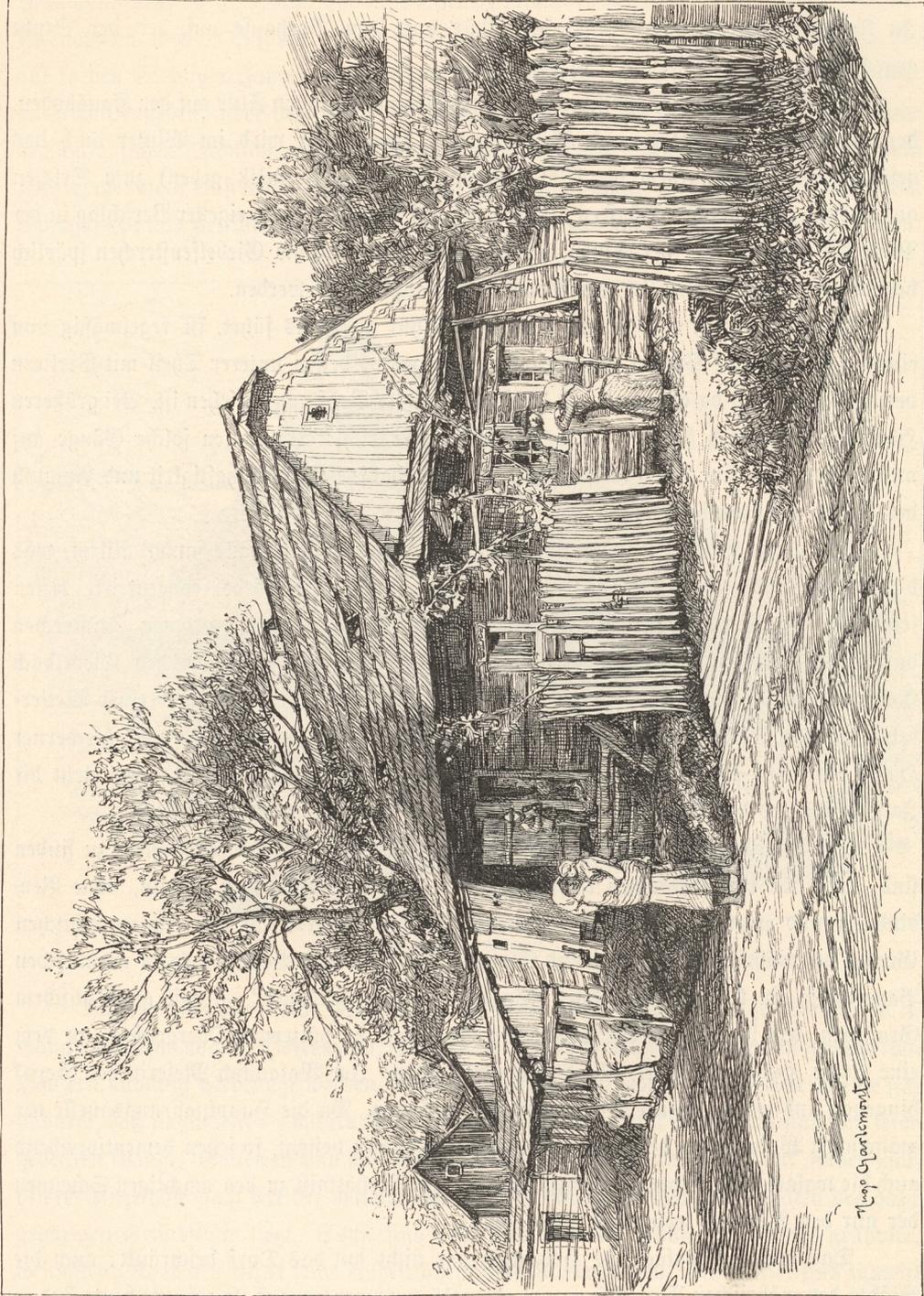
Stonatische Wohnstube.

Bedachungsart ist, wie ja auch die Gegend bei Wisowiz früher als jene von Meseritsch und Wsetin besiedelt wurde.

Die Innenwände der Holzhäuser sind weiß übertüncht, von außen sind die Fugen zwischen den Balken mit Moos verstopft und mit Latten verkleidet und nur die Fenster sind von einem Rahmen aus Kalkanstrich umgeben, was nicht gerade der Verschönerung dient, vielmehr nur den Zweck verfolgt, das Haus vor bösem Zauber zu schützen.

Außer dem Stück der Wand, an das sich der Herd anlehnt und welches der Feuerficherheit wegen gemauert ist, kommen beim Bau einer walachischen Hütte nur vier größere platte Steine zur Anwendung, die unter die vier Ecken des Hauses gelegt werden, weshalb sie auch podühelniky heißen. Auf dieselben legt man je ein Zehn- oder Vierkreuzerstück, damit sich das Geld beim Hause halte. In größeren Wirthschaften ist zwar die Trennung der menschlichen Wohnung von den Viehställen vollständig durchgeführt, so daß die letzteren ein selbständiges Gebäude bilden. Bei der großen Armuth dieser Berg- und Waldbewohner war jedoch die Trennung nicht überall durchführbar, und so kommt es oft vor, daß den Gast gleich bei seinem Eintritt in eine walachische Hütte ein freundliches Gebrüll der Kuh oder ein Blöken der Schafe begrüßt. In solchen kleinen Behausungen ist der Stall lediglich durch eine Holzwand von der Stube oder vom Flur getrennt und dasselbe Dach schützt den Menschen wie die Thiere.

Bei allen walachischen Häusern — selbst die stattlichen Erbrichtereien nicht ausgenommen — ist die Hausthür immer auffallend niedrig und wird der Eintritt überdies durch den sehr hohen Schwellbalken beeinträchtigt. Vom dunkeln und kleinen Flur aus betritt man seitwärts die Stube, die immer die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und nach drei Seiten hin winzig kleine Fenster besitzt. Die eine Ecke nimmt hier wieder der massive Tisch ein, der zumeist aus Lindenh Holz gezimmert ist und Jahrhunderte überdauert. Holzbänke mit geschnitzten Lehnen und ein eben solcher Sessel — ein einziger in jeder Behausung — nebst einer gemauerten, um den großen weißgetünchten Backofen laufenden Bank dienen zum Sitzen. Ober dem eigentlichen Herd — einer breiten gemauerten Bank vor der Öffnung des Ofens — gähnt trichterförmig der hölzerne Rauchmantel (sopúch), der den Rauch in den Dachraum abführt, von wo aus der Rauch sich den Weg oft heute noch durch die Fensterchen im Giebel und durch alle Lücken und Löcher des Daches selbst suchen muß; nur neuere Häuser besitzen einen Schornstein. Unter der Ofenbank theilen die Hühner und sonstiges Geflügel in Körben und ähnlichen Behältern die Wohnung mit dem Hausherrn. Von der niedrigen Balkendecke (poval, flo) hängt ein ganzes System wagrechter Stangen zum Aufhängen von Kleidern und dergleichen herab. Gestampfter Lehm Boden vertritt im ganzen Hause die Dielen. Größere Haushaltungen besitzen eine Kammer, wo der Mehlkasten und das Krautfaß steht, nebst einem Verschlag



Lage Charlemont

Walachisches Wohnhaus : Holzbaute aus Weizen.

für Kartoffeln. Hier oder im Flur steht eine Handmühle zum Mahlen des Getreides. In kleineren Wirthschaften führt die Thür aus dem Vorhause auf der der Stube gegenüberliegenden Seite direct in den Stall.

Mitteltst einer steilen massiven Holzstiege gelangt man vom Flur auf den Hausboden, der zugleich als Vorraths- und Kleiderkammer dient. Hier wird im Winter auch das geschlachtete Schwein (dem die Walachen den Rosenamen mašik geben) zum Selchen aufgehängt. In manchen Häusern befindet sich auf dem Boden ein eigener Verschlag in der Mitte des Giebels ober der Stube: ein winziges, nur durch die Giebelfensterchen spärlich beleuchtetes Dachstübchen, in dem Kleidertruhen aufbewahrt werden.

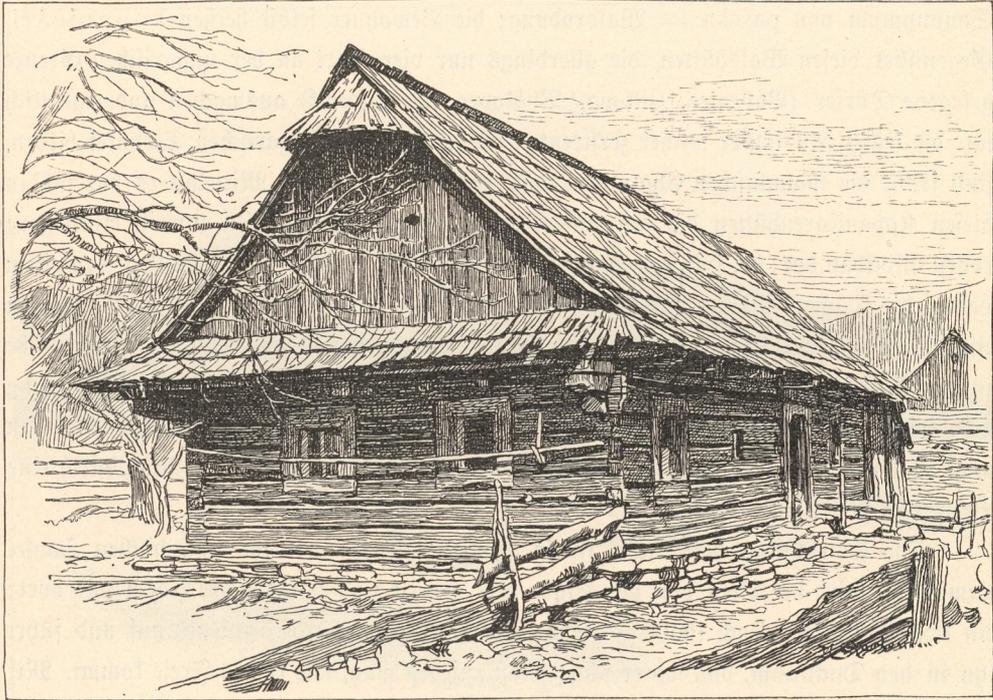
Sene Hausseite, von der aus die einzige Thür ins Haus führt, ist regelmäßig von einem gedeckten, auf Säulen ruhenden Gang umgeben, dessen unterer Theil mit Brettern verschalt, hier und da aber auch mit hübsch geschnitzter Brüstung versehen ist. Bei größeren Häusern, namentlich bei den meist einstöckigen Erbrichtereien laufen solche Gänge auf mehreren Seiten um das Haus herum, wodurch dasselbe an Lebhaftigkeit und Anmuth der Linien nicht wenig gewinnt.

Die ganze Kunst des walachischen Bauern, der sich sein Haus sammt Allem, was d'rauf und d'ran ist, selbst baut und zimmert, ist auf den Giebel concentrirt, dessen senkrechte Bretter (svisle) von kleinen, verschiedenförmig ausgeschnittenen Fensterchen durchbrochen, unten mit einer Traufe, oben entweder mit einem runden Giebeldach (kozlub) versehen oder mit einem Halbwalme abgestumpft sind. Die Stelle einer Wetterfahne auf dem Dachfirst nimmt ein thönernes Miniaturthürmchen oder aber ein blecherner Hahn ein. Auf dem unteren, vor Regen geschützten Brette des Giebeldaches steht die Jahreszahl und der Name des Erbauers, zuweilen auch ein frommer Spruch.

Die Wirthschaftsgebäude, die allerdings nur bei wohlhabenderen Bauern zu finden sind, umstellen entweder einen rechteckigen Hof oder aber sie stehen einzeln, ohne Verbindung und zwanglos im Gehöfte herum. In den Dörfern an der ethnographischen Grenze der mährischen Walachei und Slovakei (im Bišovitzer Bezirk) steht in einem jeden Bauernhofe ein kleines, fensterloses Häuschen — die „Kammer“ — mit quadratischem Grundriß, das im gemauerten Souterrain als Keller, im hölzernen Obergeschoß, zu dem eine kleine Holzstiege führt, als Obstkammer dient. Im Walachisch-Meseritscher Bezirk hingegen sind wieder eigene Obstdörrhäuser zu finden. Da die Hauptnahrungsquelle der mährischen Walachen in der Viehzucht und dem Obstbau besteht, so sehen dementsprechend auch die walachischen Scheunen winzig klein aus im Verhältniß zu den mächtigen Scheunen der nur den Ackerbau treibenden Hamaken.

Das mährisch-walachische Holzhaus war nicht auf das Dorf beschränkt: auch die Städte der mährischen Walachei waren ehemals durchwegs aus Holz gebaut; heute sind in

Walachisch-Meseritsch, Frankstadt und Vsetin Holzhäuser allerdings schon äußerst seltene Ausnahmen, und in Bisovitz besteht nur noch eine Vorstadtgasse aus Holzhäusern, die alle in den Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts nach einem großen Brande neu aufgebaut wurden, aber der freundliche Molketurort Rožnau am Radhošt ist der alten architektonischen Tradition noch ziemlich treu geblieben. Am Rožnauer Ringplatz sieht man noch heute viele einstöckige Häuser, die mit ihrer anmuthigen Holzarchitektur, mit ihren Laubgängen und zierlichen Hausgiebeln dem Städtchen zur nicht geringen Zierde gereichen.



Chaluppe am Radhošt.

Auch in dem Berglande längs der böhmisch-mährischen Grenze überwiegen in mancher Gegend noch die Holzbauten, wiewohl sie gegenwärtig auch hier von den gemauerten Häusern allmählig verdrängt werden. Von der walachischen Holzhütte unterscheiden sie sich dadurch, daß sie zumeist — mit Ausnahme der Giebel — mit Kalk übertüncht sind und keine gedeckten Gänge, Gallerien und dergleichen haben. Nur im Bezirk Neustadt findet man öfters Einzelhöfe nach Art der walachischen Paseken, wo Haus und Hof inmitten der dazu gehörigen Grundstücke liegt. Sonst sind aber auch hier die Häuser in Dörfern gruppiert, wengleich sie in der Regel keine einheitlichen Gassenlinien bilden. Die Häuser sind zumeist der Dorfstraße mit dem Giebel zugekehrt, der dem walachischen ganz ähnlich construirt und

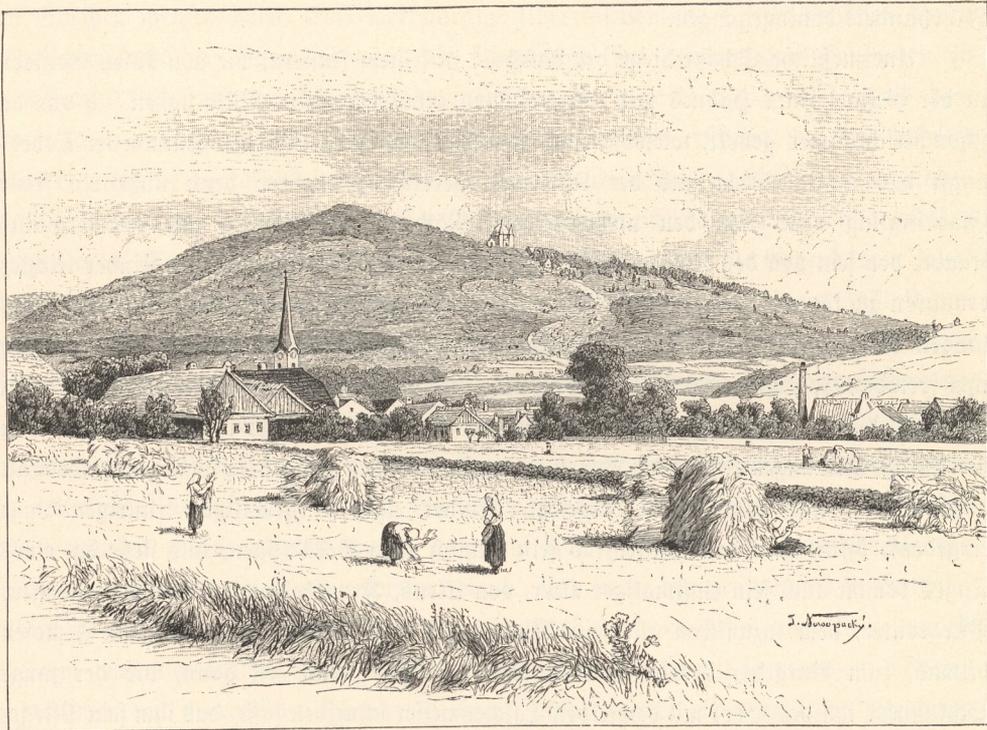
stets mit geschnittenen und gemalten Ornamenten ausgestattet ist. Die Mehrtheit der heutigen Holzhäuser dieser Gegend entstammt — gerade so wie in der mährischen Walachei — dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wie dies die Inschriften auf den Giebeln bezeugen, die nebstdem in der Regel fromme, hin und wieder aber auch humoristische Sprüche enthalten. Die Scheunen sind hier ebenfalls durchgehends aus Holz gebaut und das sehr hohe und steile Dach derselben ist mit Schindeln gedeckt.

Einen eigenen Platz unter den mährischen Haustypen nehmen die Hütten der Waldbewohner im slowakischen Hochlande ein; ihre Wirthschaften heißen kopanice — ein Synonymum von paseka = Walddröngung; die Bewohner selbst heißen kopaničáři. Gegenüber diesen Waldhütten, die allerdings nur vier, hart an der ungarischen Grenze gelegene Dörfer (Bápenice, Žitkova, Byškovec und Lopenik) ausmachen und eigentlich nur die letzten Ausläufer solcher zerstreuten Walddörfer der ungarischen Slovakei bilden, sind selbst die walachischen Chaluppen noch Paläste. Ein Stück Mittelalters hat sich in diesen Kopaničarenhütten bis auf unsere Tage erhalten. Sie stellen zumeist einen ganz rohen Blockbau dar; bei Häusern „reicherer“ Bauern bestehen die Mauern aus gestampftem Lehm, die Dächer sind durchwegs mit Stroh gedeckt. Nur die größeren Häuser besitzen einen Flur (pitvor), aus dem man in die Stube gelangt, wohingegen eine besondere Küche zu den Ausnahmen gehört; in solchen Häusern ist dem Vieh eine abgeordnete Stallung unter eigenem Dach angewiesen. Es gibt aber nicht wenige Kopaničarenhütten, bei denen man in die Stube nur durch den Viehstall gelangt, der von der Stube bloß durch eine Bretterwand getrennt ist.

Die Einrichtung der Stube ist so ziemlich dieselbe wie im walachischen Hause, namentlich wird der Ofen von der Stube aus geheizt und hat dieselbe Form wie dort; ein trichterförmiges Loch (čelusec) fängt den Rauch vom Herd (ohniščo) auf und führt ihn in den Dachraum, von wo er schon selbst zusehen mag, wie er ins Freie kommt. Mit den Bettstellen sind die Kopaničaren sehr bald fertig: zwei Pflöcke werden in den aus Lehm bestehenden Fußboden eingerammt, auf dieselben, sowie auf die Bank, welche um die ganze Stube herum läuft, werden ein Paar Bretter gelegt, und das Bettgestell ist fertig. In einer Ecke steht wieder der Tisch, dessen Stelle übrigens in den ärmlichsten Behausungen das mit einem flachen Steine bedeckte Sauerkrautfaß vertritt. Das einzige „Luxus“-Möbelstück ist hier ein Wandschrein (police) für Teller. Ganz eigenthümlich gebaut ist die Scheuer; sie hat nämlich zumeist gar keine Einfahrt, ja nicht einmal eine Eingangsthür; die Garben werden durch ein Fenster hineingereicht, durch welches auch die Menschen hinein- und herauskriechen.

Schon diese flüchtigen Andeutungen dürften den grellen Unterschied zwischen der Wohnweise auf der Marchebene und den Behausungen des karpathischen Hochlandes kennzeichnen.

Sagen und Märchen. Sehr ungleich ist der Sagen- und Märchenschatz unter die einzelnen slavischen Stämme Mährens vertheilt, was seinen Grund wohl in der Ungleichheit ihrer Culturfortschritte hat. Vor Zeiten mag dies allerdings anders gewesen sein, heute aber sind die verhältnißmäßig wohlhabenderen und den Culturcentren des Landes näher lebenden Stämme, namentlich die Hannaken, im Vergleich zu der von der Natur in materieller Beziehung stiefmütterlich bedachten Bevölkerung des mährischen Ostens an Volksdichtung geradezu arm zu nennen.



Der Hofsteinberg bei Vyšitý.

Die bedeutendste dichterische Anlage unter den mährischen Volksstämmen besitzen — wenn man vom Volksliede absieht — unzweifelhaft die Walachen. Einen ganzen Sagenkreis haben sie um das ehrwürdige Haupt des mächtigen Radhošť, des höchsten Gipfels der Beskiden, gesponnen, dessen Name darauf hindeutet, daß er schon in der slavischen Urzeit als Cultusstätte heilig gehalten wurde. Der Sage nach ist der ganze Radhošť von einem unergründeten Labyrinth unterirdischer Gänge durchzogen, die einerseits im goldenen Prag, anderseits in der ruhmvollen Metropole Utmährens, Belehrad, ans Tageslicht münden sollen. In diesen Hallen des Radhošť schläft — analog

der böhmischen Sage vom Berge Blaník -- die sagenhafte Ritterschaar des Goj-Magoj ihren jahrhundertlangen Schlaf; erst in der äußersten Gefahr des Vaterlandes wird sie erwachen und zu seiner Rettung aufbrechen. Dann und wann verirrt sich ein ahnungsloses Menschenkind, einer entlaufenen Kuh folgend, zu dem schlafenden Heere; das Felsenthor schließt sich dann hinter ihm, es verrichtet daselbst ein Jahr lang häusliche Arbeiten, um sodann, mit etwas Mist entlohnt, der sich allerdings an der Erdoberfläche in pures Gold verwandelt, nach Hause zurückzukehren, wo es jedoch eine ganz andere, ihm unbekanntere Generation antrifft; denn seit seinem Verschwinden ist -- von ihm unbemerkt -- ein ganzes Jahrhundert dahingegangen.

Unermessliche Schätze birgt der Radhošť in seinem Innern, die von bösen Geistern in der Gestalt eines Hahnes und eines Ochsen gehütet werden. Viele haben sich von da schon Reichthümer geholt, wiewohl auch mancher froh war, nach ausgestandener Todesangst das nackte Leben aus der Unterwelt gerettet zu haben; denn nicht ein jeder Eindringling wird von den unterirdischen Mächten so begünstigt wie der verwaiste Knabe, den sein von der Noth geplagter Pflegevater, um seine eigenen vier Kinder leichter ernähren zu können, in die Höhle führte und ihn dort seinem Schicksal überließ. Nach langen bangen Stunden findet der Knabe endlich einen Ausgang und sieht sich in einer ihm fremden Gegend in der Nähe einer Burg; hier wird er mit zwei schweren Goldbarren spielend, die er, ohne ihren Werth zu kennen, aus dem Radhošť mitgebracht hat, von den Burgleuten angetroffen, vom Burgherrn aufgenommen, erzogen, ja sogar an Kindesstatt angenommen und zum Erben eingesetzt. Seiner eigenen ehemaligen traurigen Lage eingedenk, öffnet nun das Waisenkind sein Schloß allen Bedürftigen, und siehe da, eines Tages kommt auch sein einstmaliger alter, von Elend, Krankheit und Gram tiefgebeugter Pflegevater, dem inzwischen alle seine Kinder mit Tod abgegangen waren, um Almosen bittend, zum Burgthor herein, erkennt aber sein Pflegekind erst dann, als der junge Schloßherr ihn das Brot mit demselben Taschenmesser schneiden läßt, das ihm sein Pflegevater seinerzeit mit einem Stück Brot in den Radhošť mitgegeben hatte.

Auch der aus historischen Zeiten durch die Niederlage der Tataren bekannte und seit vielen Jahrhunderten als eine der besuchtesten Wallfahrtsstätten Mährens bei dem gesammten mährischen Volke im höchsten Ansehen stehende Hostein-Berg (Svatý Hostýn) ist der Sage nach mit Schätzen angefüllt. Einem armen verwaisten Hirtenknaben, Vneslav mit Namen, wurde das Glück zutheil, von den den Schatz hütenden Bergmännchen in die unterirdischen Räume des Berges geführt zu werden und die über diese Unterwelt regierende Königin von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Tagtäglich durfte er sich daselbst eine goldene Ruthe abbrechen, die er dann verkaufte; er wäre gewiß ein reicher Mann geworden, hätte er nicht, entgegen dem gegebenen Versprechen, sein Geheimniß einem

Anderen verrathen. Die Sagen von verborgenen Schätzen wiederholen sich übrigens in den mannigfachsten Varianten bei unzähligen Orten, namentlich aber bei prähistorischen Burgwällen. Unverhofft öffnet sich irgend einem glücklichen Menschenkinde die goldspendende Unterwelt, leider wird in der Regel die schöne Gelegenheit versäumt — und kehrt nicht mehr wieder.

Nur die Schwarzkünstler (černokněžníci) kennen sich in diesen unterirdischen Labyrinth, namentlich im Radhošť, aus, den sie von Zeit zu Zeit in Begleitung eines armen, biederen Walachen aussuchen, welchem sie gestatten, auch für sich etwas von den Schätzen mitzunehmen. Eine merkwürdige Übereinstimmung besteht zwischen diesen mährisch-walachischen černokněžníci, die keineswegs mit gewöhnlichen Zauberern zu identificiren sind, und dem kroatisch-magyarischen grabanciáš djak, sowie auch dem rumänischen solomonar. Auch der mährische černokněžník erscheint wie ein Priester gekleidet und seine Hauptkunst besteht ebenfalls in der Bezwingung des Gewitter erzeugenden Drachen, den er aus dem Karlovißer See (bei Rožnau) heraufbeschwört, um auf demselben fortzuziegen. So erscheint er dem Volke als ein Wohlthäter, der die Gegend von Landplagen befreit. Überhaupt wird dieser echte černokněžník als ein gutmüthiges Individuum geschildert, das dem armen Gebirgsbewohner ungeahnt zu Reichthümern verhilft, dafür nichts als Milch von einer schwarzen Kuh und Eier von einer schwarzen Henne beansprucht, in seiner unterirdischen Wohnung eine Unmasse von Zauberbüchern verwahrt und überhaupt ein geheimnißvolles Dasein führt. Selbst darin, wie die černokněžníci entstehen, stimmt die mährische Überlieferung mit der kroatischen überein. Von dreizehn Candidaten des Priesterstandes geräth nämlich immer einer auf Abwege, besucht die hohe Schule des Teufels und es wird aus ihm ein černokněžník. Und sowie der grabanciáš in Bologna studirt, so gravitirt wieder die Sippe der mährischen černokněžníci nach Prag, wo sie in einem gemeinschaftlichen Hause wohnen sollen und wohin sie mit so manchem biederen walachischen und slovakischen Hirten auf ihrem Zaubermantel abenteuerliche Luftfahrten unternommen haben. Es liegt nahe, daß auch die mährischen černokněžníci fahrende Studenten gewesen sind, die einst die Prager Universität bezogen und durch ihre alchymistischen Kunststücke beim Volke in den Ruf von Schwarzkünstlern kamen. Nach einer anderen Erklärung würden sich aber unter diesen geheimnißvollen Wesen die verdrängten Priester des altflavischen Ritus verbergen. Im Laufe der Zeiten hat die Volkspheantasie den unverfälschten Typus des černokněžník allerdings auch mit Eigenschaften ausgestattet, die ihn den uralten Zauberern und Hexenmeistern viel näher bringen. Hauptsächlich wird ihm die Kunst zugeschrieben, sich in verschiedene Thiere und auch leblose Sachen zu verwandeln; ein solcher Schwarzkünstler ist dann allerdings nicht mehr so harmlos wie der echte černokněžník. So ein bösertiger Zauberer war auch jener, der unter dem malerischen

Felsenkegel Kotouč im Ruhländchen begraben liegt und der den Geliebten der schönen Čekanka aus Rache dafür ermordete, daß sie seine Hand zurückgewiesen hatte. Sein Ziel erreichte er trotzdem nicht, denn das Mädchen nahm sich selbst das Leben und der Zauberer fand an ihrer Statt nur ein blaues Blümchen, das nun den Namen jenes Mädchens (čekanka = Eichorienblume) führt; rasend vor Wuth stürzte er sich in einen Abgrund und die Höllengeister thürmten über seinem Körper den Felsenkolosß Kotouč auf, in dessen Höhle „Teufelsloch“ gewisse kleine, schwarze Männchen so lange ihren Spuk trieben, bis dieselbe von den Jesuiten im XVII. Jahrhundert in eine heilige Grabkapelle umgewandelt wurde.

Der Radhošť ist auch der Hauptversammlungsort der mährisch-walachischen Hexen. Zu mitternächtlicher Zeit fliegen dieselben rittlings auf einem, durch Beschmierung der Hände und Füße mit einer Zauber salbe in ein Pferd verwandelten Menschen zu der bewölkten Höhe hinauf; andere nehmen dabei allerdings mit dem üblichen Besen vorlieb. Es gibt aber auch Hexen, die durch unterirdische Gänge, durch einen kupfernen, silbernen und goldenen Wald direct auf die grüne Wiese — in die Hölle — fahren, wo sie im rasenden Tanze mit den bösen Geistern allnächtlich nicht weniger als zwölf Paar Schuhe zugrunderichten.

Noch heute gibt es in der mährischen Walachei und Slovakei Weiber, die bei ihren Landsleuten im Geruche der Hexerei stehen; sie heißen bohyně und haben sich heutzutage meist auf das Curiren von Krankheiten durch Kräuter und Gebetsformeln verlegt. Ebenso verstehen sich die Walachen heute noch auf die Beschwörung des Gewitters und kennen sich in der Ableitung des Hagelschlags von ihren Feldern aus. Sie können auch durch Zauberformeln den Dieb festbannen, und wenn auch die Geisterbeschwörung zum Zweck der Bringung von Schätzen bei ihnen eine bereits verlernte Kunst ist, so blüht in jener Gegend doch noch immer die Schatzgräberei mit den üblichen Gebeten, Zaubersprüchen und magischen Mitteln und zahlreiche Schatzgräbersagen werden unter namentlicher Anführung der Personen und des Ortes der Handlung erzählt.

Sehr ausgebreitet ist hier auch die Teufelsfage. Eine Unzahl von „Teufelsfelsen“ (čertovy kameny) bedeckt die spitzigen Gipfel der mährischen Karpathen. Sie alle wurden von Teufeln durch die Lüfte gebracht, um daraus eine großartige Brücke bei Videčko (südlich von Vsetín) von einer Thallehne zur anderen in einer Nacht zu bauen; denn durch die Erfüllung dieser Bedingung sollte der Böse in den Besitz einer Bauernbirne gelangen, deren Herz er in der Gestalt eines schmucken Jägers erobert hatte. Um durch das die bösen Geister verscheuchende Hahnengeschrei nicht vorzeitig in seiner Arbeit gestört zu werden, karfte der Teufel alle Hähne weit und breit zusammen und ließ mit dem ganzen Aufgebote der Hölle das Baumaterialie zusammentragen. Schon wölbte sich die Brücke zum großen Theil über dem Thale und die Luft schwirrt von fliegenden, mit Felsblöcken schwer behenden Höllengestalten; in ihrer Todesangst fleht das Mädchen Gott um Hilfe an,

— da kräht ein Hahn unter dem Wassertroge eines alten Mütterchens, das, von einem Unbekannten gewarnt, ihren Hahn dem Teufel verheimlicht und versteckt hatte, — und die unfertige Brücke stürzt mit entsetzlichem Krachen zusammen; auch alle in der Luft noch herumschwärmenden Geister lassen ihre Steinlasten zur Erde fallen — und so entstand die „Teufelsmauer“ bei Lidečko, wie auch die unzähligen Teufelsfelsen in den mährischen Karpathen.

Der Teufel spielt in der Sage des mährischen Volkes überhaupt eine recht komische Rolle. Von beherzten gottesfürchtigen Männern aus dem Volke wird er oft erbärmlich geprellt. In der „Teufelsmühle“ am Radhošť trieb er Jahrhunderte lang seinen Spuk, bis er an einem furchtlosen Invaliden seinen Meister findet, der ihm die Hälfte seines Gefäßes an dem Mühlsteine abmahlt, so daß er Reißhaus auf Rimmerwiedersehen nimmt.

Auch die Brünnener Gegend besitzt eine in weiteren Kreisen bekannte Teufelsage, die sich an eine erhaltene Alterthümlichkeit, nämlich an das sogenannte Brünnener Rad (brněnské kolo) knüpft, welches im Thorwege des Brünnener Rathhauses aufbewahrt wird. Der Sage nach wurde dieses Rad von einem Altbrünnener Wagner gefertigt, der sich dem Teufel verschrieben hatte und von dem der Böse sich nur unter der Bedingung loszusagen versprach, wenn der Wagner im Laufe eines einzigen Tages im entlegenen Walde ein Wagenrad fertigstellt, in Brünn verkauft und das dafür gelöste Geld verzehrt, was ihm nach Überwindung mannigfacher Abenteuer und Hindernisse glücklich gelingt.

Nicht immer erscheint der Teufel in Menschengestalt, denn er kann auch verschiedene Thiergestalten annehmen, namentlich die einer schwarzen Rabe. Als schwarzes struppiges Huhn erscheint der seinem Hausherrn Reichthümer zutragende Kobold, skřítek, auch šetek, rarásek und anders genannt. Als die stolzen Engel vom Himmel verbannt wurden, da fielen einige in Sträucher und Hecken, und das sind die Irrlichter (světýlka, světlonosi), wogegen die ins Wasser gefallenen zu Wassermännern wurden; ihrem Namen (hastrman) nach sind sie dem deutschen Mythos entlehnt. Auch dieses schadenfrohe, böshafte Wesen nimmt die verschiedenartigsten Menschen- und Thiergestalten an. In seiner Wohnung unter dem Wasserspiegel verwahrt es die Seelen der Ertrunkenen in der Gestalt weißer Tauben, bis sie von dem Mädchen, das dem Kinde des Wassermanns Pathendienst geleistet hat, befreit werden. Der Alp (múra oder mora) ist in der Anschauung des mährischen Volkes ein Mensch, der zu nächtlicher Zeit umgeht und die Menschen im Schlafe drückt. Ein Kind, welches mit Zähnen auf die Welt kommt, wird zur múra. Den Tod stellt sich das Volk als ein Weib vor. Will man von einem Menschen, der nach seinem Tode umgeht, Ruhe haben, so muß der Leiche der Kopf mit einem Spaten abgetrennt werden. In der Hanna werden die Kinder von dem Herumstreifen in den Abendstunden durch das Abendgespenst klekanica zurückgehalten, das nach dem Abendgeläute (klekáni) in der

Dämmerung umgeht. Die Walachen kennen wieder einen Waldgeist *slibka*, dem man auf sein Rufen nicht antworten darf. Eine eigenthümliche Wandlung hat die deutsche *Perhta* in der Volksanschauung der Hannaken erfahren, indem sie ihr Geschlecht gewechselt hat, denn der hannakische *šperechta* ist ein Mann, der am heiligen Abend jenen Kindern, die nicht gefastet haben, mit einem Bohrer den Leib durchbohrt. Daß in der mährischen Sagenwelt auch der Drache eine nicht geringe Rolle spielt, ist selbstverständlich. Erwähnt sei nur der im Brünnner Rathhaus noch heute verwahrte „Drache“, der allerdings nichts weiter ist als ein Krokodil, von dem jedoch die Sage erzählt, daß ihn der zum Tode verurtheilte Ränberhauptmann *Obeštk* getödtet hat und für die Befreiung der Gegend von dieser Landplage nicht nur amnestirt, sondern auch mit Ehren und Gütern belohnt wurde. Von ihm leitete die bereits ausgestorbene Ritterfamilie der *Obeštk* von *Lipultovič* ihre Abkunft ab.

Unter den noch erhaltenen historischen Sagen des mährischen Volkes dürfte die zugleich einzige hannakische, in *Chropin* (zwischen *Olmitz* und *Kremšier*) localisirte Sage vom König *Ječminek* die älteste sein. In ihrer jedenfalls neueren Ausschmückung erinnert sie allerdings an die *Genovefa*-Sage. Ein im *Chropiner* Schlosse residirender Edelmann wird vom Volke wegen seiner Weisheit und sonstigen Tugenden zum König erwählt; mit der Zeit erfolgt jedoch in seinem Innern ein vollständiger Umschlag, er wird zu einem lasterhaften Wütherich, der seine tugendhafte Frau verstößt. Um seiner grimmigen Wuth zu entgehen, verbirgt sich die Königin auf den Feldern im Getreide und wird in einem Gerstenfelde von einem Knaben entbunden, dem infolge dessen vom Landvolke der Name *Ječminek*, d. i. Gerstenkörnchen, beigelegt wird. Zu spät wird der König von Neue erfaßt, vergeblich sucht er dann seine verstößene Frau und sein Kind, — es verschwand wie ein Gerstenkorn (*ztratil se jak ječminek*) und wird heute noch zur Weihnachtszeit in der Umgegend von *Chropin* vom Landvolke gesucht. Man bringt diese Sage gewöhnlich mit dem sagenhaften Verschwinden des großmährischen Königs *Svatopluk* in Verbindung, obgleich es auch nicht an Versuchen fehlt, den *Ječminek* als ein mythisches Wesen aus vorchristlicher Zeit zu deuten. Ist das erstere richtig, dann gehört sie demselben Zeitalter an wie die zahlreichen Legenden von den Aposteln des mährischen Volkes, *Cyrrill* und *Method*. Es gibt sehr viele Ortschaften in Mähren, die mit Ehrfurcht und Stolz zugleich eine Stelle in ihrem Gemeindegebiete bezeichnen, an der die heiligen Männer das Evangelium gepredigt haben sollen; ja an manchen Stätten sieht das Volk heute noch die wunderbarer Weise für immerwährende Zeiten hinterlassenen Spuren ihrer ehemaligen Anwesenheit. Es ist selbstverständlich, daß die meisten dieser Legenden in dem Bischofsitze *Method*s, in *Belehrad* und seiner Umgebung, spielen. In ganz Mähren bekannt ist ferner die mit der Landesgeschichte eng verwebte Sage von der Errettung des mährischen Volkes aus der *Tatarennoth* durch die gnadenreiche Gottesmutter auf dem *Hofsteinberge*, wo heute noch ein

mächtiger, den Gipfel des Berges bekrönender Erdwall, sowie die wunderthätige Quelle an jene Begebenheit erinnern. Die Tatarensage wiederholt sich übrigens auch bei dem bereits erwähnten Berge Kotouč, in dessen Umgebung zur Erinnerung an die Gräuel



Zur Sage vom Dunkl.

jenes feindlichen Einfalls am Kirchweihfeste Menschenohren und =Nasen aus Lebzelt gebacken werden.

In dem an Ritterburgen und deren Ruinen reichen Westen Mährens hat die Burgsage fruchtbaren Boden gefunden. Im Schlosse zu Teltſch geht die „weiße Frau“ um,

— dieselbe, die in allen ehemals Rosenbergschen Burgen Böhmens (Krumau, Neuhaus, Wittingau) erscheint, — um den bevorstehenden Tod eines Familienmitgliedes anzuzeigen. Auch die Perle der mährischen Burgen — Pernstein — besitzt in der „Jungfrau von Pernstein“ einen ähnlichen Hausgeist. Den Gegenstand verschiedener Burgsagen bildet der Ursprung mancher Ritterburgen, wobei das Wappen der Begründer der Familie oder Wortspiele mit den Burgnamen willkommenen Anhalt boten. So wird der Kopf eines Auerochsen mit dem durch die Nasenlöcher gezogenen Ring im Wappen der Pernsteine durch die Sage vom riesenstarken Köhler Běňava erklärt, der einem Auerochsen einen Baumast durch die Nasenlöcher gesteckt, denselben so an den herzoglichen Hof nach Brünn geführt haben soll und für dieses Bravourstück nichts weiter als ein solches Stück Landes sich erbat, als er mit der Ochsenhaut umspannen würde, — worauf er das bekannte Kunststück der Gründerin Karthago's copirte. Bei den Burgsagen sei auch die im nördlichsten Winkel der Hanna einheimische Sage von dem letzten Besitzer der Burg Brničko (Brünnles bei Hohenstadt) aus dem Geschlecht der Herren von Tunkl erwähnt, der dem Landvolke bis heute in unliebsamer Erinnerung geblieben ist, weil er seine Unterthanen zu äußerst beschwerlichen Roboten bei den Dammbauten der Teiche angehalten haben soll, die ehemals in der Hohenstädter Gegend in ausgedehntem Maße bestanden haben. Zur Sühne für seine angebliche Härtherzigkeit läßt ihn das Volk in der Geisterstunde einen feurigen Pflug durch die Wasserfläche der Teiche ziehen, wobei ein Paar Teufel unter dem steten Zurufen „Bite toho Tunkla, až by voda žblunkla!“ (Schlaget den Tunkl, bis das Wasser aufspritzt!) auf ihn einhauen. Als seine verwitwete Gattin dieses schaurige Gespinn erblickte und ihren Gemal frug, wie ihm geholfen werden könnte, antwortete er, seine Seele werde nicht früher zur Ruhe kommen, als bis ein jeder Stein in den von ihm aufgeführten Dämmen wieder auf seine frühere Stelle zurückversetzt wird.

So wie diese wurzelt noch manche andere Sage in den Zeiten der schweren Leibeigenschaft. Auch haben in jener Zeit ältere Sagen eine zeitgemäße Wandlung erfahren, so namentlich die bereits erwähnte Sečmíněfsage. Nach einer, besonders in der Wischauer Gegend noch fortlebenden Version derselben soll sich die Mutter des Sečmíněf die Anguade ihres Gemals durch ihr Eintreten für das mit Roboten geplagte Landvolk zugezogen haben; Sečmíněf selbst verkehrt auf geheimnißvolle Weise mit dem Volke und kann sich vermöge seines Zaubermantels unsichtbar machen. Von den Grundobrigkeiten wurde er als Auführer des unterthänigen Volkes betrachtet und zweimal im Jahre wurde zu nächtllicher Zeit eine commissionelle Hausdurchsuchung in der ganzen Gegend vorgenommen, um den Sečmíněf zu fangen, was allerdings nie gelang. Späterhin identificirte das mährische Landvolk diese geheimnißvolle Persönlichkeit mit seinem erhabenen Befreier von der Leibeigenschaft und Schützer des Bauernstandes, Kaiser Josef II., der namentlich in den

mittleren Landstrichen Mährens, mit mythischem Nebel umwoben, in dankbarem Andenken des Volkes lebt.

Unter den, den Namen einer Örtlichkeit erklärenden Sagen dürfte jene von dem großartig schauerlichen Abgrunde Mazocha bei Blansko die bekannteste sein. Sie erzählt von einer Stiefmutter (böhmisch macocha), die ihr Stiefkind in den Abgrund hinterlistigerweise hinabstieß; die Gräueltthat wurde jedoch infolge der wunderbaren Errettung des Kindes ruchbar und vom erzürnten Volke an der Verbrecherin mit demselben Tode gefühnt.

Viel mehr als bei den local begrenzten Sagen documentirt sich die Stammeseinheit des czechoslavischen Volkes in Böhmen, Mähren und der ungarischen Slovakei in den Märchen, von denen die meisten dem ganzen Volksstamme gemeinsam sind und somit weit über die Landesgrenze übergreifen. Mitunter findet man jedoch in den Märchen der östlichen Bevölkerung des Landes Anklänge an specifisch ungarisch-slovakische Motive von mehr dramatischer Färbung. Die Märchen des westlichen Theiles von Mähren hingegen ähneln mehr den böhmischen Märchen, welche sich vorwiegend in Witz, Humor und Satire gefallen, so daß sich das Land Mähren wie in so mancher ethnographischer Beziehung auch hinsichtlich seines Märchenschazes als ein Bindeglied zwischen den Cechen im Königreiche und den Slovaken Ungarns darstellt. Hierbei ist es fraglich, ob man von specifisch hannakischen Märchen als solchen sprechen kann, ganz abgesehen davon, daß der ehemalige Märchenschatz der Hanna heute beinahe schon vollständig versiegt ist; denn was darunter als specifisch hannakisch gelten kann, das sind zumeist bloße anekdotenartige Erzählungen, die durch den derben, packenden Humor, der dem Hannaken überhaupt eigen ist, charakterisirt werden. Daß dem mährischen Volke auch eine Anzahl von Märchen bekannt ist, die als international gelten können, wird namentlich bei dem seit Jahrhunderten bestehenden engen Verkehre mit den deutschen Nachbarn nicht überraschen. „Gevatter Tod“, das „Tischlein deck' dich“, das „Aschenbrödel“ u. s. w. sind auch in ganz Mähren gute Bekannte, wemgleich sie hier manchmal eine etwas abweichende Gestalt annehmen. Ebensovienig fehlen hier Anklänge an die orientalische Volksdichtung. So kann man das aus „Tausend und eine Nacht“ wohlbekannte Märchen von der Wunderlampe auch in Mähren mit ganz derselben Handlung hören, wobei die mährischen Walachen, die bis vor kurzem keine Lampen kannten, die Lampe durch ein mit derselben Zauberkraft versehenes Thürschloß ersetzen.

Am zahlreichsten sind — wie in der ganzen czechoslavischen Märchendichtung überhaupt — auch in der mährischen die Sonnenmythen vertreten, welche die Bezwingung des Winters und die Auferweckung der Natur aus ihrem Winterschlaf in den verschiedenartigsten Allegorien zum Gegenstand haben. Der Heldenjüngling, der die schöne Jungfrau dem Lindwurm entreißt und diesen tödtet, oder die drei goldenen Federn des am

Glasberge wohnenden Riesenvogels patoš (mährische Walachei) oder das Lebenswasser bringt und dabei von Sonne zu Mond und Wind wandert, der „dumme“ Hans (hloupy Honza, auch Janek oder Jura), der auf einmal die Welt durch seine Schlaueit überrascht und schließlich mit der Königstochter ein Königreich erwirbt — der ganze Heerbann von bösen Zauberern und Hexen, versteinerten oder in verschiedene Thiere verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen, die Riesen, Geister und fabelhaften Thiere — das Alles kehrt in den Märchen des slavischen Volkes in Mähren wieder. Auch hier sprechen die Thiere mit menschlichen Lauten, auch hier tragen die Bäume wunderliches Obst; ist dieses nicht gar von Gold und Edelsteinen, so besitzt es wieder die drollige Eigenschaft, daß dem, der davon isst, eine unendlich lange Nase besichert wird. Auch alle jene schönen und nützlichen Sachen, die in der Märchenwelt der Nachbarn dem Helden zum Ziele verhelfen: der unsichtbar machende Hut oder Mantel, der Zaubersattel, der Zauberring, dem die Geister gehorchen, der unerschöpfliche Geldbeutel und eine Menge anderer — sind der mährischen Märchen-dichtung wohlbekannt.

Zieht man einen Vergleich zwischen den Märchen der einzelnen Volksstämme Mährens in Bezug auf ihren dichterischen Werth, dann gebührt zweifellos denjenigen der mährischen Walachen der Vorzug vor allen übrigen. Was an ihnen besonders anziehend ist, das ist die Urwüchsigkeit und höchst naive Weltanschauung. Der dem slavischen Volke überhaupt eigenthümliche Zug der mehr passiven, geduldigen Ausdauer findet namentlich hier klaren Ausdruck. Das Verdienst des Märchenhelden um den Sieg über die unholden Wesen besteht in der Regel weniger im activen Eingreifen in die Handlung, in positiven Heldenthaten, als in dem oft übermenschlichen Ertragen von Qualen und Martern oder wenigstens in der durch die verlockendsten Versuchungen erschwerten Entsaugung, zugleich aber in dem pünktlichsten Befolgen des erhaltenen Rathes oder Auftrages. Bei den Heldinnen der mährischen Märchenwelt besteht wieder der Heldennuth in der hingebendsten Aufopferung für das dem Zauberbann zu entreißende Wesen. In dieser Hinsicht leistet wohl das Höchste jene Königin-Mutter, die sich von ihrem standhaften Schweigen darüber, was sie in dem letzten, ihr verbotenen Gemache des verwunschenen Schlosses gesehen hatte, nicht einmal dadurch abbringen läßt, daß alle ihre Kinder sofort nach der Geburt ermordet werden; dieses Schweigen war aber Bedingung für die angestrebte Entzauberung. Heldenthaten werden im Kampfe mit Ungeheuern und Riesen mit Hilfe von wunderthätigen Gegenständen, die dem Helden von dem ihn beschützenden Wesen verliehen wurden, ausgeführt, wobei nur die Zauberformel herzusagen ist. Dem weichen slavischen Gemüthe entsprechend, muß den Helden, der das schöne Ziel erreichen will, Bescheidenheit und Herzengüte schmücken. Überhaupt ist das ethische und religiöse Moment in den Märchen des mährischen Volkes hoch entwickelt. Namentlich aber ist Hartherzigkeit den Armen

gegenüber in den Augen dieses Volkes eine so große Sünde, daß selbst der Teufel, der einem Armen das Almosen stiehlt, sogar für die Hölle zu schlecht ist, in derselben nicht geduldet wird und zur Strafe dafür drei Jahre auf der Erde dienen muß. Nur in dem Kampfe mit dem Bösen ist es dem Märchenhelden gestattet, von jeder Waffe und Kampfweise Gebrauch zu machen, mag sie auch nicht gerade mit den Gesetzen der Ritterlichkeit vereinbar sein. Diese mehr humoristische Rolle wird gewöhnlich dem Schuster zugetheilt, der den Teufel immer auf recht drollige Art zu hintergehen versteht.

Die eigentlichen Märchenhelden sind zumeist den unteren Volkschichten entnommen: redliche Handwerker, schlichte Bauern, Hirten und derbe Soldaten sind jene Auserwählten, denen es vorbehalten ist, die Aufgabe zu lösen und dadurch zu den höchsten Würden der Märchenwelt zu gelangen. Trotz seiner Anspruchslosigkeit denkt das Volk von sich nicht geringschätzig. Selbst ein Prinz erachtet es im Märchen keineswegs unter seiner Würde, in walachischer Volkstracht als Hirt verkleidet um die Gunst einer Prinzessin zu werben.

Musik.

In der Cultur des von der Natur gesegneten Landes Mähren nimmt das Musikleben eine hervorragende Stellung ein. Es ist jedoch nicht etwa eine Schöpfung der neueren Zeit, sondern hat ihre Wurzeln in einer viel früheren, welche spätestens mit der Christianisirung des Landes beginnt. Mit der Einführung des abendländischen Christenthums wurden die lateinische Kirchenmusik, römische Lieder und Melodien nach den böhmischen Ländern verpflanzt, während sich mit der Zeit Alles verlor, was sich von dem durch die Slavenapostel Cyrill und Method in Mähren eingeführten slavischen Cultus erhalten hatte. Da sich indeß die Kirchenmusik und besonders der Gregorianische Kirchengesang uniform und ausschließlich von Rom aus über die ganze abendländische Christenwelt verbreitete, kann von Eigenthümlichkeiten Mährens in den ältesten Zeiten nur etwa insoweit die Rede sein, als der Olmüzer Domdechant Balduin (1190 bis 1201), ein geborner Römer, zuerst den Kirchengesang für Tag- und Nachtzeiten regelte und dazu auf eigene Kosten die nöthigen Choralbücher in Menge beschaffte, auch selbst mehrere Stücke dieser Art componirte, während Hieronymus de Moravia (um 1260 Dominicaner im Kloster der Rue St. Jacques zu Paris) als Tonkünstler und Musiklehrer glänzte. Hieronymus ist einer der ältesten Mensuralchriftsteller und seine Bedeutung mag daraus erhellen, daß sein Traktat *De musica* in neuester Zeit wieder abgedruckt wurde. Weiter verdient auch der Olmüzer Bischof Johann von Neumarkt (1364 bis 1380) Erwähnung, der sich in seinen Briefen (*cancellaria*) als ein großer Verehrer und Förderer des Kirchengesanges und auch der profanen Musik kundgibt. Unter seinen Familiaren (*familiares*

commensales et domestici nostri) werden Philippus Tigellator und Jescio ludens in ala Boemica genannt, die sich bei der in Kremfier stattgehabten Hochzeit einer Nichte des Bischofs durch ihr Spiel sehr bemerkbar machten.

Aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts erfahren wir, daß in der von dem Brünnner Stadtrathe 1466 gegründeten Schule bei der Pfarrkirche zu St. Jakob die Jugend unter Anderem auch im Gesang unterrichtet wurde. In der Folge waren die Seminarier der Jesuiten, die 1572 auch nach Brünn gelangten und 1578 ein Gymnasium errichteten, und die zahlreichen Klöster die eigentlichen Pflanzstätten der Musik jener Zeit, aus welchen später Hof und Adel des In- und Auslandes ihre Kapellen rekrutirten. In Brünn entstand aus der letztwilligen Stiftung der Sybilla Poligena Gräfin von Montani, gebornen Gräfin von Thurn, 1648 ein Seminar im Kloster der Augustiner bei St. Thomas, dessen Zöglinge, mit Unterstützung der Musikfreunde in Brünn, noch heute die beste Kirchenmusik in dieser Hauptstadt ausüben. Auch im Prämonstratenser-Kloster zu Obrovitz bei Brünn erfreute sich die Musik einer besonderen Pflege. Schon der Abt Schönauer (gestorben 1589) wird als Förderer der Musik genannt. Der Olmüzer Bischof Stanislaw Pawlowsky von Pawlowic (1579 bis 1598), unter dem die Restauration der katholischen Kirche in Mähren ernstlich begann, hielt den Palestrina an die Seite gesetzten ausgezeichneten deutschen Tondichter Jakob Händl (Gallus) aus Krain (1550 bis 1591) als Kapellmeister, bevor er in dieser Eigenschaft an Rudolfs II. Hof nach Prag kam. Stanislaw's Nachfolger im Bisthum, Cardinal Dietrichstein (1599 bis 1636), unter welchem die katholische Gegenreformation nach Besiegung der Rebellion (1620) durchgeführt wurde, hielt mehrere Tonkünstler, darunter auserwählte Italiener, durch deren Gesang er die Menge in die Kirche und zum Gottesdienst zog. Im Prämonstratenser-Kloster Bruck bei Znaim gründete 1575 der gelehrte und kunstsinige Abt Sebastian Freytag von Čepiroh (gestorben 1584), vordem Erzieher Kaiser Rudolfs II., ein Seminar für 30 Knaben, mit dem eine Musikschule verbunden war und welchem Haiden (gestorben 1607), ein in der Musik vortrefflich ausgebildeter Mann und Verfasser kirchlicher Tonwerke, vorstand. Auch für diese Anstalt wurden vorzügliche Musiklehrer aus Italien gewonnen, welche die italienische Kirchenmusik jener Zeit zu Bruck und Znaim einführten. Doch eilte in den nachfolgenden Religionswirren die Schule raschem Verfall entgegen.

Die Pflege der Instrumentalmusik lag vornehmlich in den Händen der Spielleute und fahrenden Schüler, welche bereits im Anfang des XIII. Jahrhunderts in einer über Baiern, Osterreich, Steiermark und Mähren ausgedehnten Genossenschaft gestanden zu haben scheinen. Als später dem Adel die Lust zum Dichten und Singen verging, regte sich dieselbe in den Städten. Die Stadtverwaltungen in Mähren, insbesondere in den königlichen Städten, legten besonderen Werth auf gute Musik und hielten zu diesem Zweck,

außer Organisten, Chorregenten, Choralisten u. a. in der Stadtkirche, noch „Stadtkunstpfeifer“ und Thurmermeister, welche auch in der Kirche, später auch im Theater mitzuwirken hatten und sich mit ihren Thurnergesellen bei Verlobnissen, Hochzeiten, Gastereien, Tänzen u. a. vernehmen ließen, auch dem Adel auf dem Lande bei Banketten aufwarteten. Auch in Brünn gab es „Stadtmusiker“, an deren Spitze ein „Thurnermeister“, richtiger „Thürmermeister“, stand, bis nach dem Tode des letzten, Karl Gabriel (gestorben 1838), diese Stelle nicht mehr besetzt, sondern mehrere Jahre durch den Regenschori an der Stadtpfarrkirche St. Jakob substituiert und endlich aufgelassen, dafür aber (1844) ein Musikdirector an derselben und der neuen Musikschule bestellt wurde.

Auch der deutsche Meistergesang bürgerte sich bald in unseren Ländern ein. Wenigstens ist derselbe in Sglau nachweisbar, wo er im innigen Verkehr mit den Meisterschulen im (deutschen) Reiche in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts bis zum dreißigjährigen Krieg bestand, später aber in Vergessenheit gerieth.

Mit den religiösen Bewegungen standen die Literaten-Chöre in Verbindung, Gesellschaften, welche wir schon zu Anfang des XV. Jahrhunderts in voller Entwicklung finden. Sie thaten sich zusammen zur Förderung des kirchlichen Cultus, leiteten den Gesang in der Kirche, trugen zum Glanze der kirchlichen Feierlichkeiten, Beerdigungen u. s. w. bei und übten daneben Krankenpflege und andere Werke christlicher Liebe. Sie förderten den Geschmack am Kirchenliede; die meisten dieser Vereine ließen sich auch Cancionale, das ist Liederbücher, zusammenstellen oder wenigstens abschreiben, wovon sich manche sehr schöne und kostbare Exemplare erhalten haben. Diese Vereine bestanden sowohl bei Katholiken, als auch bei Protestanten und den böhmischen Brüdern, doch nur oder wenigstens zumeist in slavischen Orten (deutsch in Reutitschein, Olmütz?); sie erhielten sich hier und da, auch nach der Aufhebung unter Kaiser Josef II., freilich fortan ohne das Band einer Bruderschaft und fast nur dem Namen nach. Die älteste bisher bekannte Literaten-Ordnung in Mähren ist die von Trebitsch aus dem Jahre 1516.

Die sogenannten Böhmischen Brüder verfaßten nicht nur eine große Menge von Kirchenliedern, sondern ließen auch 1587 die Psalmen Davids durch den Consenior Georg Strenč-Zabřezky (zu Hohenstadt in Mähren geboren) in Reime bringen und sowohl in den Cancionalen von 1615, 1618 und 1659, als auch abge sondert drucken, worin ihnen die Franzosen, Italiener, Engländer, Holländer, Polen und Ungarn nachahmten. Die Gesangbücher der Böhmischen Brüder fanden auch bei den Deutschen Beifall und wurden den Bedürfnissen der Böhmischen Brüder deutscher Zunge angepaßt. Unter ihnen sind besonders drei als Dichter von kernigen Liedern in deutscher Sprache zu nennen, nämlich Michael Weiß (geboren zu Reize in Schlesien, gestorben 1542), der auch eine Anzahl älterer Husitenlieder umdichtete, Johann Horn oder Cornu (gestorben 1547) und

Peter Herbert, geboren zu Julnek in Mähren, Consenior der Brüder in Eibenschitz. Die von den Ältesten und Dienern der Kirchen der Brüder in Böhmen, Mähren und Polen 1606 in Mähren herausgegebene Sammlung von Kirchengesängen ist die vollständigste; sie wurde nach der Exilirung der Brüder 1639 zu Lissa in Polen neu gedruckt. 1661 gab sie Comenius zu Amsterdam unter dem Titel: „Kirchen= Haus= und Herzens=Musica“ in drei Theilen heraus. Diese drei Sammlungen (sogenannter) böhmischer Husitenlieder nehmen einen beachtenswerthen Platz ein unter den sehr vielen deutschen Gesangbüchern (gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts schon nahe an 200), welche unter den Dichtern auch den Tglauer Pastor Sperat zählen. Auch die Wiedertäufer (hutterischen Brüder), welche aus der Schweiz, Tirol und anderen deutschen Gegenden im XVI. Jahrhundert nach Mähren kamen, in Nikolsburg, Auspitz, Austerlitz u. a. ihre Hauptitze hatten und hier bis zur Ausweisung im Jahre 1622 blieben, hielten viel auf Lieder.

Wir sind bei einer Zeit angelangt, in welcher die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Mährens eine große Umwandlung erfuhren, da die Macht des bis zur Rebellion geschrittenen Adels gebrochen, eine absolute Regierungsform, die doch vom hohen Adel ausgeübt wurde, und die Alleinherrschaft der katholischen Religion mit Hilfe der neuen Orden der Jesuiten, Kapuziner, Piaristen u. a. eingeführt, dagegen die Andersgläubigen zum Beitritt oder zur Auswanderung verhalten wurden. Neben dem Clerus trat nun auch der Adel als Hauptförderer der Musik auf. Als nach dem dreißigjährigen Kriege das Land sich wieder zu erholen begann, bauten, nach dem Beispiel des kaiserlichen Hofes, die Adelsfamilien Mährens: Liechtenstein, Dietrichstein, Kottal, Althan, Slavata, Questenberg, Podstazky, die Olmüzer Bischöfe u. a. in ihren Prachtschlössern eigene Theater, in welchen auch musikalische Productionen zur Aufführung gelangten. Die Musikpflege verpflanzte sich auch in die größeren Städte, namentlich Brünn, da dem Wunsche Kaiser Leopolds I. gemäß der Adel wenigstens während der Wintermonate in den Städten seinen Sitz nahm, wo sich ihm während der fortwährenden Kriege und feindlichen Einfälle auch mehr Sicherheit und gesellige Annehmlichkeit darbot. Wie das Kloster Obroviz bei Brünn die Thronbesteigung Leopolds I. 1658 mit einem Festspiele feierte, so auch Graf Kottal in seinem Schlosse zu Holleschau mit einem von Musik begleiteten Scherzspiele. Bei der vom Landeshauptmann Fürsten Dietrichstein mit 60 Personen aus den höheren Ständen 1665 zu Brünn aufgeführten Bauernhochzeit wird sich auch Musik haben hören lassen. Die Fürsten Liechtenstein hielten in ihren Prachtschlössern zu Eisgrub in Mähren und dem angrenzenden Feldsberg in Osterreich eigene Komödianten-Gesellschaften und Musikkapellen. Ein enthusiastischer Musikfreund war der in Mähren und Böhmen reich begüterte Adam Graf von Questenberg (geboren 1678, gestorben 1752 als der letzte seines Geschlechts),



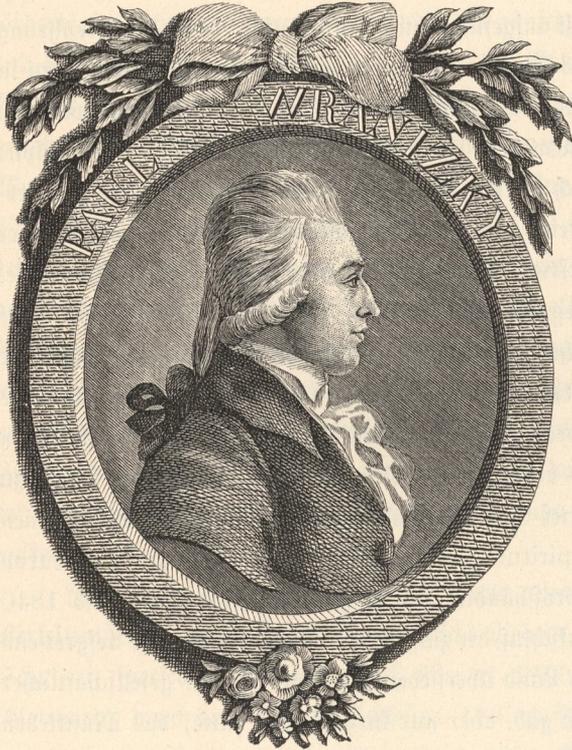
Erzherzog Rudolf, Cardinal-Erzbischof von Olmütz.

der Erbauer des prächtigen Schlosses in Jarmeritz. Auf seine Veranstaltung wurden manche große Oratorien in Brünn aufgeführt. In der 1724 vom kaiserlichen Poeten Zeno verfaßten, vom kaiserlichen Vice-Kapellmeister Caldara in Musik gesetzten, ausschließlich von Herren und Damen des höchsten Adels mit dem Kaiser als Dirigenten an der Spitze ausgeführten Oper „Curystheus“ wirkten auch mährische Adelige mit.

Das Concertwesen faßte frühzeitig auch in Mähren Fuß. Schon um 1770 bestand in Olmütz eine nicht wenig exklusive „Musik-Akademie“ (auch „Musik-Collegium“ genannt), welche von 1777 bis 1811 unter dem Cardinal-Erzbischof Anton Theodor Grafen von Colloredo stand. Auch sonst pflegten die Bischöfe von Olmütz wohl seit jeher in ihren Residenzen Olmütz, Kremsier und Wischau die Musik und dehnten diese Pflege nun auch auf die weltliche Musik aus, so die Bischöfe und Cardinäle Graf von Schrattenbach (gestorben 1738) und Graf von Troyer (gestorben 1758), welche öfter in dem näher zur Landeshauptstadt Brünn gelegenen Schlosse zu Wischau in wald- und jagdreicher Gegend residirten. Der erste richtete im Schlosse ein geräumiges Theater ein, in welchem die besten Schau- und Singspiele der Zeit aufgeführt wurden. Von letzterem mag sich die Liebe zur Musik in seiner Familie fortgepflanzt haben, da in den 1780er Jahren Graf Troyer und seine beiden Söhne, alle drei Virtuosen auf Blasinstrumenten, einen musikalischen Salon in Brünn hielten und der Geheimrath und Obersthofmeister des Olmüzer Erzbischofs Erzherzog Rudolf, Ferdinand Graf Troyer, einer der vorzüglichsten Clarinettspieler war.

Zu hohem Rufe gelangte insbesondere die Musikkapelle des Grafen Haugwitz (gestorben 1842) in Namiest; seine Gemalin Sophie, geborene Gräfin von Fried (gestorben 1835), ließ in Swietlau jede Woche ein- oder zweimal durch einen auf ihre Kosten herangebildeten und bezoldeten Verein von wenigstens 48 Musikern aus dem nahen Markte Boikowitz größere Tonstücke der besten Meister mit Präcision aufführen. Der letzte kaiserliche Hofmusikgraf Adolf Graf von Podstatky-Viechtenstein (gestorben 1849) hielt ein Schloßtheater zu Teltsch, auf welchem die größten Opern mit glänzendster Ausstattung und künstlerischer Fertigkeit zur Aufführung gelangten, und unterhielt, größtentheils auf eigene Kosten, eine Kapelle für Blasinstrumente von zwölf Personen. Seitdem die Daun, Stadion, Trauttmansdorff und Pallavicini auf Schloß Jamnitz hausen, hat es hier immer Concerte, Theater, Feuerwerke und Bälle gegeben. Ja, die Gräfin Trauttmansdorff, eine sehr lebensfrohe Dame, machte es bei der Aufnahme eines jeden Beamten zu einer Hauptbedingung, daß er entweder ein Instrument kunstgeübt spiele oder ein wohlgeschulter Sänger sei. Von der „rühmlichst bekannten“ Jagdkapelle des Grafen Seilern auf Schloß Lukov wurde unter persönlicher Leitung des Musikdirectors Wegner auf dem gräflich Sereny'schen Curplaze in Luhačowitz ein großes Promenade-Concert zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet.

Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dürfte ein regeres musikalisches Leben in Brünn gewaltet haben. Der Violinvirtuose Lasser führte, mit Unterstützung des Adels (1780 ff.), musikalische Akademien mit großem Beifall auf. Die deutsche Oper war in Brünn besonders beliebt. 1786 bis 1787 wurden zwölf musikalische Akademien und Concerte gegeben. Am 17. März 1797 führte ein aus 120 Personen bestehendes Orchester die vaterländische Cantate „Mährens Brüderbund“,



Paul Wranitzky.

gedichtet von Franzky und componirt von Rieger, auf, dessen Ertrag einen Beitrag zum Kriegsfonde bildete. Durch derartige patriotische und Wohlthätigkeits-Concerte wurde der Fingerzeig gegeben, was die Vereinigung der Kräfte vermöge. Die kriegerisch bewegte Zeit war zwar dem Vereinswesen nicht günstig, dessenungeachtet kam in Brünn einer der ersten österreichischen Musikvereine zustande. Nachdem nämlich, nach dem Muster der bereits seit längerer Zeit in Italien bestehenden philharmonischen Gesellschaften, Vereine unter diesem Titel zu Laibach (1794) und Klagenfurt (1803) aufgekommen waren, entstand auch in Brünn eine Musikgesellschaft von 40 bis 50 Personen, meistens Beamten, welche im Sommer im Augartensaale wöchentlich eine Production aus den neuesten und vorzüglichsten

Werken der Tonkunst zu geben beabsichtigte. Die französische Invasion von 1805 mag aber ihre Auflösung zur Folge gehabt haben, denn am 1. August 1806 gab die „Direction der Musik-Dilettanten-Gesellschaft“ einen „Plan zur Wiedererrichtung der bestandenen musikalischen Akademien von Dilettanten in Brünn“ heraus. Aber auch von ihrem Wirken ist uns nichts weiter bekannt, als daß die „philharmonische Gesellschaft“ bei einer vom Kapellmeister Rieger in Musik gesetzten Cantate mitwirkte, welche am 3. Mai 1808 zur Feier der Schutzpocken-Impfung im Redoutensaale gesungen wurde. Es verging längere Zeit, bis wieder von einer Vereinigung zu musikalischen Productionen die Rede war.

Eine andere Stätte derselben bildete das Theater. Zur Zeit, als es dem Mährer Sonnenfels mit Unterstützung Kaiser Josefs II. gelang, den Hanswurst von der Bühne zu verbannen und dieselbe zu einer Bildungsanstalt für das Volk zu machen, und 1776 im Burgtheater, dem vom Hofe erhaltenen deutschen „National-Theater“ zu Wien, ein Institut entstand, welches 30 Jahre später schon als Musterbühne Deutschlands galt, erfreute sich auch Brünn eines der besten und regelmäÙigsten Theater in den österreichischen Staaten und wurde insbesondere die deutsche Oper hier so gut gegeben und beliebt, daß sie Kaiser Josef selbst nach Wien verpflanzte, wo 1778 die erste deutsche Oper: „Die Bergknappen“ mit Beifall aufgeführt wurde. Begünstigt durch die Berührung mit dem nahen Wien, erhielt sich das Theater in Brünn auf gleicher Höhe mit jenen in anderen größeren Provinzial-Hauptstädten. Auch in den Theatern, die mittlerweile zu Olmütz, Tglau und Znaim entstanden waren, wurde nach Kräften neben dem Schauspiel Musik gepflegt. In Brünn machten sich die drei Brüder von Blumenthal und der Theaterkapellmeister Josef Strauß im Verein um die Musikzustände verdient, bewirkte der Kapellmeister und Compositeur Gottfried Kieger die Aufführungen großer Tonwerke.

Seit etwa dem Jahre 1830 begann Michael Graf von Bukowky in Brünn seine ausgedehnte und intensive musikalische Wirksamkeit, welche unentwegt als Endziel die Gründung eines Musikvereins anstrebte. Das Trifolium Eduard Streit, Josef Andreas Nowotny und Gottfried Kieger repräsentirte die artistische Leitung der musikalischen Aufführungen, welche Graf Bukowky veranstaltete. Um den Sinn für strenge Musik zu beleben, zu verbreiten und vertiefen, rief Graf Bukowky nach dem Vorbilde Wiens einen Cyklus von sogenannten „Concerts spirituels“ ins Leben. Ein Comité, von ihm, Baron Forgatsch, Med. Dr. Zeitelés und Großhändler Haupt gebildet, setzte 1839 und 1840 Concerte ins Werk, welche durch den Aufschluß der zumeist classischen Kunstschätze tiefgreifend wirkten. Als Bukowky 1841 auf das Land übersiedelte, bildete sich ein gesellschaftlicher Verein, welcher recht hübsche Concerte gab, aber nur kurze Dauer hatte; das Musikleben zog sich in die Privateirkel zurück. Als Bukowky 1851 wieder nach Brünn kam, bildeten vier kunstbegeisterte junge Männer: Brand, Peggsha, Krizkowsky und Burzina, ein Streichquartett, von welchen der zweite, Chorcherr im Augustinerkloster St. Thomas, ein gebildeter Musiker und Compositeur, die Studien leitete. Die gediegenen Leistungen des Quartetts veranlaßten Bukowky, einen Cyklus von Quartett-Soiréen (1852 bis 1857) zu veranstalten, welche die lebhafteste Theilnahme fanden und ihren namhaften Reinertrag wohlthätigen Zwecken überließen. Mit dem fortschreitenden künstlerischen Aufschwung dieser Quartette, welchen Klavier- und andere Ensemblewerke der Kammermusik eingeschaltet wurden, steigerte sich auch das Interesse dafür und der Andrang des Publikums. Sie endeten zwar 1857 in Folge der Übersiedlung Peggshas nach Olmütz, aber ihre Nachwirkung hielt an.

Wie die bisherige Darstellung gezeigt hat, fehlte es schon in früherer Zeit nicht an Pflege der Musik in Mähren, selbst in kleineren Städten des Landes, es mehrten sich auch die Versuche, größere Tonwerke auch in kleineren Landstädten und auf dem Lande zur Ausführung zu bringen, wie in den Vierziger-Jahren in Kromau, Pohrlitz, Eibenschitz, Ullersdorf. Zur Verbreitung musikalischen Sinnes trug wesentlich auch die Militärmusik, Österreichs alter Ruhm, bei, welche die neuesten Productionen dem großen Publikum der Garnisonsstädte zu Gehör brachte und, mehr noch als die Musikkapellen der bewaffneten Bürgercorps, durch Betheiligung an öffentlichen Bällen insbesondere die Tanzmusik förderte, die, ehemals vorzugsweise von den zünftigen Musikanten gepflegt, mit Strauß und Lanner in ihre classische Epoche trat. In Brünn errichtete 1841 der Buchhändler Winiker eine sowohl für classische Tonwerke, als auch für leichtere Producte des Tages berechnete Musikalien-Leihanstalt, die Musiker Snogil und Wutschef und die Stadt Brünn Musikschulen. Immer wieder belebt wurde der Sinn für Musik durch die Besprechung in öffentlichen Blättern (Moravia 1838 bis 1848), namentlich in der von Schmidt seit 1840 herausgegebenen Wiener Musikzeitung, einem Fachorgane, welches auch in Mähren an Graf Laurencin, Leitner, Sturm, Schön-Engelsberg fleißige Correspondenten fand. An Mitteln zur Förderung fehlte es sonach nicht, wohl aber an einem über die Elementarkenntnisse, wie sie die Schulen ertheilten, hinausgehenden Unterricht und an Vereinen, welche die einzelnen Kräfte zu einem Ganzen verbinden und zu einem entsprechenden Zusammenwirken leiten sollten, welche aber die durch die revolutionären Bewegungen der Dreißiger- und Vierziger-Jahre in Europa besorgt gemachte Regierung nicht aufkommen ließ.

Indessen bahnte sich doch von Wien aus allmählig ein Umschwung der musikalischen Verhältnisse in Österreich an. Das deutsche Lied in Österreich durch Mozart, Beethoven, Schubert, speciell in Mähren durch Wenzel Müller (gestorben 1835), durch Pazdirek (Gotthard), durch den, wohl in Schlesien (1825 zu Engelsberg) geborenen, aber in Olmütz ausgebildeten „Lieblingscomponisten aller deutschen Vereine“ Eduard Schön (Engelsberg), Fiby, durch Pivoda u. a. glänzend vertreten, erwarb sich auch bei uns immer mehr Freunde und der böhmische Gesang blieb nicht zurück. Die 1809 von Zelter in Berlin gegründeten Liedertafeln, d. i. Männervereine zur Ausführung von vier- und auch mehrstimmigen Gesängen, welche sich 1818 über Deutschland verbreitet hatten, und die in ihrem Gefolge entstandenen, in der Aufnahme von Mitgliedern weniger exclusiven Liederfrünze erhoben den Männergesang zu einem bedeutenden Momente in unserem heutigen Kunstleben. Das freiere Leben und der erwachte Sangesdrang riefen auch in Mähren eine stattliche Zahl von Gesangvereinen und Liedertafeln ins Leben und zwar wegen der seit 1848 immer schärfer hervorgetretenen nationalen Spaltung in deutscher

und böhmischer Sprache. Diesen Anregungen verdankt auch unter lebhafter Mitwirkung des Grafen Bukowky der Brüner Musikverein seine Entstehung, der, gefördert durch das mittlerweile eindringende freie politische Leben, endlich am 22. November 1862 ins Leben trat.

Die Vereinsdirection ging mit vollem Eifer an die Lösung ihrer Aufgabe, die Tonkunst überhaupt durch theoretischen und praktischen Unterricht und durch Productionen zu fördern. Die Musikschule als erstes und dringendes Bedürfniß konnte mit Rücksicht auf die beschränkten Geldkräfte wohl erst am 1. April 1866 eröffnet werden, gewann aber an dem am 10. October 1868 als artistischer Director des Brüner Musikvereines angestellten tüchtig gebildeten Musiker und Dirigenten Otto Kizler eine neue ausgezeichnete Lehrkraft, wie der Verein für seine Concerte eine stramme Leitung. Der Ruf der Vereins-Musikschule war bald so begründet, daß 1871 die städtische Musikschule der Verwaltung des Vereines übergeben und 1873 und 1874 beide förmlich verschmolzen wurden. In dem Maße, als dies die mittelst mäßiger Subventionen des Staates, Landes, der Stadt und der mährischen Sparkasse erhöhten Einnahmen zuließen, wurden allmählig die Unterrichts-Classen und Stunden, sowie die Lehrkräfte so vermehrt, daß bis zum Jubiläum des 25jährigen Bestandes der Schule am 1. April 1891 bereits 4101 und beziehungsweise 4300 Schüler und Schülerinnen, 542 Unterrichts-Classen gezählt wurden und in der Musiktheorie, im Gesang, in Violin, Violoncell, Contrabaß, Flöte, Oboe, Clarinett, Blech-Blasinstrumenten und Klavier Ausbildung genossen haben. So tritt die Musikschule immer mehr aus dem Rahmen eines bloß hauptstädtischen Institutes, mit der Tendenz, dem ganzen Lande nutzbar zu werden, in seinem Lehrplane den höheren Musikunterricht auf dem theoretischen sowohl, als praktischen Felde fortan zu steigern und durch Ausgestaltung zu einem Conservatorium zum künstlerischen Abschluß zu bringen.

Eine andere Thätigkeit äußert der Verein im Concertwesen, indem er in Concerten größere Tonwerke zur Aufführung bringt; es geschieht dies regelmäßig im Jahre viermal und außerdem bei besonderen Anlässen. Die bisher aufgeführten Tonwerke umfassen drei Jahrhunderte, von Palestrina an, Scarlatti, Tartini, Viotti, Cimarosa und Paisiello eingeschlossen, bis zur Gegenwart. Den Kernpunkt der Aufführungen, die zumeist mit einer großen Ouverture eröffnet wurden, bildeten Symphonien, dann Oratorien und andere Chorwerke, selbst streng kirchlichen Charakters. Doch auch nicht an scenische Bedingungen gefesselte Partien aus dramatischen Tonschöpfungen wurden in vereinzelt Fällen zur Aufführung gebracht. Gemischte oder Damenchöre schufen die nöthige Abwechslung. Kammermusik wurde wenig cultivirt, da seit 1867 die Idee bestand, einen eigenen Verein dafür zu gründen, welcher endlich auch zu Stande kam.

Wir wenden uns nun der Besprechung der Musikzustände, zunächst in anderen alten Vorderstädten des Landes, zu. Von denselben behauptet Olmütz einen hervorragenden Rang, da günstige Umstände hier die Neigung zur Musik weckten und förderten, wie die Lage im Mittelpunkte des Landes, der Sitz des Erzbisthums und eines reichen Domkapitels, die hier lange Zeit bestandene Hochschule, deren Schüler bei den wenigen Reizen der Stadtumgebung geselligen Unterhaltungen und hauptsächlich musikalischen



Wenzel Müller.

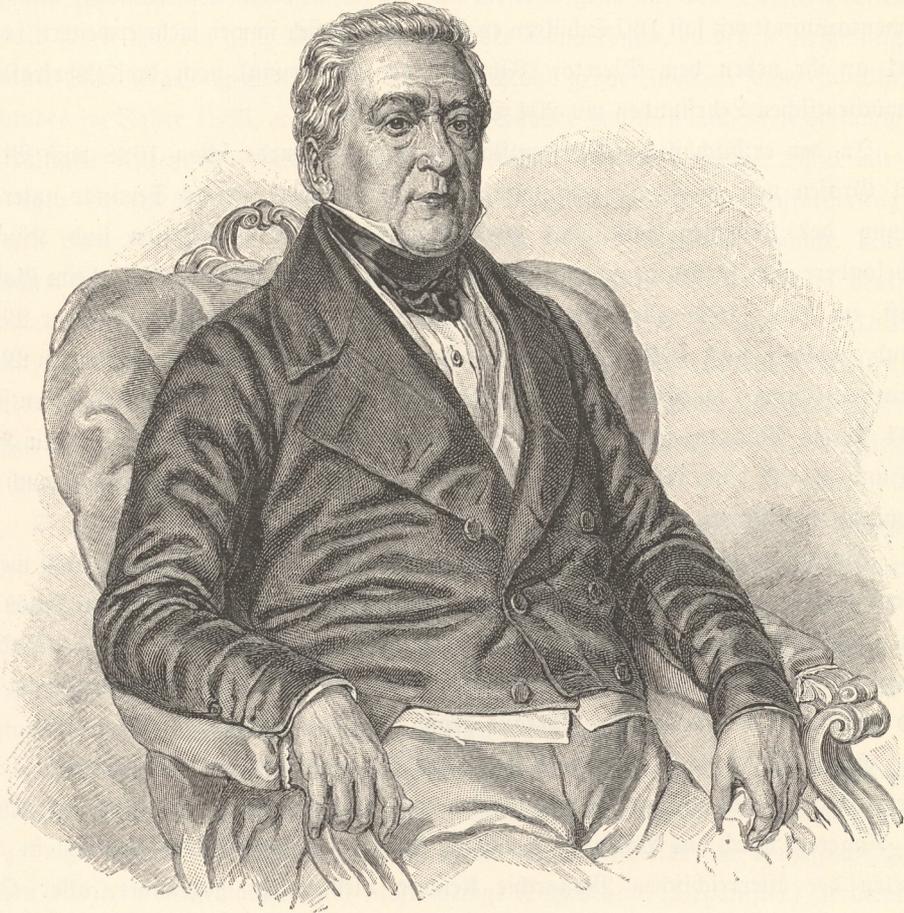
Productionen huldigten, und eine zur Förderung der Tonkunst bereite Stadtcommune, die eine städtische Capelle gründete, welche nicht nur die Kirchenmusik in der Stadtpfarrkirche St. Mauriz, sondern auch die Musik im städtischen Theater besorgt. — Einen mächtigen Impuls gewann das Musikleben in Olmütz durch den Cardinal Fürst-Erzbischof Erzherzog Rudolf, Bruder Kaisers Franz I. Der Erzherzog, geboren 1788, bekleidete das hohe Amt vom Jahre 1819 bis zu seinem 1831 erfolgten Tode, war selbst Pianist, galt als sicherer Partiturleser, componirte und ist mit dem Genius eines Ludwig

van Beethoven unzertrennlich verbunden. Erzherzog Rudolf gehört mit zu jenen Gönnern des Bonner Meisters, welche ihn durch ein Gehalt an Oesterreich dauernd fesselten; seine Dankbarkeit bewies Beethoven durch die Widmung, welche die große Messe in D-dur Opus 123 (Missa solemnis) trägt; die Messe war dazu bestimmt, die Inthronisation des Erzherzogs in Olmütz zu verherrlichen, wurde jedoch von Beethoven erst im Jahre 1822 zu Ende componirt und erschien 1827 mit einer lateinischen Zueignung im Druck. — Der rege Sinn für Musik in Olmütz sprach sich auch in späterer Zeit stets offen aus, sowohl in den von den Erzbischöfen Grafen Chotek (gestorben 1836) und Freiherrn Sommerau-Beckh (gestorben 1853) veranstalteten, als bei den öffentlichen Concerten. Der letztere stellte sich an die Spitze des 1852 von Dr. Kallina u. a. gegründeten Musikvereins. Es entstanden zu Olmütz auch 1861 ein Männergesang-, 1862 ein Kammermusik- und 1869 ein Kirchenmusik-Verein, von welchen aber die letzteren zwei nach kurzem Wirken ihre Thätigkeit einstellten, wogegen sich 1888 ein Damen-Singverein bildete, welcher in Verbindung mit dem Musik- und Männergesang-Vereine die Aufführung großer Tonwerke ermöglicht. Auch der unter dem Titel „Žerotin“ 1880 gegründete slavische Musikverein bemüht sich, den musikalischen Productionen durch Gewinnung von hervorragenden Tondichtern und Künstlern — es sei nur der gefeierte Componist Dvořák genannt — und durch die Vorführung von Novitäten ein erhöhtes Interesse zu geben und namentlich die Ensemble-Productionen auf eine höhere Stufe zu heben.

In Iglau bildete sich unter großer Theilnahme der Bevölkerung 1819 ein Musikverein, der erste und lange Zeit einzige im Lande, welcher, in Verbindung mit einer Musikschule, beide unter der Leitung des Regenschori und Componisten Johann Ferdinand Pokorny (gestorben 1870), trefflich gedieh, späterhin aber, in Folge des Abganges der Regimentskapelle und der Concurrenz des 1852 entstandenen Männergesang-Vereines, erlahmte und sich 1862 auflöste. Seit 1860 beherrschte der Männergesang-Verein das Musikleben Iglau's und entfaltete, durch die von der Gemeinde 1860 zur Besorgung der Kirchen-, Concert- und Theatermusik errichtete Stadtkapelle und die Bildung eines Damenchores unterstützt, unter der Leitung des städtischen Musikdirectors, Lehrers und Componisten Heinrich August Fischer (geboren zu Iglau 1828), eine gedeihliche Wirksamkeit.

In Znaim brachte es der neue Thurnermeister Franz Müller, früher Mitglied des k. k. Hofopertheaters, ein virtuos gebildeter Violinspieler und tüchtiger Dirigent, in den Zwanziger- und Dreißiger-Jahren dahin, daß nun selbst größere Orchesterwerke mit dem besten Erfolge aufgeführt werden konnten. Mannigfache Hindernisse, auf welche er stieß, bewogen ihn mißmuthig seine Stelle aufzugeben und sich auf die Musik des alltäglichen Lebens, besonders gute Tanzmusik, zu beschränken. Seitdem war die Pflege größerer Werke in Znaim längere Zeit hindurch verwaist. Erst mit der Berufung Heinrich Fiby's

(1834 zu Wien geboren) zum Director der neugegründeten städtischen Musikschule am 20. September 1857 vollzog sich ein mächtiger Umschwung in den Musikverhältnissen der Stadt. Jung, für seine Kunst begeistert, mit seltenen Kenntnissen ausgestattet, von idealem Streben erfüllt, voll rastlosen Eifers ging er daran, eine systematische Pflege der Musik anzubahnen. Zunächst organisirte er die Musikschule, schuf eine städtische



Raphael Georg Kiesewetter von Wiesenbrunn.

Musikkapelle und endlich gelang es ihm, den Musikverein zu gründen, welcher, auch über die Marken der Heimat hinaus bekannt, der Hauptträger der Musikpflege ist und dem musikalischen Leben Richtung gibt. Derselbe trat am 10. December 1861 zum erstenmale in einem großen Concerte vor die Öffentlichkeit. An der Spitze des Vereines steht Professor Ferdinand Skalla, als Musikdirector noch immer Siby, der als Componist sich des besten Rufes erfreut. Insbesondere hat sein patriotischer Chor „Österreich, mein Vaterland“

seinen Namen bei allen Gesangvereinen Österreichs bekannt gemacht, seine „Hymne an den Unendlichen“ über dessen Grenzen hinausgetragen. Vom Znaimer Musikverein ging auch der Gedanke der Begründung eines „Deutschen Sängergauverbandes im südlichen Mähren“ aus, der 15 Vereine mit etwa 300 Sängern zählt. Vorort ist Znaim, dessen Musikverein die Leitung hat. Es gibt nicht viele Städte, die sich einer so wohlorganisirten von der Gemeinde erhaltenen Musikschule zu erfreuen haben wie Znaim; 1857 als Elementaranstalt mit fast 160 Schülern eröffnet, hat sie sich immer mehr erweitert, so daß 1891 an ihr neben dem Director (Fiby seit der Gründung) noch drei Lehrkräfte in 82 wöchentlichen Lehrstunden mit 204 Schülern wirkten.

In der erzbischöflichen Residenzstadt Kremsier wurde schon 1688 vom Bischof Karl Grafen von Liechtenstein-Kastelforn ein bischöfliches Knaben-Seminar unter der Leitung des Piaristen-Collegiums zum Unterricht in Wissenschaften und Künsten, insbesondere aber in der Musik und zur Verwendung in der Collegiatkirche beim Gottesdienst, im Jahre 1868 aber von dem als Fortepianospieler und eifrig thätiger Musikfreund wohlbekannten JUDr. und Landesadvocaten August Benesch nicht nur ein Musikverein gegründet, sondern auch eine Musikschule ins Leben gerufen. Auch entstand 1864 da ein Männergesang-Verein „Concordia“, welcher mit dem Musikverein Hand in Hand gehend seine Wirksamkeit entfaltete. Im Jahre 1882 wurde daselbst auch eine böhmische Musikschule errichtet.

Außer den bisher besprochenen Vorderstädten gibt es aber in Mähren nicht wenige andere Städte, theils größere wie Proßnitz, Neutitschein, Ostrau, Sternberg, Schönberg u. a., theils auch kleinere wie namentlich Wischau, in welchen sich die Musik besonderer Pflege erfreut, ja sie hat sich in viele Markt- und selbst Dorfgemeinden verbreitet und fand namentlich der Gesang eine überaus große Zahl von Pflegern.

Hauptsächlich ist es das Jahr der politischen und socialen Neugestaltung (1861) Österreichs, welches auch auf diesem Gebiete eine so gewaltige Entwicklung aufzuweisen hat. Angeregt durch das Vorbild des Wiener Männergesang-Vereines, wurden in allen Theilen der österreichischen Monarchie kleinere Liedertafeln gegründet, aller Orten entstanden neue Vereine, wurden in Mähren allein mehr als zehn Gesangvereine ins Leben gerufen, von denen einige, wie der Brünnner, Olmützer und Znaimer, einen Wettstreit an den Tag legten, der ihres Zieles würdig war. Zu dem Gesangsfeste der Schönberger im Jahre 1863 erschienen mehr als 1200 Sänger von 49 Vereinen aus Mähren (27), Österreichisch- und Preussisch-Schlesien, Böhmen und Österreich, von welchen der Brünnner und Olmützer die ersten Preise errangen. 1872 gab es schon 144 Gesang- und 15 Musikvereine in Mähren; Ende 1882 gehörten von den 1000 in Österreich bestandenen Gesangvereinen 150 Mähren an; im Jahre 1887 wurde die Zahl der deutschen Gesangvereine

in Mähren mit etwa 100, der selbständigen tschechischen gegen 80 angenommen. Nach dem Beispiel des deutschen Sängerbundes, welchen 1862 die Abgeordneten von 111 Sängerbündnissen mit etwa 45.000 Sängern aus Deutschland und Oesterreich in Coburg gründeten, entstanden auch in den einzelnen österreichischen Ländern seit 1862 Sängerbünde, in Mähren zuerst 1886 der Znaimer für das südliche Mähren mit geschlossenem deutschem Sprachgebiete, welchem 15 Vereine dieser Gegend mit 442 Sängern beitraten. Als bald folgte ihm ein ganz Mähren umfassender Sängerbund, zu dessen Gründung der Brüinner Männergesang-Verein zwar schon durch das große Jubelfest seines 26-jährigen Bestandes im Jahre 1885, welches über 2000 Sänger von weit und breit versammelte, die kräftigste Anregung erhielt, welchen er aber doch erst im December 1886 mit dem sofortigen Beitritt von 29 Vereinen mit 1005 Mitgliedern und der Aufforderung der anderen etwa 60 Vereine Mährens zum Beitritt förmlich begründen konnte. Nur die deutschen Vereine sind in den Satzungen zugelassen und der Beitritt zum deutschen Sängerbunde ist ebenfalls dort vorgesehen. Das erste Fest des Bundes fand 1889 in Neutitschein statt, an welchem sich 40 Gesangsvereine aus Mähren und Schlesien, im Ganzen also 700 Sänger und an 2000 Mitglieder anderer deutscher Vereine, außerdem nahezu die ganze deutsche Bevölkerung des Ruzsländchens und des Obergaues theiligten. Die Bundesleitung wurde nach Olmütz verlegt.

Der Pflege der Musik im Lande dienen weiter die schon erwähnten Militärkapellen in den Garnisonsstädten, welche sich aber auch außerhalb derselben gelegentlich produciren, die städtischen Kapellen, die Kapellen der bewaffneten Bürger- und Schützencorps und selbst bäuerliche Musikkapellen, die Musikkapellen in Curorten und bei Industrial- und Bergwerken und selbst die Kapellen des Blinden-Institutes, der Veteranen und der Postamtsdiener in Brünn mögen nicht vergessen werden.

Wenn wir noch andere Mittel zur Förderung der Musikpflege in Mähren erwähnen wollen, so wären insbesondere die seit Jahrhunderten in eifrigem Gebrauche stehenden Orgeln zu nennen. In Mähren fand die Kunst des Orgelspiels eine vorzügliche Pflege in den Klöstern und machten sich nicht wenige Schullehrer (Organisten) verdient um dasselbe, weit aber ragten die Kirchen der Hauptstädte und Bischofsitze Olmütz und Brünn hervor. Von dort werden namhaft gemacht: Exler, Glaz, Hartenschneider, Klein, Kopper, Kunert, Müller, Pilhatsch, Patrzalka, Richter, Troustik; aus Brünn Albrecht, Beranek, Bogner, Kott, Neruda, Pokorny, Raczek, Siegl Johann (einer der bedeutenderen Organisten Oesterreichs und Deutschlands, gestorben 1883), Streit Leopold, Streit Eduard und August Pethyrek, welcher den Orgelconcerten im neuen deutschen Hause eine besondere Anziehungskraft verleiht. Die nun bestehenden Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen haben auch das Orgelspiel in ihren Unterricht aufgenommen. Von den vielen

mährischen Orgelbauern, welche einen Namen erlangten, führen wir nur an: die Familie Sieber zu Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrhunderts und Harbich, Molitor, Mikšcha, Kominek aus Brünn; die Firma Kieger im benachbarten Jägerndorf, welche in neuester Zeit einen Weltruf gewann und auch für Mähren große und schöne Werke lieferte, wie für das deutsche Haus, die evangelische Kirche und die böhmische Lehrer-Bildungsanstalt in Brünn, die neue große Kirche in Mährisch-Ostrau; die zeitgenössischen Orgelbauer Kolb in Beckengrund, Neuffer in Neutitschein, Gebrüder Brauner in Mährisch-Neustadt.

Es fehlt auch an Verfertigern musikalischer Instrumente nicht, die einen Namen erwarben, wie der Prämonstratenser Diviš (gestorben 1765) in Bruck, der Erfinder nicht nur eines Wetterleiters, sondern auch eines merkwürdigen musikalischen Instrumentes, welches er Denis d'or nannte, der Olmüzer Professor Bartl (gestorben 1813), der Erfinder der Tasten-Harmonika, der ausgezeichnete Pianofortemacher Wilhelm Bachmann (gestorben 1856) in Brünn, Heinrich in Olmütz, Spurny, Verfertiger eines kunstvollen Walzenwerkes, in Brünn, Buchta ebenda und andere.

In der allgemeinen Geschichte der Musik tritt uns eine Reihe von Personen entgegen, welche sich auf dem Gebiete der Composition sowohl, als auch auf demjenigen der Interpretation oder Kritik besonders bemerkbar gemacht haben und ihrer Geburt nach, seltener freilich mit ihrem Studium und Wirken dem Kronlande Mähren angehören. Da ist zunächst der in Holleschau 1709 geborene Componist und Kapellmeister Franz Xaver Richter zu nennen, der Hofmusiker zu Mannheim wurde und von 1747 bis zu seinem im Jahre 1789 erfolgten Tode die Kapellmeisterstelle am Münster zu Straßburg bekleidete. Richter componirte 26 Symphonien, ferner Streichquartette, Trios, Messen u. a. und hinterließ ein theoretisches Werk für den Musikunterricht, welches 1804 noch ins Französische übersetzt wurde. — Der einst in Wien viel gefeierte und fruchtbare Componist Ferdinand Rauer stammte aus Klein-Thaya; er componirte, außer Symphonien, Kammermusik und kirchlichen Werken, gegen 200 Opern und Singspiele, von denen sich „Das Donauweibchen“ an kleineren Bühnen bis heute erhalten hat. Er überlebte jedoch seinen Ruhm und starb, 80 Jahre alt, als Bratschist am Theater in der Leopoldstadt zu Wien (1831); Grillparzer verknüpfte Rauer's spätere Schicksale mit dem „armen Spielmann“. — Weiter begegnet uns die Künstlerfamilie Branitzky, aus welcher die in der allgemeinen Geschichte bekannt gewordenen Componisten Paul und Anton Branitzky, beide in Neureisch geboren, hervorgingen. Paul, der bedeutendere, gehört mit in jene Gruppe von Musikern, welche Riehl als die „göttlichen Philister“ bezeichnete. 1756 geboren, erhielt er den ersten Musikunterricht in seinem Geburtsort, später in Sglau und Olmütz und kam in seinem zwanzigsten Lebensjahre nach Wien,

wo er Unterricht in der Composition nahm; er war unter Haydn Violinist in der Esterhazy'schen Kapelle und von 1785 bis zu seinem Tode (1808) Orchesterdirector des k. k. Hofoperntheatere. Er schrieb Opern, von denen wir seinen „Oberon“ (1790) nennen wollen, Ballette, Musik zu Schauspielen u. Von seinen Werken, die sich durch einen specifisch österreichischen Localton auszeichnen, sind etwa 50 in Druck erschienen, vieles aber blieb ungedruckt. — Sein Bruder Anton, zugleich sein Schüler, wurde 1761 geboren,



Anton Emil Tittl.

erlernte gleichfalls die Violine, genoß in Wien Unterricht bei Mozart, Haydn und Albrechtsberger und fand in Josef Fürst Lobkowitz einen Gönner, der ihn 1794 zum Director seiner Kapelle berief; er starb 1819 in Wien. Von seinen zahlreichen Compositionen wurden nur wenige gedruckt. — In dieselbe Zeit gehören auch Franz Krommer und Franz Seraphinus Lauska. Krommer, ein sehr fruchtbarer und gefälliger Componist, wurde 1760 zu Kamenz geboren, war Violinspieler, wurde 1814 Hofkapellmeister in Wien, componirte u. a. 69 Streichquartette, dann Symphonien, Märsche, Flöten- und Klarinetten-Concerte und starb 1831 in Wien. Lauska

dagegen galt als vortrefflicher Pianist, war ein Schüler Albrechtsbergers und vielseitiger Componist; er wurde 1764 zu Brünn geboren und starb 1825 zu Berlin. — Eine der interessantesten Erscheinungen jener Zeit ist aber Wenzel Müller, für dessen Musik sich sogar ein Beethoven, wie op. 121 a beweist, interessirte. Müllers Meisterschaft, so schreibt der bereits genannte Kunsthistoriker Riehl, liegt darin, daß er den echten Bänkelsängerton so unübertrefflich wahr in seinen Zauberpossen traf; er brachte den Keim des Poetischen, die Kraft des deutschen Volksthums auch in den Gesang der Jahrmarkttrhapsoden und

das Volkslied in seiner ganzen zärtlichen Rohheit auf die Bühne; dabei war er ein ganzer Österreicher, ein wahrhaft nationaler Tondichter. Wenzel Müller wurde 1767 zu Tyrnau geboren, kam früh nach Brünn ins Theaterorchester, schrieb hier seine erste Operette im Stile Dittersdorfs, der ihm Freund und Lehrer war, und wurde infolge des Beifalls, welchen das Werk des erst Sechzehnjährigen fand, bald darauf zum ersten Kapellmeister ernannt; 1786 wurde er an das Leopoldstädter-Theater in Wien berufen. Er componirte Instrumental- und Vocalwerke aller Art und fand mit seinen Singspielen, Zauberopern und -Poffen zc. stürmischen Beifall; vielgenannt wurden „Das neue Sonntagskind“, „Die Schwestern von Prag“, „Die Zaubertrommel“, „Die Teufelsmühle“. Aus der Oper „Die Schwestern von Prag“ nahm Beethoven auch sein Thema und componirte über das Lied „Ich bin der Schneider Kafadu“ Variationen für Pianoforte, Violine und Violoncell, welche 1824 in Wien erschienen sind. Die Compositionen Müllers, Vieles ungerchnet, belaufen sich auf 224 Nummern. Der Componist starb 1835 in Baden bei Wien. — Als gelehrter Musikschriftsteller tritt uns Raphael Georg Riesewetter Edler von Wiesenbrunn, geboren 1773 zu Holeschau, gestorben 1850 in Baden bei Wien, entgegen. Er wurde für den Staatsdienst erzogen, war Beamter im Hofkriegsrath, wurde Hofrath und erhielt 1843 den Adel. Von Kindheit an die Musik liebend, pflegte er selbst mehrere Instrumente praktisch, studirte unter Abrechtsberger und Hartmann Composition und Contrapunkt, legte umfangreiche Sammlungen alter Musikwerke an und fühlte sich zum wissenschaftlichen Theile der Musik hingezogen, auf welchem Gebiete er eine Autorität wurde; von seinen Hauptwerken nennen wir als Beispiele „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst“, ein Werk, das von der niederländischen Akademie preisgekrönt wurde; dann „Guido von Arezzo“, „Die Musik der Araber“, „Über die Octave des Pythagoras“ und dergleichen mehr.

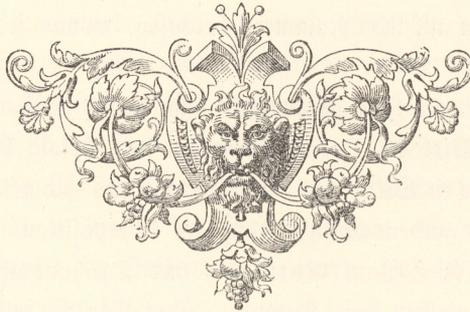
Mehr der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gehören an: der Violonist Josef Strauß aus Brünn, der Pianist Josef Fischhof aus Budevit, der Componist und berühmte Geiger Heinrich Wilhelm Ernst und der Componist Ferdinand Waldmüller, beide aus Brünn, letzterer ein Sohn des berühmten Genremalers Ferdinand Georg Waldmüller und der damals in Brünn engagirten Hofopernsängerin Katharina Weidner. Zu den hervortretenderen Erscheinungen dieser Epoche gehört aber besonders Anton Emil Titl, geboren 1809 auf der Burg Pernstein, gestorben in Wien 1882. Er studirte unter Gottfried Rieger in Brünn Generalbass, componirte während dieser Zeit bereits eine Ouverture, welche in Brünn und anderwärts zur Aufführung gelangte, und schrieb mit dem achtzehnten Lebensjahr seine erste Oper „Die Burgfrau“ (Text von Professor Anton Boček in Olmütz), welche sowohl in Brünn als auch in Olmütz mehrmals über die Bühnen ging.

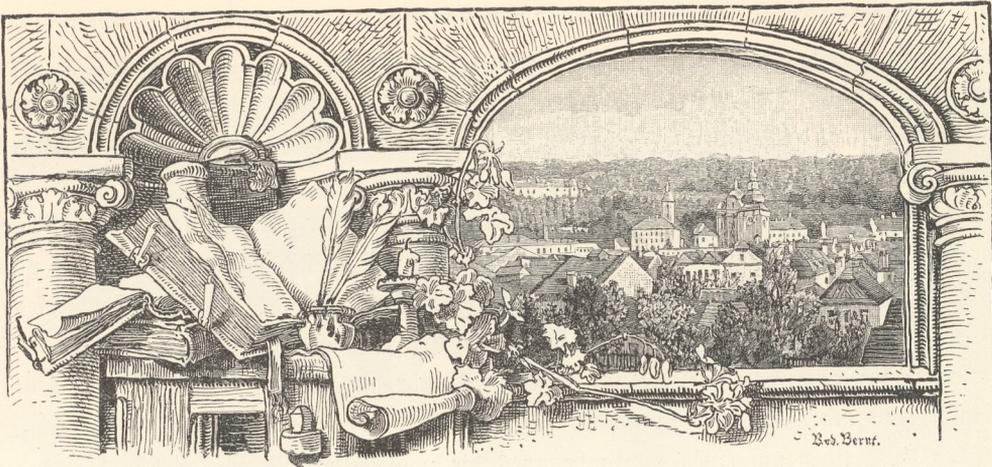
1835 folgte er (von Olmütz aus) einem Rufe nach Prag als Militärkapellmeister, kam 1840 an das Josefstädter-Theater in Wien, wo er mit besonderem Glück die Musik zum „Zaubersehleier“ schrieb, und wurde 1850 zum Kapellmeister ans Hofburgtheater berufen; in dieser Stellung, welche er bis 1870 bekleidete, schrieb er 51 Tragödien- und Dramen-Duverturen, zu 32 Stücken melodramatische Musik, 20 Entreacts und Actschlüsse, ferner Orchestereinlagen, Märsche, Jagdstücke, Lieder und Chöre; besonders genannt seien die Musik zu Grillparzers „Das goldene Vließ“ und Hebbels „Rubin“. Außerdem aber schrieb er Clavierstücke, eine Messe, Männerquartette, Tanzmusik und Lieder im Tone Schuberts, welche zu seinen besten Arbeiten gehören; seine „Wastelpolka“ und sein „Gondellied“ machten die Reise um die Erde. Im Ganzen soll sich die Zahl der Compositionen auf 300 Nummern belaufen, wovon jedoch nur 100 im Druck erschienen sind.

Die neue und neueste Zeit verzeichnete eine große Reihe von Namen auf allen Gebieten musikalischen Wirkens. Opern componirte mit Erfolg besonders Ignaz Brüll aus Proßnitz; er studirte in Wien, war zuerst Pianist und widmete sich nach den Erfolgen seiner Spieloper „Das goldene Kreuz“ ganz der Composition. In Oper und Operette versuchten sich ferner Josef Paul Gotthard aus Drahonowitz, Heinrich Kafka aus Strazowitz, Alfred Strajzer aus Lettowitz, Max Wolf, dessen Operetten auch im Ausland bekannt wurden, und Constantin Löw aus Nikolsburg. Chor und Lied pflegten Ferdinand Debois in Brünn, der bis 1892 circa 500 Lieder und 200 Chöre schrieb, R. R. Kristinus aus Wagstadt und Dr. jur. Ignaz Machanek in Olmütz. Ferner sind als Componisten noch zu nennen der Obmann der Wiener Philharmoniker Alois Alexander Buchta aus Proßnitz, Eduard Kleibl aus Olmütz, der auch auf der Zither concertirt, und Josef Ferdinand Skalický aus Wischau. Fiby und Kizler haben wir bereits genannt.

Unter den Interpreten classischer Musik ragt die Geigenvirtuosin Wilhelmine Normann-Neruda aus Brünn hervor, welche seit 1869 zu den ständigen Pierden der Londoner Saison gehört und in Kritiken vielfach dem „Geigerkönig Joachim“ an die Seite gestellt wird. Wilhelmine entstammt übrigens einer durchaus musikalisch veranlagten Familie; ihr Vater war Organist an der Hauptkirche zu Brünn, ihre Schwester Amalie ist Pianistin und ihr Bruder Franz Neruda Cellist. Ein Künstler als Dirigent, Theaterdirector und Regisseur ist Wilhelm Fahn aus Hof, der Director der Wiener Hofoper. Kritik und Aesthetik sind vertreten durch Dr. Ferdinand Peter Graf Laurencin (gestorben 1890) aus Kremsier und Dr. Robert Hirschfeld am Wiener Conservatorium, der gleichfalls der Geburt nach dem Lande Mähren angehört. Von gelehrten Schriftstellern sind ferner zu nennen Universitäts-Professor Dr. Guido Adler aus Eibenschieß und

Professor Oswald Koller aus Brünn, deren Verdienste um die Internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen (Wien 1892) allgemein bekannt sind. Professor Adler war auch im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht mit der Herausgabe der musikalischen Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Josef I. (2 Bände) betraut.





Stadt Zülch.

Literatur und Theater.

Deutsche Literatur und deutsches Theater.



Die ersten Spuren deutscher Dichtung in Mähren treten uns erst aus ziemlich später Zeit entgegen; nicht aus den Burgen der Fürsten und Ritter hallt uns Minnelied und höfischer Sang entgegen, sondern aus den Zunftstätten schlichter Bürger ertönen die unbeholfenen, aber ehrlich gemeinten Klänge des Meistergesanges.

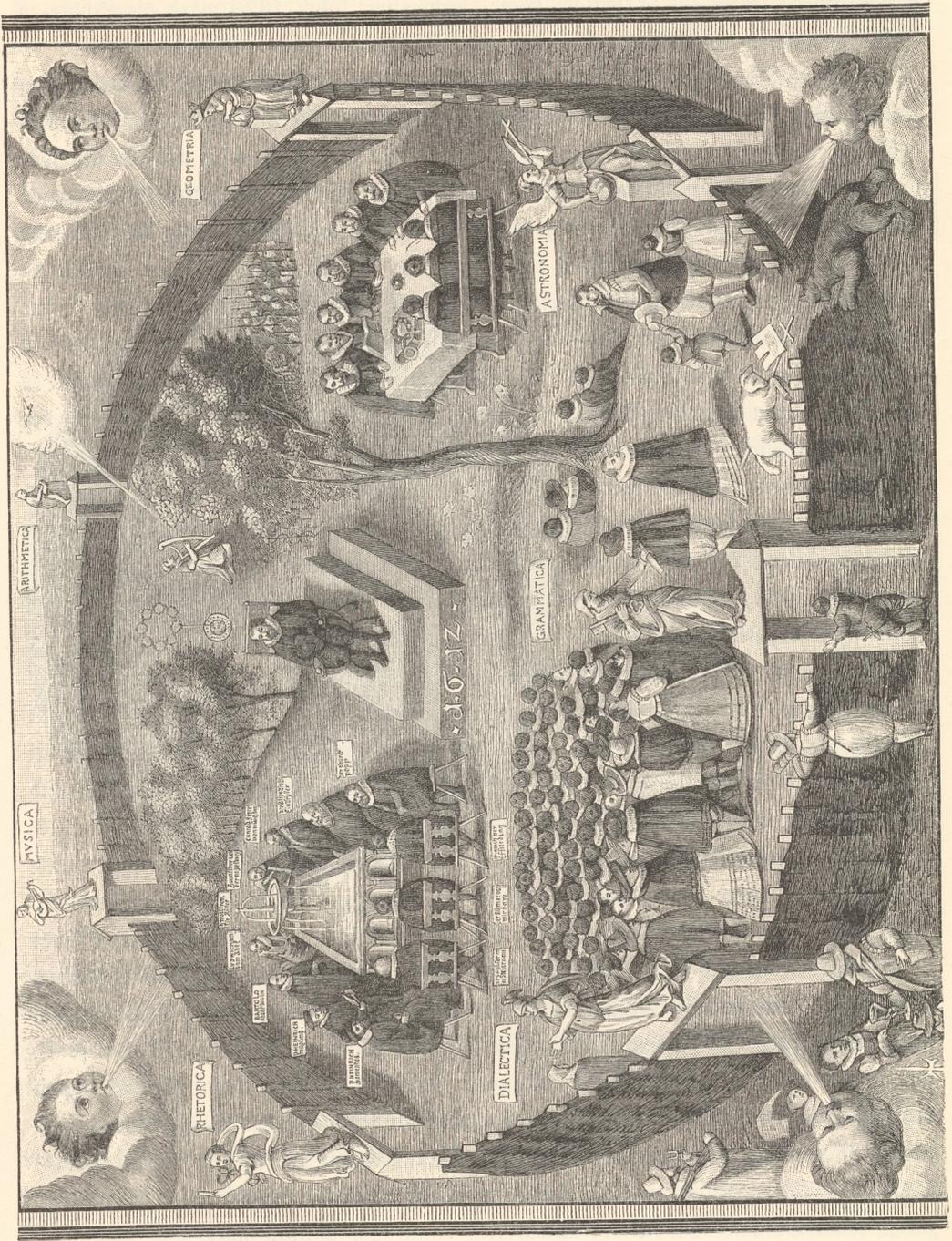
Wir haben sehr interessante Belege für das Vorkommen des Meistergesanges in Mähren. Man kennt vier Meisterfingerschulen in diesem Lande, und zwar jene in Trebitsch, die schon 1516 bestand, dann in Groß-Meseritsch unter einem Herrn Johann von Bernstein mit dem Beinamen des Weisen, ferner die Schule in Pirnik, errichtet im Jahre 1611, und die berühmteste von allen, die Zglauer Meisterfingerschule.

Im Jahre 1571 wendeten sich zwei Zglauer Bürger, Jakob Pufane und Jonas Zeidler, beide Tuchmacher, an einen ehrsamem Rath mit der Bitte um Einführung einer geordneten Singschule in der Stadt Zglau. Diese Urkunde, in welcher auch die bekannte Sage von der Einsetzung des Meistergesanges durch Otto den Großen umständlich erwähnt wird, ist datirt vom 2. April 1571. Es ist aber kein Zweifel, daß der Meistergesang in Zglau schon früher geblüht haben muß, denn das Schreiben der beiden genannten Bürger

an den Rath enthält eine Stelle, welche von eingerissener Unordnung im Meistergesange berichtet: „das oft ein Singer herkomen ist, der kaum ein rechter Schüler war, und gleichwol Schul gehalten.“ Da im Jahre 1571 eine heftige Pest in Iglau wüthete, mag es wohl bei einem mündlichen Bescheide des Rathes sein Bewenden gehabt haben, wenigstens findet sich nichts Schriftliches darüber.

Noch ist die Schul- oder Anschlagtafel der Iglauer Meistersinger erhalten und wird als theures Kleinod aus den Zeiten strebsamer Bürgertüchtigkeit im Rathhause von Iglau aufbewahrt. Das Mittelfeld dieses interessanten „Anschlags“ oder „Postenbriefes“ stellt einen eingezäunten Garten mit sieben Pforten vor; auf den Eingängen sind die allegorischen Figuren der sieben freien Künste angebracht. In der Mitte des Feldes sitzt ein Meistersinger auf dem Singstuhl, über ihm hängt der Kranz mit der Schaumünze. Oben links sitzen um einen Springbrunnen die zwölf alten Meister, welche der Sage nach den edlen Meistergesang gestiftet haben sollen; rechts in der oberen Ecke sitzen um einen Tisch, auf welchem die Bruderlade, sowie die Bibel und der Pfennig mit der Kette liegen, die neun Iglauer Meister, auf deren Kosten die Anshängetafel beige stellt wurde; unter diesen beiden Gruppen steht zuhörendes Volk. Im Mittelfelde sind noch allerlei allegorische Dinge gemalt, so der heilige Geist als Taube, dann ein Lamm mit der Siegesfahne, welches von einem Wolf, der durch eine Bresche der Mauer eindringen will, verfolgt wird, dann in den Ecken die vier Hauptwinde. Die neun Felder am oberen und am unteren Rande des Bildes enthalten theils Texte von Bibelstellen und Psalmen, theils Abbildungen, so oben die Geburt und Auferstehung Christi, die Auspendung des heiligen Geistes, unten den König David auf der Harfe spielend und die Belagerung Jerusalems durch Titus. Die ganze Ausführung des Gemäldes zeigt deutlich die Tendenz der Schule, neben der Pflege der Poesie den reinen Glauben zu bewahren. Die Tafel wurde im Jahre 1612 von dem stummen Maler Johann Weidhofer ausgeführt und kostete 14 Schock Groschen.

Die „Tabulatur und Ordnung, wie es soll in der Bruderschaft gehalten werden“ aus dem Jahre 1571 ist sehr dürftig und kurz und enthält nur 32 Gesetze über den Vortrag der Meistergesänge und die wichtigsten Fehler ohne irgendwelche nähere Erklärungen. Erst die Schulordnung aus dem Jahre 1615, welche 20 Punkte enthält, gibt uns einen anziehenden Einblick in die gute Zucht und Ordnung, welche die ehrsamten Meistersinger von Iglau in ihrer Schule aufrechtzuhalten bemüht waren, und über die behagliche Freude, mit der sie die Schulfeste abzuhalten pflegten. Wir erfahren daraus, daß zu Iglau vier Haupt- oder Festschulen im Jahre abgehalten wurden, nämlich zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und den zehnten Sonntag auf Trinitatis. Eine Gesellenschule sollte zu Michaelis stattfinden.



Die Aushängetafel der Jglauer Meisterfinger.

Nach kurzer Blüte machten die Gräuel des dreißigjährigen Krieges auch dem Sange der Iglauer Meister ein vorzeitiges Ende. Schon im Jahre 1620 ward die Schule zu Iglau geschlossen und verstummte Sang und Klang der ehrsamten Bürger.

Dagegen darf sich Mähren rühmen, unter der segensreichen Herrschaft der großen Kaiserin Maria Theresia die erste gelehrte Gesellschaft der Neuzeit in Oesterreich hervorgebracht zu haben, deren Gründer Josef Freiherr von Petrasch war. Er ist zwar kein gebürtiger Mährer, denn er wurde am 19. October 1714 zu Brod in Slavonien geboren, aber er kam schon sehr frühe mit seinen Eltern nach Mähren und diesem Lande gehört fortan sein auf die Hebung und Veredlung der Literatur und des Geschmacks gerichtetes Wirken. Anfänglich verfolgte Petrasch die militärische Laufbahn. Seine schwächliche Gesundheit aber bewog ihn, den Soldatenstand aufzugeben, und nachdem er durch weite Reisen und unablässiges Studium seine Kenntniße bereichert hatte, wählte er Olmütz zu seinem dauernden Aufenthalt und stiftete hier, Ende 1746, nach dem Muster der gelehrten Gesellschaften Italiens „Die Gesellschaft der Unbekannten“ mit dem ausgesprochenen Zweck, die Wissenschaften zu heben. Durch sein Verdienst hat Mähren auch den Ruhm, die erste gelehrte Zeitschrift herausgegeben zu haben. Die Gesellschaft ließ nämlich vom 1. Januar 1747 eine Zeitschrift erscheinen: „Monatliche Auszüge alter und neuer gelehrter Sachen“ — das erste Literaturblatt unserer Monarchie. „Hiezu sollte sich“, wie Petrasch selbst bestimmte, „der deutschen Schriftsprache, und zwar nach der vollkommeneren Pleißer Mundart bedient werden.“ Petrasch blieb drei Jahre Präsident der Gesellschaft, aber sein Eifer wurde von den anderen Mitgliedern nur kurze Zeit getheilt und die Gesellschaft löste sich bald auf; Petrasch zog sich auf sein Gut Neuschloß bei Ungarisch-Gradisch zurück, wo er, in regstem Verkehr mit bedeutenden Gelehrten und Schriftstellern, am 15. Mai 1772 starb. Die meisten Aufsätze in den „Monatlichen Auszügen“, welche zwei Bände erlebten, rühren von ihm selbst her; auch sonst hat er viele Abhandlungen unter dem Pseudonym Petrus Cinerens (Peter Wsch) veröffentlicht.

Der edle Geist der Regierungen Maria Theresia's und ihres großen Sohnes Josef II. belebte mit erfrischem Hauche auch das literarische Schaffen Mährens, so daß das deutsche Schriftthum in diesem Lande einige bedeutendere Erscheinungen aufzuweisen hat. Vor Allem ist mit dem Zeitalter Maria Theresia's und Josefs II. auf das innigste der Name eines Mannes verknüpft, dessen eigentliche Thätigkeit wohl der Kaiserstadt Wien gehörte, den aber Mähren mit gerechtem Stolz seinen Sohn nennt. Wir meinen den Kritiker, Professor und Staatsmann Josef von Sonnenfels. Geboren 1733 zu Nikolsburg als der Sohn jüdischer Eltern, widmete sich Sonnenfels zuerst philosophischen Studien in Wien, trat dann zum Militär über, kam aber bald wieder nach Wien zurück und entfaltete vorerst eine segensreiche Thätigkeit als Verbesserer

des Geschmacks und Reformator der durch die Hanswurstkomödien arg verrohten Bühne. Vorurtheilslos, klaren Verstand zeigte er auch in seinen rechtswissenschaftlichen Schriften und in seiner Thätigkeit als Universitätslehrer, als er im Jahre 1763 die neuerrichtete Kanzel der „Polizei- und Cameralwissenschaften“ erhielt. Mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft starb Sonnenfels als Hofrath und Präsident der Akademie der bildenden Künste am 25. April 1817.

Der Geist der Aufklärung, der in den Schriften von Sonnenfels zu Tage tritt, beherrscht das ganze Zeitalter. Die Publicistik und das Zeitschriftenwesen beginnen sich



Josef Freiherr von Petrasch.

auch in Mähren mächtig zu regen. Josef Laaber, ein gebürtiger Wiener, gab als Katechet der neuen Brünnner Normalschule „Wochentliche Erinnerungen eines Freundes von Brünn“ heraus, während der Württemberger H. Fr. Hopf, in Brünn als Beamter der Köffiller'schen Fabrik angestellt, die „Poetischen und profaischen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen“ erscheinen ließ. 1794 erschien in Brünn das „Allgemeine europäische Journal“. Viel Beifall fand das „Mährische Magazin“, welches der Landrath Em. von Traubenburg herausgab, aber noch ungleich bedeutender wurde „Das patriotische

Tagblatt“, welches von 1800 bis 1805 in Brünn erschien und dessen Herausgeber Christ. Karl Andree war, der, ein Deutscher aus dem Reiche, an die Brünnner evangelische Schule berufen wurde und hier auf schriftstellerischem und pädagogischem Gebiete erfolgreich wirkte.

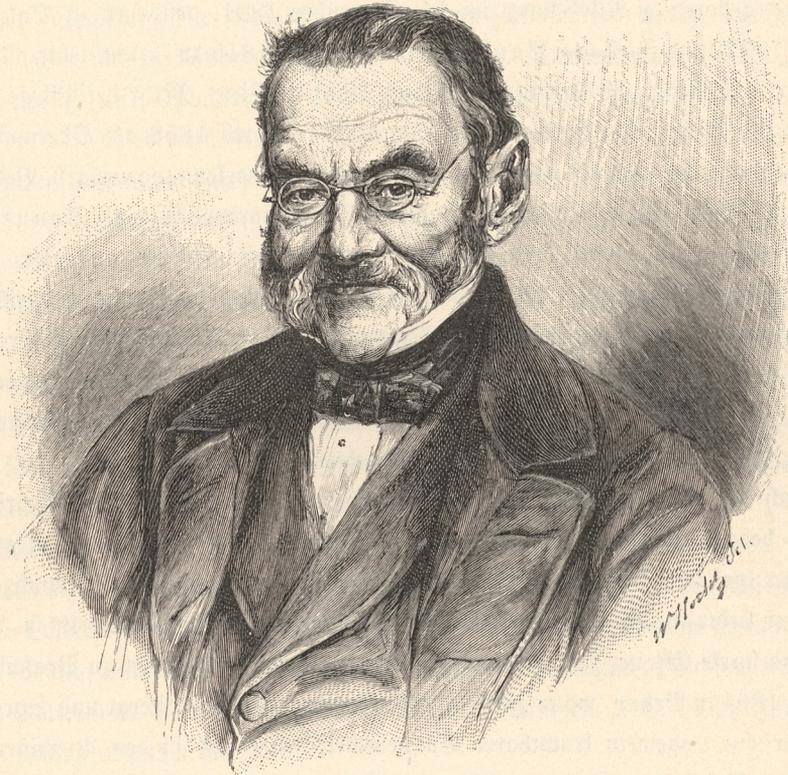
In der Zeit der napoleonischen Kriege und der darauf folgenden Friedensjahre entfaltete besonders Karl Josef Zurende (geboren 1780 in Schlesien, übersiedelte im Jahre 1813 nach Brünn) eine rege Thätigkeit. Den meisten Beifall verdiente er sich durch die Herausgabe seines Kalenders, der ursprünglich unter dem Titel: „Mährischer Wanderer“, dann als „Vaterländischer Pilger in dem Kaiserstaate Osterreich“ mit

Unterbrechungen bis zum Jahre 1848 bei Gastl, Traßler und bei Rohrer in Brünn erschien. Ein Ton wohlthuender Frömmigkeit und schlichter Volksthümlichkeit durchzieht die meisten belletristischen und wissenschaftlichen Aufsätze dieses Kalenders. Wichtig ist Zurende auch durch die Herausgabe der Zeitschriften: „Der redliche Verkündiger“ und „Zeichen der Zeit“, in welchen Hormayr seine Stimme gegen Napoleons Gewaltherrschaft erhob. Zurende's Namen ist noch mit einem anderen literarischen Unternehmen verknüpft, welches zwar keinen augenblicklichen Erfolg hatte, aber zur Ehre des Landes sich nach mancherlei Wandlungen und Unterbrechungen durch eine lange Reihe von Jahren behauptete. Wir meinen die im Jahre 1815 in Folge Aufforderung des damaligen Landesgouverneurs, Grafen Anton Wittrowsky, von Zurende gegründete Monatschrift „Moravia“, die es zunächst allerdings nur auf acht Hefte brachte, aber im Jahre 1836 wieder auflebte und dann ein Jahrzehnt überdauerte. Das Sturmjahr 1848 bereitete auch dieser friedlichen literarischen Erscheinung ein Ende. Der Versuch, die „Moravia“, welche in ihren älteren Jahrgängen eine Fundgrube anziehender, auf Mähren bezüglicher Forschungen und Denkwürdigkeiten ist, später wieder zu erneuern (1863 bis 1864 und 1881 bis 1882), hatte beide Male angesichts der immer höher steigenden Flut von Tagesblättern und illustrierten Zeitschriften keinen dauernden Erfolg.

Von einzelnen Dichtern, die in der Zeit bis zum Jahre 1848 in Mähren wirkten, nennen wir den verdienten Theaterdirector in Brünn (seine Direction fällt in die Jahre 1815 bis 1825 und 1831 bis 1837) Heinrich Schmidt, einen geborenen Weimarer; ferner Johann Leonhard Knoll (1775 bis 1841), geboren zu Grulich, einen formvollendeten geschmackvollen Nachahmer Klopstocks (seine beste Dichtung ist „Thuiscon oder das Lied der Weihe“); Johann Schön aus Langendorf in Mähren, 1802 bis 1839, der seinerzeit der erste Balladendichter Österreichs genannt wurde und dessen Tragödie: „Der Sieg des Glaubens“ nach ihrem Erscheinen sogar für ein Werk Grillparzers gehalten wurde. Als Balladendichter hat sich auch verdienten Ruhm erworben der mährische Dichter Michael Franz von Canaval (gestorben 1868 zu Wien im Wahnsinn). Nicht durch Geburt (er stammt aus Josefstadt in Böhmen), wohl aber durch sein langjähriges Wirken gehört Mähren der Dichter Paul Lamatsch von Warnemünde an, der sich durch seine Dramen: „Warbeck“ und „Die Habsburg“ einen Namen machte.

Der bedeutendste deutsche Dichter in diesem Zeitabschnitt aber ist der „große Unbekannte“, wie man ihn früher genannt, Charles Sealsfield. Der dicke Schleier, der bis zum Tode auf seinem Lebenslaufe lag, ist von dem Sterbenden selbst gelüftet worden; denn dadurch, daß Sealsfield in seinem Testamente die Söhne des Bauers und Ortsrichters Karl Postl im mährischen Dorfe Popitz bei Znaim zu Erben seines Vermögens einsetzte, bewirkte er selbst die Enthüllung seines Lebensrathfels.

Heute wissen wir, daß der nordamerikanische Bürger Charles Sealsfield, der sich bei Solothurn in der Schweiz ein kleines Landgut „Unter den Tannen“ erworben hatte und dort am 26. März 1864 starb, kein Anderer war als Karl Postl, welcher in den Orden der Kreuzherren in Prag eingetreten war. Im Jahre 1823 verließ er plötzlich den Orden, wo er es überraschend schnell zur Würde eines Secretärs gebracht hatte, und blieb seitdem verschollen. Man wußte nur von einem Charles Sealsfield, der in Amerika



Charles Sealsfield (Karl Postl).

sich ein nicht unbedeutendes Vermögen gesammelt und durch seine Romane: „Der Legitime und der Republikaner“, „Der Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahre 1812“, „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre“, „Kajütenbuch“, „Süden und Norden“ steigenden Ruhm erworben hatte. Sealsfield ist unübertrefflich durch die Naturwahrheit und Pracht der Schilderungen, mit welchen er dem Leser die fremde Welt des Westens, die freilich heutigen Tages eben dieses fremdartigen Reizes mehr und mehr entbehrt, vor Augen zu zaubern weiß, sowie durch die hinreißende Kraft, mit der er Menschen und Völker charakterisirt. Sealsfields Ruhm auf dem Felde des

Mähren.

ethnographischen Romans bleibt unerreicht, und mit Recht hat sein dankbares Heimatsdorf das schlichte Bauernhaus, wo Karl Postl am 3. März 1773 das Licht der Welt erblickt hat, mit einer marmornen Gedenktafel geschmückt und die Stadt Znaim des Dichters wohlgelungene Bronzestatue auf einem schönen Platze inmitten freundlicher Anlagen aufgestellt.

Neben Sealsfield müssen die anderen deutschen Schriftsteller der vormärzlichen Zeit zurücktreten. Wir nennen zunächst auf epischem Gebiete die Novellisten Emanuel Straube (geboren zu Nikolsburg am 14. December 1801, gestorben in Salzburg am 5. März 1872) und Johann Paul Weiner (geboren 1815 zu Jglau, lebte als Steuer= einnehmer in Göding und Trebitsch und starb 1859 in Wien). Mehr der Pflege der Lyrik widmeten sich Dichter wie Johann Andreas Eder (starb 1858 als Oberamtmann in Groß-Seelowitz), der auch als vaterländischer Historiker Anerkennung erwarb. Bedeutender ist der als Stadtrath in Brünn im Jahre 1883 verstorbene Franz Donneh, dessen Gedichtsammlung „Schwertlilien“ manches formvollendete Gedicht aufweist. Rudolf Hirsch, geboren zu Kapagedl 1816, war ein formen= und gedankenreicher Lyriker, sowie auch ein feinempfindender Musiker und Componist, dessen Musikkritiken in der „Wiener Zeitung“ großes Ansehen genossen. Poetische Lorbeeren pflückte in seiner Jugend F. N. Berger (geboren zu Proßnitz am 16. September 1816), der spätere Minister, dessen kaustischer Witz und schonungslose Satire gefürchtet waren.

Auch das Drama fand in diesem Zeitraume unter den deutschen Schriftstellern Mährens bedeutende Pflege. Wir heben hervor Franz Anton Jordan Ritter von Fraporta (geboren 1781 zu Schönberg, gestorben als pensionirter Oberpolizeirath in Brünn); er liebte in Trauerspielen und Possen („Staberl in der Unterwelt“ u. A.) derbe Mittel und starke Effecte. Franz Seraphin Mandelzweig (geboren zu Proßnitz 1792, gestorben 1864 in Brünn, wo er zuerst als Kaufmann, dann als Literat und Sprachlehrer lebte) war ein ungemein fruchtbarer Bühnenschriftsteller und in den Vierziger=Jahren eine wahre Stütze des Brünner Theaters. Dr. Alois Feittelez (geboren zu Brünn 1794, wo er auch als praktischer Arzt wirkte und 1858 starb) schrieb treffliche Lustspiele, von denen einige auch auf der Bühne des Wiener Burgtheaters zur Aufführung kamen und gefielen. Mit Castelli gemeinsam verfaßte er die damals vielbelachte Parodie auf die Schicksalstragödien: „Der Schicksalsstrumpf“. Ein bedeutendes, aber durch die Härte eines unfreundlichen Schicksals nicht zur vollständigen Entfaltung gelangtes Talent war Vinzenz P. Weber (1809 zu Trautenau geboren und als Stadtphysikus in Mährisch=Trübau 1859 gestorben). Sein Erstlingswerk, die Römertragödie „Spartakus“, machte Aufsehen und nahm vom Wiener Burgtheater aus ihren Weg durch ganz Deutschland. Auch sein zweites Trauerspiel: „Die Wahabitin“ hatte großen Erfolg; die späteren

Dramen fanden geringen Beifall, was den Dichter in hohem Maße verdüsterte. Diesen Vertretern der ernstesten tragischen Muse schließen wir noch zwei Possendichter an, von denen der eine, Karl Ed. Grammerstötter zwar kein gebürtiger Mährer ist, aber lange Zeit in Brünn lebte, der zweite, Friedrich Hopp aber ein geborner Brünner ist; des letzteren drollige Possen: „Doctor Fausts Hauskäppchen“, „Hutmacher und Strumpfwirker“ u. A. haben sich lange Zeit auf dem Repertoire erhalten.

Das Jahr 1848 hatte auch in Mähren eine lebhafteste Bewegung auf dem Gebiete literarischer Bestrebungen im Gefolge. Die Flut von Zeitschriften, welche das Jahr 1848 hervorrief, ging auch an Mähren nicht spurlos vorüber. „Der mährische Bote“, „Brünner Tagescourier“, „Die Opposition“, „Vaterland“, „Mährische Volkszeitung“ erschienen, gingen aber bald wieder ein. Anspruchslos, aber in ihrem schlichten heimatlichen Gehaben recht sympathisch war die durch mehrere Jahre erscheinende „Biene“, von Johann Nepomuk Enders 1851 begründet. Der Herausgeber, ein um Mähren vielfach verdienter Schriftsteller, der am 3. Mai 1815 in Ungarisch-Gradiß geboren wurde und seit 1848 als Buchdrucker und Buchhändler in Neutitschein lebte, hat selbst unter dem Pseudonym Johann von Gradiß viele Beiträge für seine Zeitung gespendet. Enders ist auf lyrischem und epischem Gebiete mit anerkannterwerthen Dichtungen hervorgetreten. Er feierte in seinen „Kaiserliedern“ das Herrscherhaus und weihte dem unglücklichen Kaiser Max in seinen „Nachklängen“ ergreifende Gefänge. Seine Sammlung „Ephauranken“ enthält hübsche Erzählungen, sowie heimische Sagen und Märchen.

Mitten im Sturme der Revolution stand der Schriftsteller Sigmund Koliß; geboren 1816 zu Koritschan, mußte er wegen seiner Theilnahme an den Wiener Märzereignissen Oesterreich verlassen, wohin er erst 1868 zurückkehrte; er lebte hierauf in Wien, später in Göding und starb daselbst im Jahre 1886. Sein Roman: „Ludwig Kossuth und Clemens Metternich“ ist durchaus Tendenzwerk; auch Dramen, z. B. „Don Juans erster Versuch“ rühren von ihm her.

Über die Vorgenannten ragen weit hervor die Schriftsteller: Hieronymus Lorm und J. J. David, sowie die Frau mit dem weiblich zarten Herzen und dem männlich ernstesten Geiste, der scharfen Beobachtungsgabe und der feinen Empfänglichkeit für alle Bewegungen des Gemüthslebens: Marie Ebner-Eschenbach. Hieronymus Lorm gilt als der Dichter des Pessimismus, doch sein Pessimismus hat nichts Abstoßendes, er ist gepaart mit einem feinen Gefühl für das Schöne und für all das, was Lorm „den unvernünftigen Sonnenglanz“ des Lebens nennt. So vermochte auch das eigene schwere Leid des Dichters geistige Kraft nicht zu brechen. Hieronymus Lorm, Pseudonym für Heinrich Landesmann, ist am 9. August 1821 zu Nikolsburg geboren. Schon mit dreizehn Jahren büßte er fast ganz das Gehör und die Sehkraft ein. Seine erste größere Arbeit war:

„Wiens poetische Schwingen und Federn“; die scharfe und schonungslose Kritik in diesem Werke ließen ihn Verfolgungen besorgen, er übersiedelte daher nach Dresden, welche Stadt er zu seinem dauernden Aufenthalte wählte. Erst in späterer Zeit ließ er sich in Brünn nieder, um seinem Sohn, dem praktischen Arzt Doctor Hermann Landesmann, nahe zu sein. Vorms zahlreiche Romane und Erzählungen sind keine leichte Lectüre, sie sind Erzeugnisse eines Denkers für denkende Leser. Die schönsten Novellen enthalten die Sammlungen: „Geflügelte Stunden“ und „Märchen der Gegenwart“. Von seinen Romanen nennen wir vor allem „Gabriel Solmar“, „Tödtte Schuld“, „Der ehrliche Name“, „Außerhalb der Gesellschaft“. „Die Alten und die Jungen“ und „Der Herzensschlüssel“ sind reizende Lustspiele. Seine philosophischen Anschauungen finden den prägnantesten und zugleich formvollendetsten Ausdruck in den Werken: „Der Naturgenuß“ und „Natur und Geist in dem Verhältniß zu den Culturepochen“ und „Der grundlose Optimismus“.

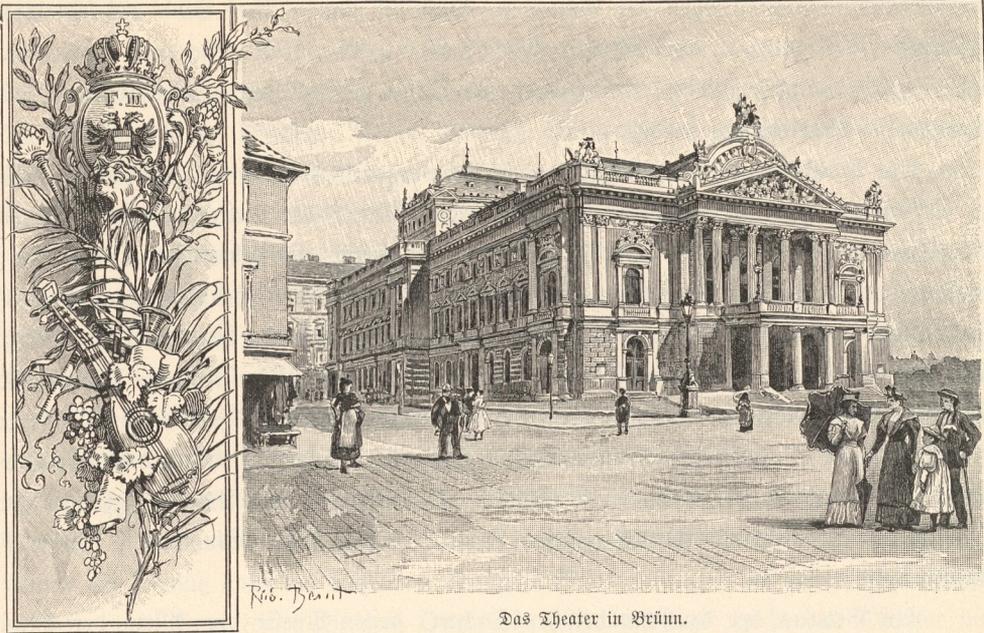
Manches Verwandte in dem philosophischen Zuge, den seine dichterische Physiognomie im Vergleich mit Lorm aufweist, hat ein jüngerer Dichter, der wohl noch zu bedeutenden Hoffnungen berechtigt. Es ist dies der im Jahre 1859 zu Mährisch-Weißkirchen geborene Dr. J. J. David, dessen Romane: „Das Höferecht“ und „Das Blut“, sowie die Novellensammlung „Die Wiedergeborenen“ (sie spielen im Zeitalter der Renaissance) mit Recht ihres eigenartig tiefen Gehaltes und ihrer plastischen Schilderung wegen Aufsehen erregten; auch als Lyriker hat er sich bemerkbar gemacht.

Die Eigenschaften einer zart empfindenden Dichterin und eines klar durchgebildeten philosophischen Geistes vereinigt Mährens bedeutendste Schriftstellerin, Maria Freifrau von Ebner-Eschenbach. Viele ihrer Erzählungen, wie z. B. „Božena“ oder der ergreifende Roman: „Das Gemeindefind“ wurzeln so recht im heimischen Boden. Erquickender Humor und tiefer Ernst, der aus einem reichen Gedankenleben quillt, sind ihr in gleichem Maße eigen. Besonders zeichnet sie der durchdringende Scharfblick aus, mit dem sie ihre Gestalten der Natur nachzeichnet und ins Innerste ihres Seelenlebens eindringt. Dies offenbart sich in ihren „Erzählungen“, unter denen die Geschichte „Ein Spätgeborener“ von rührender Wahrheit ist, ebenso in ihrem ergreifenden Roman „Unfühnbar“. Wahre Perlen echter Gedankendichtung enthält das Buch: „Parabeln, Märchen und Gedichte“. Von diesem besonders gelten ihre eigenen Verse, die sie selbst am besten charakterisiren:

Verständniß für jedwedes Leid,
Erbarmen mit jedweder Fehle:

Daran in dieser Zeitlichkeit
Erkennt du die erwählte Seele.

Frau Maria von Ebner-Eschenbach ist eine geborene Gräfin Dubsky und auf dem Schlosse Zdislawitz am 13. September 1830 geboren; 1848 vermählte sie sich mit dem



Das Theater in Brünn.

damaligen Hauptmann, jetzigen Feldmarschall-Lieutenant des Ruhestandes Freiherrn Moritz von Ebner-Eschenbach und lebt den Sommer über auf dem gräflich Dubský'schen Schlosse Zdislavitz, im Winter in stiller, emsigem Schaffen geweihter Zurückgezogenheit in Wien.

Außer diesen ersten Namen erwähnen wir die Schriftstellerinnen Rosa Barach, Karoline Bruch-Sinn, Sidonie Grünwald-Zerkowiz, Tony Drny, unter welchem Pseudonym sich eine Dame der Brüinner Gesellschaft verbirgt. Unter den Dichtern, deren Begabung mehr der Lyrik zuneigt, seien genannt: Konrad Ettel aus Neuhoft bei Sternberg, in Wien lebend, K. W. Gavalowsky, geboren 1861 zu Zubří in Mähren, ein fruchtbarer Schriftsteller, der sich in Graz angesiedelt hat; Heribert Hülgerth. Die Brüder Rudolf, Karl und Franz Korschann, alle drei gebürtige Znaimer, haben in ihren mannigfaltigen Dichtungen echt österreichische und heimatliche Klänge angeschlagen; Ernst Rudolf Neubauer, ein gebürtiger Tglauer, gegenwärtig Gymnasial-Director in Radautz, bekundete in den Sammlungen: „Schilf und Weide“, „Österreichische Lieder“, „Lieder aus der Bukowina“ keine gewöhnliche Begabung und Sprachgewandtheit, Eigenschaften, welche vor Allem sein philosophisches Gedicht „Die Ideonen“ aufweist. Ein liebenswürdiges Talent ist der in Mähren geborene und wirkende Paul Strzemcha, welcher unter dem Pseudonym Paul Kirsch seiner Leier zarte Klänge entlockte und auch über kraftvolle Accente zum Preise des Vaterlandes verfügte. Adolf Brecher, Arzt in Olmütz, ein gebürtiger Proßnitzer, veröffentlichte mehrere beifällig

aufgenommene Sammlungen von Gedichten. Tüchtiger patriotischer Sinn und warmes Heimatsgefühl waltet in den Schriften Oskar Meisters, eines geborenen Znaimers, dessen „Österreichische Kriegserinnerungen im Jahre 1866“ und „Thayabilder“ die ehrenvollste Anerkennung fanden.

Ein Wandervogel mit buntschillernden Schwingen ist der am 16. November 1840 zu Schönberg geborene und vor nicht langer Zeit in Karlsruhe verstorbene Emil Mario Vacano; er zeigt stets eine kräftige Individualität, wenn seine zahlreichen Sensationsromane auch in Stil und Conception ein loses Gefüge haben. Wie Vacano dem mährischen Heimatlande früh entfremdet, ist auch der in der Schweiz lebende Dichter Josef Victor Widmann, geboren 1842 in Renowitz bei Brünn; er schrieb Dramen, erzählende Dichtungen und Romane. Auf dem Gebiete des Dramas nennen wir Ferdinand Lauffer, Jakob Herzog (Verfasser des Schauspiels in Versen: „Die Rose“), Eduard Kulke und vor Allen den Verfasser wirksamer Volksstücke Dr. Friedrich von Radler (geboren zu Olmütz 1847), dessen Volksstücke „Josef Lanner“ und „Mlois Blumauer“ sehr viel Erfolg hatten.

Ein Veteran der deutschmährischen Dichter, dessen Poesie vor Allem der Verherrlichung seiner engeren Heimat gewidmet war (in dem Romanzenfranz: „Welehrad“), ist der 1813 in Brünn geborene und dort 1883 als Landesrath verstorbene gemüthvolle Josef von Wieser, von dem auch das Trauerspiel: „Zwisch der Rosenberger“ nicht unerwähnt bleiben möge.

Unter den Schriftstellern, welche, ohne Landesfinder zu sein, doch theilweise Mähren ihre Heimat nennen können und mit dem geistigen Leben des Landes innig verknüpft sind, erwähnen wir zuvörderst den seit 1848 in Brünn lebenden, im Jahre 1893 daselbst verstorbenen Dichter F. Ludwig Goldhann (geboren 1823 in Wien), dessen Trauerspiele und Lustspiele verdienten Beifall fanden und wiederholte Aufführungen erlebten; ferner den feinsinnigen Ferdinand von Saar, auch einen gebürtigen Wiener (geboren 1833), welcher in stiller Zurückgezogenheit auf der fürstlich Salm'schen Herrschaft Blansko bei Brünn lebte und durch seine Novellen („Innocens“) und seine von echtem österreichischen Patriotismus durchhauchten Festspiele sich verdienter Anerkennung und Auszeichnung würdig gemacht hat.

Innig verknüpft mit dem Gange der deutschen Literatur in Mähren ist die Entwicklung des deutschen Theaterwesens in unserem Lande. Zum ersten Male werden die sogenannten „englischen Comödianten“ in Mähren im Jahre 1617 erwähnt, wo sie der Bischof von Breslau, Erzherzog Karl, an den Bischof von Olmütz, Cardinal von Dietrichstein, empfiehlt. Bei dem Mangel einer fürstlichen Hofhaltung blieb der Glanz prächtiger Feste und besonders theatralischer Aufführungen auf die Schlösser des

hohen Adels, so der Liechtenstein, Dietrichstein, Rothal, Althan, Questenberg, Podstakly, sowie der Olmüzer und Breslauer Kirchenfürsten beschränkt; besonders die fürstlich Liechtenstein'sche Sommerresidenz in Feldsberg, dann das Haus theater in Eisgrub, die Schlösser Holeschau, Wischau, Frain, Böttau, Jarmeritz und Teltsch hatten prächtige Säle, in denen Theatervorstellungen und Opern, Maskeraden und andere glänzende Schaustellungen, vornehmlich die so beliebten Bauernhochzeiten veranstaltet wurden.

Seit den Zeiten Kaiser Josefs haben Brünn, Olmütz, Znaim und Iglau bleibende Theater, aber noch kein stehendes Schauspielersonale, sondern Wandergesellschaften. Im Jahre 1723 begegnet uns zuerst in Olmütz die „Comödianten-Compagnie“ unter dem Prinzipal Ludwig August Steinmez; im Jahre 1770 wurde in dieser Stadt auch ein eigenes Theater am Niederring „unter den Fleischbänken“, und zwar mit einem Kostenaufwand von 10.000 fl. errichtet. Dieses Theater erhielt sich bis 1830, in welchem Jahre von dem Hofarchitekten Kornhäusel ein neues Theater mit einem Fassungsraum für tausend Personen erbaut wurde. Ein Fremder rühmt in einem Reisebericht vom Jahre 1844 die Bühne von Olmütz unter der Direction Burghauers „als eine der besten, wenn nicht die erste unter den kleinen Bühnen Oesterreichs“. In Znaim wurde das Theater im Jahre 1784 in einer ungeweihten Kapelle des aufgehobenen Clarissinenklosters erbaut und 1829 einer für die damalige Zeit ziemlich reichen und geschmackvollen Renovirung unterzogen. Iglau erhielt 1849 durch die Opferwilligkeit des Fabrikanten Donsky ein Theater, welches 1200 Personen faßt.

Die Geschichte des deutschen Theaters in Mähren ist natürlich vor Allem an die Entwicklung des Bühnenwesens in der Landeshauptstadt geknüpft. Brünn erhielt im Jahre 1732 ein eigenes Schauspielhaus; es wurde von der Gemeinde auf eigene Kosten in dem sogenannten „Lavernhause“ auf dem Krautmarkt errichtet. Am 14. Januar 1785 brannte dieses Theater zum ersten und nach einem Jahre zum zweiten Male nieder; nach diesem Brande wurde es wieder aufgebaut und im Jahre 1844 einer gründlichen Renovirung unterzogen, so daß es sich ganz schmuck und elegant präsentirte. Der dritte Brand des Stadttheaters im Juni 1870 machte dem alten Schauspielhause für immer ein Ende. Es wurde zunächst ein zierliches Interimstheater errichtet und am 1. Januar 1871 mit Mozarts „Don Juan“ und einem Prolog des damaligen Directors Dr. Adolf Frankel eröffnet. Der erste Spatenstich zu dem von den Architekten Helmer und Fellner in überaus schönen Verhältnissen erbauten neuen Stadttheaters geschah am 18. Juli 1881. Die Eröffnung des Hauses, das zuerst unter den österreichischen Theatergebäuden eine vollständige elektrische Beleuchtung eingeführt hatte, geschah am 14. November 1882 mit Beethovens: „Die Weihe des Hauses“ und einem Festspiel Frankels: „Bei Frau Bruna“, dem Goethes „Egmont“ folgte. Die Gemeinde hatte sich entschlossen, die Verwaltung

des Theaters in eigene Regie zu nehmen und einen artistischen Leiter an die Spitze zu stellen; damit war sie zu einem Prinzip zurückgekehrt, welches Kaiser Josef II. in einem Handschreiben an den Grafen Cavriani vom 9. September 1786 normirt hatte, das aber damals nur für kurze Zeit in Anwendung getreten war. Man kehrte bald wieder zu der Verpachtung an ständige Directoren zurück, wie solche seit 1771 an die Stelle der ambulanten Theaterprinzipale getreten waren. Unter diesen Theaterdirectionen sind besonders zu nennen die des Emanuel Schikaneder (von 1807 bis 1809) und des Grafen Franz Fueger (1811 bis 1813), unter welchem Therese Krones zum ersten Mal in Kinderrollen auftrat. Eine große Blüte erreichte die Brünner Bühne unter der Leitung des Weimarers Heinrich Schmidt. Unter seiner Direction gastirten Sophie Schröder als Lady Macbeth, Sappho, Medea; Anschütz als Lear, die Catalani, La Roche, der bekannte Eßlair und der damals 13jährige Vieuxtemps. Unter der Direction von Anton Valvansky betrat zum ersten Mal die weltbedeutenden Bretter Josefina Gallmeyer als 16jähriges Mädchen; sie gehörte bis zum Jahre 1856 der Brünner Bühne an, auf welcher sie einige Jahre vor ihrem Tode, am 13. October 1880, als gefeierter Gast zum letzten Mal auftrat. Der trefflichen Directionsführung Dr. Adolf Frankels, welcher, ein geborener Brünner und literarisch begabt, zuerst als Director nach altem System, dann als artistischer Leiter der neuen Bühne thätig war, haben wir bereits gedacht.

Slavische Literatur.

Als zu Beginn des IX. Jahrhunderts unter den Fürsten aus dem Geblüte Mojmir's Mähren zum Mittelpunkt eines großen Staatsgebildes heranwuchs, berief Rastislav im Jahre 863 aus fernem Süden die hehren Gestalten der Slavenapostel Cyrill und Method in sein Reich. Sie kamen mit einigen Jüngern und brachten zugleich ihre slavische Bibelübersetzung, soweit sie fertig war (vollendet wurde sie erst später) und die nöthigen Kirchenbücher mit, niedergeschrieben in einer neuen, von Cyrill gebildeten Schrift. Sie richteten den Gottesdienst zunächst nach dem griechischen Ritus ein, predigten die Lehre Christi in slavischer Sprache, die seit dieser Zeit Organ der Kirche aller Ostslaven bis auf den heutigen Tag geblieben ist. In Mähren selbst aber gingen die unmittelbaren Spuren ihrer literarischen Wirksamkeit bald wieder verloren, nur der von ihnen geschaffene christliche Wortschatz dauert zum Theile noch fort, und auch das altehrwürdige Lied Hospodine, pomiluj ny, das noch heutzutage in unseren Kirchen erschallt, athmet den Hauch jener Zeit.

Mit dem jähen Zerfall des großmährischen Staates unter den uneinigen Söhnen Svatopluk's büßte Mähren seine politische Selbständigkeit ein (907) und seine Schicksale verwachsen von nun an mehr und mehr mit denen Böhmens. Die slavische Liturgie wurde

in Bann gethan, die lateinische Sprache kam in Kirche und Amt zur Herrschaft. In den zahlreichen Klöstern des XI. und XII. Jahrhunderts (Raigern im Jahre 1045 von Břetislav „Achilles“ für die Benedictiner gegründet, Hradisch 1078, Trebitsch 1089 u. f. f.) und deren Schulen (als Mutter kann die Olmüher angesehen werden, da sie schon 1063 urkundlich genannt wird) erstanden zwar ebensoviele Brennpunkte geistiger Arbeit, aber diese hüllte sich in lateinisches Gewand und tauschte dasselbe, nur durch die Bedürfnisse der Gläubigen gezwungen, mit dem böhmischen um. Zeitchroniken, Annalen, Legenden, interlineare Glossen, Todtenbücher (z. B. in dem Martyrologium zu Raigern), Urbarien, Urkunden, auch ein gewisser Antheil an der lustigen Vagantenpoesie des XIII. Jahrhunderts sind die ältesten anonymen Zeugen dieses geistigen Lebens; leider verfiel die Mehrzahl in den häufigen Kriegen dem Brande und anderer Vernichtung. Andererseits wurde das Aufkommen des böhmischen Schriftwesens durch die unter den letzten Přemysliden überhandnehmende Vorliebe des Hofes, des Adels und der Städte für deutsche Sprache und Sitte gehemmt.

Einen neuen Aufschwung nahm das geistige Leben Mährens unter Karl IV. Prag wurde zum lockenden Sammelpunkte aller wissensdurstigen Mährer, von da aus strahlte, vorzüglich durch die neugegründete Universität, geistiges Licht nach allen Ländern aus, also auch nach dem benachbarten Schwesterlande. Mährischen Ursprung verrathen manche Denkmäler der altböhmischen Literatur, hauptsächlich durch dialectische Eigen thümlichkeiten, so z. B. die erste böhmische Evangelienübersetzung (erhalten in dem Wiener Evangelistarium), ebenso das Seitenstettener und das jüngere Olmüher Evangeliarium, wobei sich ein Zusammenhang mit der altkirchenslavischen Evangeliumübersetzung zeigt, der wohl nicht auf bloßem Zufall beruht; der sprachlich höchst wichtige Clementiner Psalter, sowie die Passion Christi in der Raigerner Handschrift dürften von einem Mährer herrühren; auch mehrere Kirchenlieder und poetisch gehaltene Legenden (vom heiligen Georg, den 10.000 Kittern, von der heiligen Katharina, Barbara, Margarethe u. A.) entsprangen der religiösen Stimmung der mährischen Geistlichen. Dichterische Veranlagung zeigt auch das Krumauer Fragment von der Jugend Christi und das allegorische Streitgedicht *Spor duše s tělem* (Streit der Seele mit dem Körper), wenn auch letzterem mehr Wit und Frische nicht geschadet hätten. Von dem romantischen Epos *Alexandreis*, das dem lateinischen Vorbilde *Walters de Castilione* ziemlich selbständig nachgedichtet wurde, gibt es einzelne Fragmente, die nach Mähren hinweisen; die Übersetzungen der asiatischen Reise *Marco Polo's*, *Million*, ferner die Reisebeschreibung *John Mandeville's* haben sich ebenfalls in mährischen Abschriften erhalten. Auch der *Sequentionarius* des Schlesiens *Mag. Conrad*, von diesem mit böhmischen Glossen versehen, weist nach Mähren, wo ihn *Václav Bzenecký* abschrieb. Die Fierde dieser arbeitsreichen Periode bildet jedoch die große

Katharinenlegende von einem unbekanntem, aber frischen Dichtertalent, dessen Wiege muthmaßlich in Mähren stand und die dem Katharinencultus Karls IV. entsprungen ist. Der Kampf des hinsiechenden Heidenthums mit der siegreich vordringenden Christenheit, sinnliche Liebe und engelreine Religiosität, innigste Ergebenheit, gepaart mit heroischem Märtyrersinn, finden da trotz einiger Breiten hochpoetischen Ausdruck. Durch Vermittlung unseres erlauchten Kaisers Franz Joseph kam die einzige Handschrift dieses auch sprachlich höchst werthvollen Denkmals aus jahrhundertlangem Versteck in der Stockholmer Bibliothek mit zwei bisher unbekanntem Sammlungen vollständiger und prachtwoll ausgestatteter Bibelübersetzungen in die Heimat wieder zurück und wird jetzt im Brünnener Landesarchiv aufbewahrt.

Karl IV. wußte aber nicht nur Wissenschaft und Kunst, sondern auch das leibliche Wohl der Bevölkerung zu fördern. Wie immer und überall, hatte auch hier der gehobene Wohlstand freiere Sitten und üppigere Lebensformen zur Folge, die, durch die gleichzeitigen Verirrungen der kirchlichen Macht genährt, nachdenklichen Glaubensschwärmern und Sittenpredigern Anlaß boten, gegen dieselben aufzutreten und die Gegensätze zwischen Wirklichkeit und Ideal schonungslos hervorzukehren. Vorzüglich war es der königliche Kanzleiregistrator Jan Milic aus Kremsier, der, seinen Würden entsetzend, das böhmische Volk für reinen Glauben und strenge Sittenübung zu gewinnen suchte, in der That auch zahlreiche Anhänger und Schüler fand (unter andern den Begründer der böhmischen Philosophie und bedeutendsten Prosaisker der altböhmischen Literatur Thomas von Štítne) und so die hussitische Bewegung vorbereitete.

Die Stürme der Hussitenkriege durchbrausten Mähren ohne besonders nachtheilige Folgen. Hus' Lehre fand hier zahlreiche Bekenner, und so wurde der Boden für die spätere Brüderunität geebnet. Die böhmische Sprache gewann die Oberherrschaft in Amt, bei Gericht, in Kirche und Schule, bei dem Adel und in den Städten. Die Gerichtsstühle führten fortan böhmische Klage- und Spruchbücher (die Olmüzer und Brünnener *Knihy pühonné a nálezové*, mit dem Jahre 1405 beginnend, hat B. Brandl publicirt). Unter Georgs weiser Regierung lenkte sich der Sinn allmählig wieder den Wissenschaften und Künsten zu. Mähren bietet von da an ein herzerfrischendes Bild. Den Ruhmesreigen der großen Geister eröffnet Herr Ctibor Tovačovský von Cimburk, der Sohn des mährischen Landeshauptmanns Jan Tovačovský von Cimburk und später selbst Landeshauptmann von Mähren und oberster Kanzler von Böhmen. In seiner Person vereinigen sich alle Vorzüge eines umsichtigen Staatsmanns, tapferen Kriegers, opferwilligen Förderers des geistigen Lebens und bezaubernden Gesellschafters. Von Georg, dann wieder von Vladislav und Matthias Corvinus mit fast königlicher Macht ausgestattet, wird er von allen als „Born der Weisheit“ angesehen: er findet in der That bei seiner



Otom nayposles zanjimi zawlsemí gela
gest panij Pycha/magjtz pod sebū hynstt bījly/prjtlis bugny klusawy na
niemz byla vzdá zlatta/Krumperskym dylem dclaná/a vdiela zlatta/wsse
chny okrajky třepce zlattnymi a čerwenými mistrnými obložené/Kamenj na čele okolo
všj/y na koncych otiežj welikých znaydrážssých gmen/Karbuntuluow/Rubinuow
Zafiruw/y perel/Strimemistie nanjch plechowé zlattij. a tymz kamenjím ozdobené
strimeny zlatte/těz perlami a kamenjím ozdobené/potom přikrytj na sedlo zlattohla
wu/čtvernasob zlattohlaw na zlattohlawu/a wssecky fraginy okolo mnohými perla
mi a krumpowané/a wtom wždy na tři prsty/kamen gedet od druheho wsazeny/Pos
chwy na zadku Konie wtyz pripravie/yako vzdá a prsofyny/podkowany Kuon mie
la Strjbrnymi podkowami: Ale sama naniem sedla/na své hlavie korunu magij
cy mjestem mnohých wtipuwow rzemesla ozdobenj/a tež kamenjím naydrážssjím/a
perlami/wtom rzemesle okrašené: Potom na hrdle hrdelná obruc/tež weliká boha
tosti kamenj a zlatta/a přesto rzetiez zlaty třj Tisjtz zlattych wáhy: Suknie wssecka
z naydrážssyho Sfarlatu/rozličnym kowaničkem zlattnym a perlami/s kamenjím kwie
ty práwie podobenstwj zelin wdclaná a krumpovaná/a wessek podobel/tež y obogel
y okolo rukawuwow/y okolo rozporukuwow sšyrokych premuwow šitých perel/welikosti a
kamenj mezy to wsazeny/a dlubosi pobolka třj sahj wzdělj/štrawjce zlatte nestu
pé/a ostrohy tež z zlatta mnoheho bohatst wj/Na rukau množstwj prstenuow/a za
pona na lewem prstu/a na rukawie naywjetšj bohatstwj: A potom podle koňe

vielseitigen Beschäftigung noch Zeit, der Schriftstellerkunst obzuliegen. Als Utraquist verfaßte er 1469 ein König Georg gewidmetes allegorisches Gedicht *Hádání Pravdy a Lži*, wo er seine Confession (als „Wahrheit“ personificirt) den Sieg über die katholische Kirche („Lüge“) davontragen läßt. Im Jahre 1481 schrieb er auf Drängen der Stände die *Knihá Tovačovská*, ein Werk, in welchem er die alten Sitten, Gebräuche, Rechtspflege, die Verhältnisse der Bauern, Städter, Leibeigenen, Kriegs-, Kirchen- und Landrecht u. s. w. behandelte und durch das er sich Volkloristik, Rechtswissenschaft und Culturgeschichte zu ungemeinem Danke verpflichtet hat. Das Buch regte später den ausgezeichneten Kenner des heimischen Rechtes *Etibor Drnovský* von *Drnovitz* zur Nachbildung an, wodurch um das Jahr 1540 dessen *Knihá Drnovská* entstand. Vor *Tovačovský* von *Cimburk* hatte der Brevnover Mönch *Jan* von *Holeschau* eine interessante Sammlung der Weihnachtsgebräuche veranstaltet; nach ihm hat der Kremstierer Bürger *Jan* *Mirotický*, der auch ein Werk über die Türken übersetzte, seiner böhmischen Ausgabe der „Rechtsgebräuche und Gewohnheiten aller Völker“ von *Aubanus* eine interessante ethnographisch-folkloristische Abhandlung über Böhmen und Mähren beigelegt. Durch *Etibors* Zuthun wurde die lateinische Sprache in der Landtafel durch die böhmische ersetzt (1480); er selbst führte die Correspondenz mit der Hofkanzlei und den Ständen hauptsächlich in böhmischer Sprache, wodurch dieselbe natürlich an Feinheit und Eleganz gewann. Die Correspondenz des *Abels*, namentlich der *Sternberge*, der *Waldsteine*, *Fernsteine* u. A. aus dem XV. und XVI. Jahrhundert gehört zu den schätzbarsten Denkmälern des böhmisch-mährischen Schriftthums.

Aber auch nach Mähren war aus Italien der Humanismus und mit demselben das Studium der altclassischen Sprachen gebracht worden. Dieses fand einen besonders eifrigen Förderer an dem mährischen Oberlandeskämmerer *Ladislav* von *Bozkovitz*, der seiner Schloßstadt *Trübau* den Ehrennamen eines mährischen Athen erwarb. Von *Trübau* ging der Ruhm auf *Olmütz* über, welches der Bischof *Stanislaus* von *Thurzo* (1497 bis 1540) zum Hauptsitze gelehrten Sinnens und Trachtens umwandelte. Hier lebten und wirkten die Mitglieder der *Sodalitas Danubiana* und Domherren *Andreas* *Etibor*, *Augustin* *Olomucensis* (*Käsebrod*), *Johann* von *Zvole*, ferner der Propst *Wenzel* von *Wihartitz*, der nachmalige Bischof *Johann* *Dubravius* (1542 bis 1553) und viele Andere. Die lateinische Sprache gewann so wieder an Boden, stieg sogar in manchen Kreisen zur Modersprache empor und drang auch in bürgerliche Familien ein. Es gehörte zur guten Sitte, Familienereignisse durch lateinische Dichtungen feiern zu lassen. Das böhmische Schriftthum trat dadurch auf katholischer Seite in den Hintergrund oder galt nur als Mittel zur Pflege des Latein. So übersetzte *Dubravius* die *Chronik* *Václav* *Hájek*s von *Libočan* ins Lateinische und der Bischof *Stanislaus* *Pavlovský* die berühmte diplomatische

Sendung des Herrn Lev z Kožmitálu an die europäischen Höfe voll köstlicher culturhistorischer Details. Der letztere machte sich aber auch um die böhmische Literatur dadurch verdient, daß er dem verbannten Polen Bartholomäus Paprocký z Hlohól a Paprocké Büle ermöglichte, die erste mährische Adels- und Landesgeschichte zu verfassen (in böhmischer Bearbeitung unter dem Namen Zrcadlo markrabství moravského in Olmütz 1593 erschienen), die trotz zahlreicher Mängel viel benützt und von Chr. Pfeifer ins Deutsche übersetzt wurde.

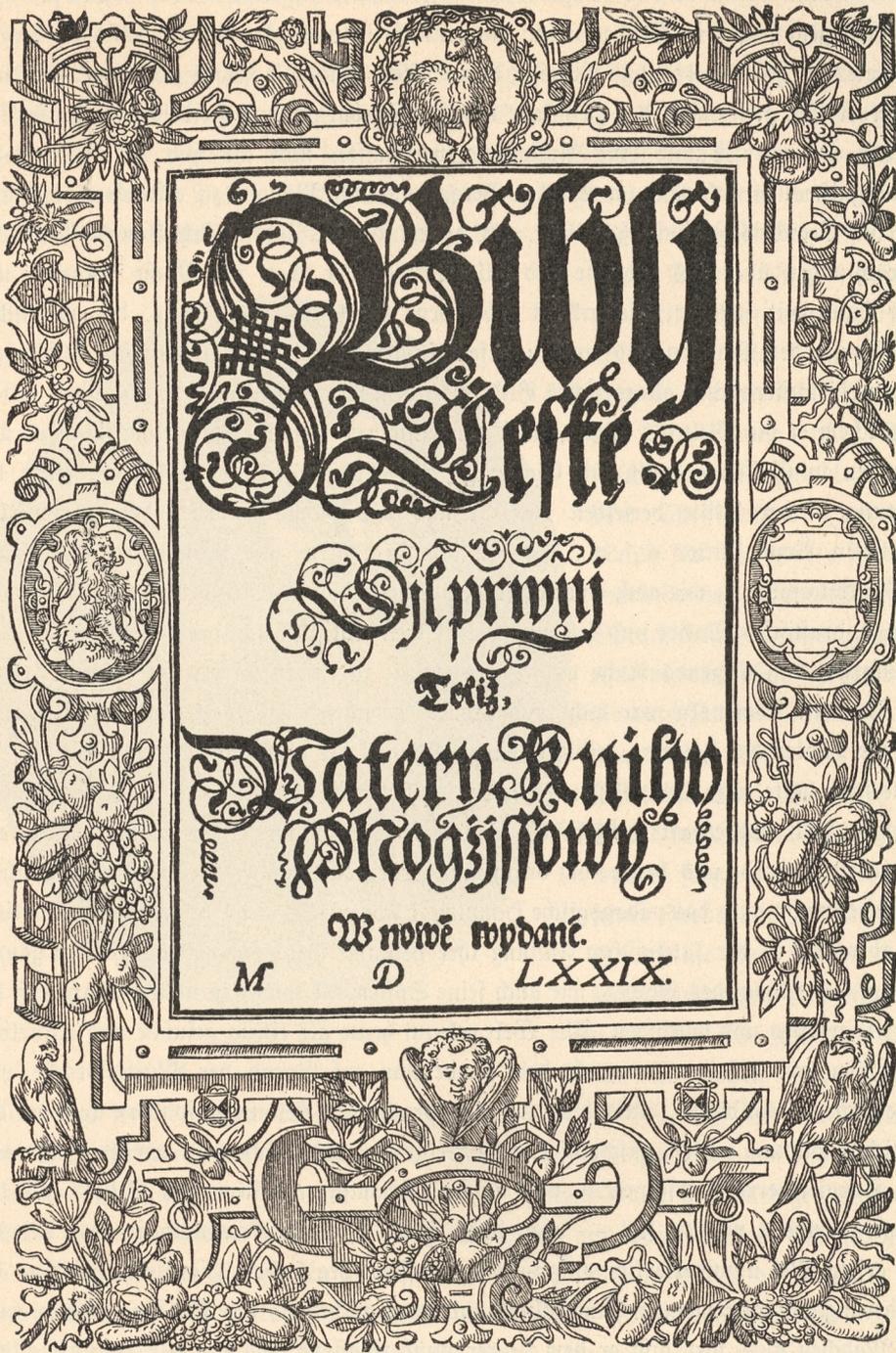
Während der Humanismus bei uns einen katholischen und gewissermaßen aristokratischen Charakter trug, kennzeichnet die gleichzeitig mit ihm auftretende Brüderunität ein reformatorischer und demokratischer Zug. Aus dem Schoße des Volkes emporgewachsen, um wenigstens die religiösen und sprachlichen Erfolge der Hussitenkriege zu retten, sucht und findet sie ihre Hauptstütze wieder im Volke, wengleich auch zahlreiche Mitglieder des Adels derselben beitraten. Da sich die Unität neben altchristlicher Einfachheit, strengster Sittenreinheit und friedfertiger Arbeitsamkeit die Pflege der böhmischen Sprache zur Aufgabe gestellt hatte, errichtete sie überall Schulen (zu Eibenschitz, Kralitz, Namiescht, Groß-Meseritsch, Lule, Chropin, Prerau, Leipniz, Weißkirchen, Ungarisch-Brod u. a.), wie auch zahlreiche Buchdruckereien und gestaltete sich so gleichsam zu einer Corporation von Lehrern, Priestern, Schriftstellern und Buchdruckern. Natürlich wollten weder die Utraquisten, noch die Katholiken (diese namentlich seit der Einführung des Jesuitenordens durch den Olmützer Bischof Wilhelm Prusinovský 1566) hinter ihnen zurückbleiben. Durch diesen Wettstreit gelangte das Schulwesen, von Mag. Bacháček mit einem ausgezeichneten Reglement versehen, zu nie dagewesener Blüte, welche für die Weiterentwicklung der böhmischen Sprache und Literatur vielverheißend war, obzwar in den Schulen die lateinische Sprache den Hauptgegenstand bildete und es keine Macht gab, die den Bestrebungen Bacháček's den nöthigen Nachdruck verliehen hätte.

Eine Anzahl von Namen und Schriften meist religiöser, geschichtlicher und polemischer Natur, deren Aufzählung wir uns wohl ersparen dürfen, füllt von nun an durch das ganze XVI. und den Anfang des XVII. Jahrhunderts die mährische Literaturgeschichte, aber philosophische Tiefe oder poetischer Schwung ist den meisten fremd. Es mögen bloß die für die Culturgeschichte des Landes wichtigen Gedendblätter Heinrich Praksický's von Zástřizl und seines Sohnes Georg, der Briefcopiar Albrechts von Konitz mit werthvollen Notizen über die mährischen Brüder, der Commentar zur Landesordnung von Ambros Sixt von Ottersdorf, der auch die Autobiographie Kaiser Karls IV. böhmisch herausgab, ferner die Sammlungen der Klage und Spruchbücher des Brünnener Landrechtes von Jan Humpolecký z Rybenska und die von Smil Djořský von Doubraviz aus den Jahren 1575 bis 1612, endlich auch die Landtagsbücher, welche auf Beschluß der Stände seit

dem Jahre 1530 geführt wurden, erwähnt werden. Nur die Brüder schafften Dauerndes auf dem Gebiete des Kirchenliedes und finden Übersetzer bei den Deutschen. Das Beste ward wohl im Šamotuler und Eibenschitzer Cancionale geleistet, dem Werke Jan Blahoslavs, eines der gebildetsten Männer des Jahrhunderts (1524 bis 1571). Dieser, von Geburt ein Prerauer, holte sich die erwünschte Bildung an fremden Universitäten und erwies dann als Archivar, diplomatischer Vertreter und endlich Bischof, sowie auch als Schriftsteller der Unität unschätzbare Dienste. Eine gründliche Geschichte derselben, besonders ihre Anfänge beleuchtend, eine Lebens- und Leidensgeschichte des erst durch die Fürsprache der Philippine Welser aus fünfzehnjähriger Gefangenschaft erlösten Liederdichters und Bischofs Jan Augusta, eine reichhaltige Grammatik mit vielen dialectischen, archaisischen und phrasistischen Streiflichtern (*Grammatika česká*, nach der im Theresianum befindlichen Handschrift herausgegeben von Grabil und J. Sireček), welche durch das grammatische, ebenfalls in Mähren verfaßte Erstlingswerk eines Beneš Dptát und Peter Gzel veranlaßt wurde, das sind neben der musterhaften Überetzung des Neuen Testaments aus dem Griechischen und einem Entwurf der quantitirenden Prosodie für die böhmische Poesie wohl die bedeutendsten von den 28 Schriften Blahoslavs.

Durch die letzterwähnte Überetzung legte Blahoslav den Grundstein zu dem unsterblichen Hauptwerke der Brüder, zur Kralitzer Bibel, welche unter der Patronanz des Herrn Johann von Žerotín von tüchtigen Fachmännern (an der Überetzung des alten Testaments aus dem Urtext, den sie mit allen anderen verglichen, arbeiteten sechs Mährer) mit ausgezeichnetem Commentar in den Jahren 1579 bis 1593 in sechs Bänden zu Kralitz herausgegeben wurde. Diese Bibel galt fortan als Canon sprachlicher Reinheit und Eleganz und obwohl eifrig verfolgt, besonders in den Zeiten der Gegenreformation, hat sie sich bis auf den heutigen Tag im Volke in vielen Exemplaren erhalten.

Neben dem Vater Johann entsproß aus dem Geschlechte der Žerotíne namentlich in dessen Sohne Karl von Žerotín dem Lande Mähren ein Mann von unsterblichem Ruhme. Zu Brandeis in Böhmen 1564 geboren, war derselbe mit den Schicksalen Mährens aufs innigste vereinigt, er leitete sie in den schwierigsten Zeiten mit sicherer und kundiger Hand. Er führte das Schwert gleich ausgezeichnet wie die Feder und seine Schriften, meist juridischen und historischen Inhalts, zeigen in dem gehaltvollen, markanten und feinen Stile den ganzen Mann, während wieder seine Briefe (3 Bände, herausgegeben mit Hilfe des mährischen Landesauschusses vom Landesarchivar B. Brandl) uns sein Herz erschließen. Da spricht aus jeder Zeile der treue Patriot, weltkundige Menschenfreund, liebevolle Ehegatte und Vater und der sorgsame Großgrundbesitzer. Seinem Glauben treu ergeben, war er der einzige, auf den sich das Ausweisungsdecret König Ferdinands II. nicht bezog, da er trotz aller Lockungen und Drohungen treu stand zu dem Habsburg'schen Herrscherhause



Titelblatt der „Kralický Bible“ (1579).

und von dem Aufstande 1618 abgerathen hatte. Thatkräftig trat er auch immer für seine Glaubensgenossen, die Brüder, ein. Namentlich war es der junge Johann Amos Komenský (geboren 1592 zu Nivnič), dem er seine huldvolle Gunst zutheil werden ließ, indem er ihm gleich nach der Heimkehr von der Herborner und Heidelberger Universität an der Prerauer Schule eine Anstellung verschaffte, und als sich die Folgen der verhängnißvollen Schlacht am Weißen Berge auch auf Mähren zu erstrecken begannen, ihm auf Brandeis Zuflucht gewährte. In diesem Versteck konnte sich Komenský ernstern Betrachtungen über das ruhelose und eitle Treiben der Welt mit Muße hingeben und schuf dann mit seltener Dichterkraft nebst dem *Centrum Securitatis*, der metrischen Übersetzung der Psalmen und einigen tiefempfundenen Erbauungsstücken als 30jähriger Mann ein unsterbliches allegorisches Bild unter dem Namen *Labyrint světa a ráj srdec*, in welchem er die Welt als Stadt, nach den einzelnen menschlichen Beschäftigungen und Ständen in Gassen getheilt, mit Eingangs- und Ausgangsthoren und einer Burg der Fortuna in der Mitte derselben darstellt und das damalige Leben der Handwerker, Gelehrten, Ärzte, Ritter u. s. w., das kirchliche, Soldaten- und Rechtsleben auf Grund von Selbsterfahrung wie auch einer ähnlichen Schrift Joh. Val. Andraeens mit köstlichem Humor, drastischer Satire und seltener Plastik treu realistisch schildert, dabei die Tendenz verfolgend, daß nirgends Ruhe und Zufriedenheit zu finden sei als im eigenen Herzen und in Gott. Komenský war nicht undankbar. Er schrieb ein Werk über den Ursprung und die Thaten der Žerotine, widmete seinem Gönner die mährische Alterthumskunde, die er verfaßt hatte, und dem Neffen desselben Velen von Žerotín eine geographisch und kartographisch musterhaft ausgeführte Landkarte von Mähren, die dann fortwährend nachgedruckt wurde und heute noch durch ihre Präcision Staunen erregt. Auf heimischem Boden erwuchs auch das pädagogische Hauptwerk Komenskýs, seine böhmischen *Didactica*, die aber erst in der lateinischen Fassung ihre heilsame Sendung vollzogen. Den ganzen Gedankenreichthum des Buches, wie auch seine Systematik konnte in vollem Maße erst die Neuzeit erfassen und würdigen. Alle Welt erkennt heute als einzig gesunde und natürliche Principien an, daß der Unterricht dem Kinde nur auf Grund der Muttersprache und einheitlicher Schulbücher, nicht blos um der sprachlichen Kenntniß, sondern auch um der sachlichen Bildung willen, anschaulich, vom Bekannten und Leichten zu minder Bekanntem und Schwierigerem fortschreitend und unter gleichmäßiger Pflege des Geistes wie des Körpers ertheilt werden soll — eben diese Grundsätze hat Komenský in der Didaktik zum ersten Mal unwiderleglich und zusammenfassend begründet. Hier auch sprach er die Forderung der allgemeinen Schulpflicht und zwar nicht nur für Knaben, sondern auch für Mädchen aus, hier gibt er dem Lehrer unübertroffene und für alle Zukunft gültige Weisungen. In dem *Informatorium školy mateřské*, das er aber schon im Exil schrieb,

regt er der erste die Errichtung von Kindergärten an und weist auf die große Erziehungsaufgabe der Mutter hin; in der *Janua linguarum reserata*, die sogar ins Türkische, Arabische und Mongolische übersetzt wurde, und später im illustrierten *Orbis pictus* öffnet er das Thor zur leichten Erlernung fremder Sprachen und liefert den Lernstoff des Realwissens. Er verfaßte auch selbst die gewünschten Schulbücher, reformirte persönlich das Schulwesen in Polen, Deutschland, Schweden, Ungarn, Holland und verlegte dabei der lateinischen Schulsprache den Todesstoß. Aber Komenskij's Gedankenflug blieb nicht



Amos Comenius.

bei der Schule stehen, er faßt die großartige Idee, alles damalige Wissen in eine Pansophie zu ordnen, er erstrebt die Einigung und Versöhnung aller Con-
fessionen, will sogar die Türken dem Christenthum gewinnen, kämpft für den ewigen Frieden, bearbeitet den ganzen böhmischen Sprachschatz zu einem grammatisch-phrasistischem Wörterbuch (*Poklad jazyka českého*), das aber leider sowie der größte Theil der Pansophie durch den Brand von Lissa 1656 vernichtet wurde, sorgte als wahrer Hirt seiner Herde um die leiblichen Bedürfnisse der Unität durch Geldsammlungen, Empfehlungen u. a., um die geistigen durch ein Cancional, eine Bibel-

concordanz, sowie andere Erbauungsbücher, und als er sah, daß ihn das Schicksal zum letzten Brüderbischof bestimmt hatte, ließ er, da jede Hoffnung der Rückkehr ins Vaterland verschwunden war und so die Unität zerfiel, einen denkwürdigen Klageruf ertönen (*Křást umirajici matky, Jednoty bratrské*) und verabschiedete sich gleichsam von der Welt in der Schrift *Unum necessarium*. Endlich fand der als Dichter und Denker, Pädagog und Philosoph, Theolog und Philolog, Lehrer und Schriftsteller, wie auch als Dulder und Humanist gleich große Mann, der trotz seiner Verbindungen mit den bedeutendsten Gelehrten der Welt und, obzwar von Parlamenten, Fürsten und

Staatsmännern gesucht, dennoch wie ein zweiter Aristides lebte und das irdische Glück fast nur dem Namen nach kannte, nachdem er sich den Ehrentitel eines praceptor mundi erworben, nach 78jährigem, in steter Arbeit, Sorge und Wanderung verbrachtem Leben — fern von der geliebten Heimat — in dem gastlichen Amsterdam im Jahre 1670 die ewige Ruhe. Die 40 böhmischen Werke, die er neben den etwa 100 anderssprachigen geschrieben hatte, werden durch die Classicität der Sprache, wie durch ihren werthvollen Inhalt zu allen Zeiten der böhmischen Literatur zur schönsten Zierde gereichen und den Ruhm des großen Mährers laut verkündigen.

Neben den Jerotins sehen wir noch das Geschlecht der Bernsteine durch besondere Förderung jedes geistigen wie auch materiellen Fortschritts hervorleuchten. Schon der mährische Landeshauptmann Wilhelm von Bernstein (gestorben 1524), dem an Reichthum kein anderer Herr in Böhmen und Mähren gleich und der durch seine religiöse Toleranz wie durch seine industriellen Unternehmungen einen durchaus modernen Geist verrieth, hat in seinen Briefen unsterbliche Zeugen seiner großen und edlen Seele und Muster stilistischer Vollkommenheit hinterlassen. Bratislav von Bernstein (geboren 1530 zu Groß-Meseritsch) hat sich den Namen eines Mäcenas der Künste und Wissenschaften erworben. Albrecht von Bernstein (geboren 1532), ein Anhänger Luthers und unerbittlicher Gegner der Brüder, trat für seinen Glauben auch literarisch ein, indem er ihn in zwei böhmischen Schriften vertheidigte, welche wieder eine Entgegnung des berühmten Prerauer Brüderbischofs Matthias Cervenka hervorriefen. Cervenka, ein geborener Böhme aus Celakovic, gehörte seiner literarischen Thätigkeit nach dem mährischen Lande an und starb auch da zu Prerau (1569). Mit Blahoslav in steter Verbindung, lieferte er mehrere Beiträge zur Brüdergeschichte, übersetzte trefflich die Psalmen, dichtete einige Kirchenlieder und sammelte — was wohl für jene von theologischen Streitigkeiten durchwühlte Zeit ziemlich überraschend ist — die Sprichwörter des Volkes. Eine andere Psalmenübersetzung, ebenfalls metrisch, rührt von dem Leiter der Weißkirchener Brüdergemeinde Georg Streyc (geboren in Hohenstadt) her, der auch einen rhythmischen Sittenpiegel für Kinder, eine ähnliche Schrift für Frauen und Gatten und mehrere theologische Bücher erscheinen ließ.

In dem Meere der confessionellen Streitschriften auf naturgeschichtliche und medicinische Werke zu stoßen, blieb erst der Rudolfinischen Periode vorbehalten. Es sind allerdings nur Bearbeitungen, die der Universitätsprofessor und Leibarzt König Rudolfs II. Adam Huber von Hysenpach (geboren in Groß-Meseritsch 1546) unternahm, aber die Zeitgenossen wußten ihm für die böhmische Ausgabe des Herbariums Mattioli's und des Gesundheitsregiments von Rangovius Dank. Auch sein astronomischer Kalender und seine „Hausapotheke“ zeugen von bedeutenden Fachkenntnissen und von Sinn für die

allgemeinen Bedürfnisse. Matouš Philomathes Dačický, für seine lateinischen Gedichte von Rudolf II. zum poeta laureatus ernannt und für seine Verdienste zum Ritter geschlagen (als Walkenberger von Walkenberg), schrieb über die Bedeutung der Sonne, über die Fruchtbarkeit der Frauen und über den „wunderbaren Bau der menschlichen Glieder im Körper“, konnte aber dabei theologischen und moralischen Schriften nicht völlig entsagen.

Im XVII. Jahrhundert nimmt die geistige Bewegung im Lande einen katholischen Charakter an. Nach den Ausweisungsdecreten König Ferdinands II., die natürlich auch Tausende der gebildetsten Familien Mährens betrafen, wurde kein Andersgläubiger mehr im Lande geduldet. Die akatholischen Bücher fielen der Vernichtung anheim (darin hat sich namentlich der aus Böhmen stammende Jesuit P. Drachovský, der Autor einer böhmischen Grammatik [Olmütz 1660] hervorgethan), oder wurden in die Klosterbibliotheken gebracht. Das nationale Bewußtsein schlummerte allmählig ein, die böhmische Sprache wich der deutschen. Zur Wiederbelebung des historischen Sinnes trugen einigermaßen nur die geschichtlichen Bücher bei und dieses Verdienst muß hauptsächlich dem Prager Domschranken Wenzel Pešina zuerkannt werden, den man deshalb den Vater der mährischen Geschichtschreibung nennt. An der mährischen Grenze zu Počátek 1629 geboren, ließ er sich von dem patriotischen Jesuiten und Geschichtsschreiber Bohuslav Balbin Edlen von Škornitz, der selbst an den Gymnasien zu Brünn und Olmütz gewirkt hatte, für die mährische Geschichte gewinnen und veröffentlichte als erste Frucht seiner Studien, bei denen ihm die Städte (Brünn an der Spitze), Klöster, Stände, vornehmlich das reichste Archiv Mährens, das der Herren von Lipá, bereitwilligst ihre Schätze zur Verfügung gestellt hatten, den Prodrumus Moravographiae, Předchůdce Moravopisu (1663), wo er in chronologischer Ordnung die politischen und kirchlichen Schicksale Mährens bis zum Jahre 1658 entrollt. Es gelang ihm, das Interesse für die Vergangenheit des Landes dermaßen wachzurufen, daß ihn die Stände zum ersten Landeshistoriographen erwählten. Dem Prodrumus folgte im Jahre 1677 der I. Theil des Mars Moravicus, eine Darstellung der kriegerischen Begebenheiten Mährens mit hier und da eingeflochtenen culturellen Daten bis zum Jahre 1526. Doch sollte es zur Herausgabe des II. Theiles nicht kommen; vermuthlich wollten die Stände der Schilderung des böhmischen Aufstandes und seiner Folgen vorbeugen. Auch die musterhafte böhmische Übersetzung der mährischen Verneuertten Landesordnung von Jan Romínek von Engehaus, 1632 in Eibenshitß geschrieben, ist hier zu erwähnen.

Seither blieb die Geschichte Mährens nicht mehr brach liegen. Der Jesuit P. Johann Obitechý, der unermüdete Verbreiter des Mariencultus und der Wallfahrten, Math. Bolesluchý, ein Freund Pešina's, der Trebitscher Stadtschreiber Mikolaus Bisatto u. s. w.,

besonders aber auch P. Johann Georg Strědovský (geboren zu Krumau 1679), „der mährische Hájek“, suchten ihren Ruhm auf diesem Felde. Der letztere schrieb fast ausschließlich lateinisch und zog die Linie zwischen Wahrheit und Dichtung nicht allzu genau, aber er verfolgte doch wissenschaftliche Ziele. Die Mehrzahl der übrigen Schriftsteller des XVII. und XVIII. Jahrhunderts dagegen (im Ganzen 60), unter denen die Mitglieder des Jesuitenordens die Oberhand behielten, hatte bloß die religiösen Bedürfnisse des Volkes im Auge. Umsonst späht der forschende Blick nach einer erquickenden Dase höherer wissenschaftlichen oder poetischen Schaffens. Ein Kosmus Kroměřížský, der das erste böhmische Buch nach dem dreißigjährigen Kriege herausgab (Wallfahrtenlieder) oder der poeta laureatus P. Thomas Želtněk können dem heutigen Leser nur ein mitleidvolles Lächeln abgewinnen.

Erst die durch Maria Theresia und ihren Sohn Josef II. geförderte Schulbildung, die religiöse Toleranz und die Entlastung des Bauers rüttelten im Verein mit der eben zum Durchbruch gelangenden Nationalitätenidee das Volk aus hundertjähriger Lethargie empor, während sonst der fieberhafte Geisteskampf des Abendlandes an demselben fast spurlos vorüberging. In erster Reihe machten sich die Priester um das Wiedererwachen des böhmischen Volkstums verdient, wobei mehr denn je zwischen Böhmen und Mähren eine geistige Transfusion platzgreift. Die erste Sorge galt neben der Belebung des geschichtlichen Bewußtseins der Sprache; man fühlte unbewußt, daß die Nation als solche mit der Sprache steht und fällt. Maria Theresia war diesen Bestrebungen nicht abhold. Ehe noch der aus Holeschau gebürtige nachmalige Custos der Olmüger Universitätsbibliothek und Professor der böhmischen Sprache an der dortigen Staatsakademie Johann Alois Hanke Edler von Hanckenstein seine Stimme zur „Empfehlung der böhmischen Sprache und Literatur“ (1782) erhoben hatte, errichtete sie eine Lehrkanzel derselben an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt und auf dessen private Anregung eine solche auch an der Wiener Universität (1775) und berief an die erstere den Mährer Josef Valentin Zlobický (1741 zu Belehrad geboren), der sich durch tüchtige grammatische, literarhistorische und juridische Schriften die Freundschaft der bedeutendsten Prager Gelehrten erwarb. Als dann Zlobický die Wiener Kanzel übernahm, wurde nach Neustadt der aus Steiermark gebürtige, aber in Mähren erzogene P. Maximilian Šimek berufen, der aber in seiner böhmischen Grammatik sich in Neuerungen und Zügellosigkeiten gefiel, die den genialen Begründer der Slavistik Josef Dobrovský zu einer böhmischen Abwehr (1791) und der deutschen Schrift: Über die Bildsamkeit der slavischen Sprache (1799) veranlaßten, durch welche der Sprachstümperei Šimeks und seiner Genossen ein jähes Ende bereitet wurde.

Dobrovský's Lebensschicksale sind eng mit Mähren verbunden. In Brünn trat er in den mährischen Landes-Jesuitenorden, in Hradisch bei Olmütz wirkte er als Rector des

josefinischen Priesterseminars, regte da durch mächtige Geistesfunken die Gemüther der Zöglinge an und war 1786 bis 1790 wieder in Brünn; hier hauchte er seinen großen Geist aus und fand auch die letzte Ruhestätte (1829). Sein Lehrgebäude der böhmischen Sprache, seine Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur, beides bahnbrechende Arbeiten, sowie auch die Abhandlung über Cyrill und Method u. a. berühren Mähren ebenso wie Böhmen.

Was Dobrovský für die böhmische Sprachforschung, das wurde Franz Palacký (geboren 1798) für die böhmische Geschichtsschreibung: der geniale Wiederhersteller des unter dem Schutt hundertjähriger Irrthümer und Vernachlässigung liegenden herrlichen Baues der Heimatsgeschichte. Nach dem Tode Dobrovský's, dem er einen würdigen Nachruf gewidmet hatte, übernahm er die Aufgabe, die phantastischen Sprachneuerer in Mähren: Vincenz Ziaf, Kaplan zu Brünn, und Franz Trnka, Lehrer der böhmischen Sprache daselbst, beide geborene Böhmen, welche aber die volleren Formen der mährischen Mundarten aus subjectivem Wohlgefallen durch ihre grammatischen und poetischen Arbeiten (Ziaf hat unter anderem Tasso's „Befreites Jerusalem“ übersetzt) in die Schriftsprache einbürgern wollten, zu bekämpfen. Seine kleineren ästhetischen, kritischen, sprachlichen und politischen Schriften benannte er nach dem über seinem Geburtsort Hohenendorf (Hodslavice) bei Neutitschein thronenden Radhošť und leitete dieselben mit einer schwungvollen Ode auf den sägenumrauschten Berg ein, natürlich in antikem Versmaß, das er in einer besonderen Schrift mit Šafařík erfolgreich verfocht. Wie die ganze Nation Palacký als „Vater des Volkes“ lobpreist, so sieht seine engere Heimat in ihm ihren nach Komenský zweitgrößten Sohn, obwohl beiden beschieden war, außer Mähren zu wirken und zu sterben. Auch die aus seiner Feder stammende Biographie Komenský's, die erste böhmische Ehrenrettung desselben, zeugt von geistiger Verwandtschaft der beiden.

Nest sollte auch die Naturwissenschaft ihren Förderer finden. Es war dies der Buchlauer Graf Friedrich Berchtold. Er selbst hat zwar nur wenig geschrieben (und dies erschien in der Prager Revue Krok), aber der berühmte böhmische Naturforscher Svatopluk Breßl, der einige Jahre zu Olmütz als Professor an der Akademie zubrachte, verdankt ihm die Herausgabe seiner groß angelegten botanischen Werke.

Auch die Poesie stellte sich bereitwilligst in den Dienst der nationalen Wiedergeburt. Freilich waren ihre Fittige anfänglich noch matt. Die Dichter hatten guten Willen, aber geringe Begabung. In Weißkirchen gab der vielseitig gebildete pensionirte Stabsarzt S. H. Galas seiner Vaterlandsliebe unter anderem auch durch die *Musa Moravská* Ausdruck, eine Sammlung von idyllischen, religiösen und patriotischen Gedichten; in Brünn dichtete und übersetzte fleißig (aus Lessing, Gresset, Andrée u. a.) der Piarist und Professor

Dominik Rynský, in Trebitsch war ein anderer gewandter Übersetzer und Fabeldichter, Professor Josef Chmela geboren, und daneben ließen sich auch Thomas Frýčaj, J. B. Štěpnička, J. Sychra u. A. vernehmen. Dauernde Bedeutung erwarb sich unter allen bloß Franz Sušil (geboren 1804 zu Neu-Kaußnitz, gestorben zu Bystřiz a. S. 1868, begraben zu Brünn). Seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit erweckte bald die Aufmerksamkeit des vorgefetzten Bischofs und dieser berief ihn zur Professur an die theologische Anstalt nach Brünn. Wie die allverjüngende Maisonne rief er nun überall Leben hervor, wo die Strahlen seines Geistes hinfielen. Seine Uebersetzung der heiligen Schrift ist ein Werk von hohem inneren und großem sprachlichen Werthe. Er übersetzte gleich ausgezeichnet die heiligen Väter wie die heidnischen Dichter (Dvid, Horaz, Catull) und bereiste jahraus jahrein das Land, um die schwindenden Überreste des Volksliedes zu retten, wobei ihm sein feines musikalisches Gehör und die genaue Kenntniß der Mundarten ungemein zugute kamen. Er schrieb auch Originaldichtungen, von denen namentlich einige Legenden und Sonette zähe Lebensfähigkeit beweisen. Er verwerthete die Resultate des in Böhmen unterdessen ausgefochtenen Kampfes um die Rechte der quantitativen und accentuirenden Prosodie und lehrt in seinem prosodischen Büchlein beide Versmaße. In die empfänglichen Herzen seiner Schüler streute er den edelsten Samen begeisterter Liebe zur Arbeit und Muttersprache aus und das Distichon:

Církev a vlast, ty v mojich milují sestersky se řadrech :

každá půl, každá má moje srdce celé.

(Kirche und Heimat, sie lieben im Busen einander wie Schwestern:

Ganz hat jede mein Herz, jeder gehört es zur Hälfte'),

das auch sein Grabmonument ziert, wurde zum Losungswort der ganzen jüngeren Priester-generation.

Die literarische Idylle Mährens endet mit dem Jahre 1848. Der frische Luftzug der Freiheits- und Constitutionsideen durchwehte auch Mähren, ja, dieses wurde zum unmittelbaren Schauplatz ihrer Kämpfe, indem der Reichsrath seine Tagungen nach Kremsier verlegte und der Kaiser Olmütz durch längere Anwesenheit beehrte. Es schossen zahlreiche Zeitschriften empor und verschlangen alle literarischen Kräfte. Dhéral und Klácel redigirten den Týdennik, Klácel und Šembera die vom Lande verlegten Moravské Noviny, Johann Helcelet gab die Holomoucké Noviny, Dhéral und Rozehnal die Moravské Nár. Noviny, M. Brocházka den Hlas und Arthur Baron Königshbrunn mit P. Bečák und J. Lyska den Cyrill a Method heraus. Da aber die Zeitungen bald wieder eingingen, wurde unter Sušils Beistand für die Bildungsbedürfnisse des Volkes durch die Gründung der Heredität des heiligen Cyrill und Method und für die der gebildeteren Kreise durch die Matice Moravská vorgesorgt. Die beiden Vereine äußerten ihre

Thätigkeit durch Herausgabe von selbständigen Büchern, aber auch durch die Kalender Moravan (1851 bis 1871) und Koleda (1851 bis 1858), welche von den namhaftesten Schriftstellern Beiträge brachten und so die folgenden geistigen Hungerjahre mit Ehren ausfüllten. Der Augustinermönch Fr. Math. Klácel, der in den Dreißiger-Jahren durch seine *Lyrické básně* voll hoher Gedanken die Jugend entzückte und in den Vierziger-Jahren durch philosophische Studien über das Gefühl und den Verstand, über die Sprache, über das Gute u. a. allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, kleidete nur noch im Jahre 1848 das altdeutsche Thierpos Keinecke Fuchs in böhmisches Gewand um und tauschte dann die Feder gegen den Lehrstuhl ein. Der Oberrechnungs-rath im Handelsministerium Vincenz Furch verstummte auch alsbald, nachdem er die Blicke des Volkes durch feurige Lieder zu dem poetischen Hosteinberge gewendet und in anderen Gedichten neben altnährischen Motiven auch die Kämpfe in Polen und Ungarn besungen hatte.

Erst die Sechziger-Jahre führten in Folge der constitutionellen Umgestaltung der Monarchie und der damit verbundenen Heranziehung des Volkes zur directen Theilnahme am öffentlichen Leben einen Umschwung der Verhältnisse herbei. Insbesondere loderte das nationale Bewußtsein im ganzen Lande hell auf, als die Feier der tausendjährigen Ankunft der Apostel Cyrill und Method (1863) herannahte. Da rückte Belehrad und die ganze glorreiche Vergangenheit aus dem Schatten des Vergessens wieder in den Vordergrund, sein Zauber verband sich mit dem des Hostein und nahm alle Herzen von nun an für die beiden Ruhmestätten ein. Die zahlreichen Festschriften und Lobgedichte (so das große Werk Dr. Johann Bilh's, die Schriften Pluskals, die Streitschriften Brandls und Beda Dudíks um die Lage Belehrads, die Gedichte Balcáreks, Soukup's, die Compositionen Krízkovský's u. s. w.) verbreiteten sich über ganz Mähren und drangen bis in die entlegensten Orte. Immer weitere Schichten des Volkes traten in den Interessenkreis der Literatur. Der Belehrung und Unterhaltung gewidmete Zeitschriften folgen aufeinander (*Zábavné Večery*, *Besídka čtenářská* in Brünn, *Hvězda* in Olmütz u. a.). Als dann nach dem Kriege im Jahre 1866 die väterliche Fürsorge des erlauchten Monarchen es auch dem böhmischen Volke in Mähren ermöglichte, seine Söhne in der Muttersprache die Mittelschulbildung genießen zu lassen, und das hohe Beispiel die Opferwilligkeit der Städte zur Gründung weiterer Anstalten anregte, veränderte sich vollends die Scene: frohes Leben, freundige Arbeit verpflanzte sich auf alle Gebiete, die Liebhaberei wich geregelter, systematischem Fortschritt. Dieser äußerte sich am deutlichsten in der Thätigkeit der *Matices Moravská*. Es erscheinen gehaltvolle Arbeiten, eine wissenschaftliche Vierteljahrschrift wurde begründet (1869) und deren Leitung den bewährten Händen des Professors (jetzt Landes-schulinspectors) Wenzel Royt anvertraut, der sich schon durch historische Forschungen

über Znaim u. a. hervorgethan hatte. Er schrieb über die slavische Urzeit Brünn's, über einzelne Zweige des altnährischen Culturlebens. Seinen eifrigsten Mitarbeiter fand er in dem Landesarchivar B. Brandl (geboren zu Brünn 1834). Dieser betrieb ebenfalls mit Vorliebe die Culturgeschichte Mährens, pflegte jedoch daneben auch die Rechtsgeschichte, Diplomatik, Topographie und Literaturgeschichte. Er publicirte die Schriften und die Correspondenz Karls von Žerotín, Ctibor Tovačovský's von Cimburk, Ctibors von Drnovitz, weiter das älteste böhmische Rechtsdenkmal: *Knihá Rožmberská*, die *Libri citationum*, das Diplomatar Mährens, das schon sein Vorgänger Anton Voček angefangen hatte, verfaßte zwei unentbehrliche Compendien: ein historisch-ethno- und topographisches (*Knihá pro každého Moravana*) und ein culturhistorisch-lexicalisches (*Glossarium illustrans bohemicomoravicae historiae fontes*), eine ausführliche Biographie Josef Dobrovský's, eine ebensolche von Paul J. Šafařík, A. J. Erben, Klácel und Graf Sylva-Taroucca, beschäftigte sich auch eingehend mit den Volksliedern und betheiligte sich literarisch am politischen Leben. Seine eigenen Wege wandelte der Landeshistoriograph Bedá Dubíř, Benedictiner aus Raigern. Von ihm erhielt Mähren seine gründlichste Geschichte, in welcher auch die nöthige Rücksicht auf das Culturleben genommen wird. Um diese Männer scharte sich eine Gruppe von jüngeren Kräften, die tüchtig zugriffen. Wir wollen nur Director J. A. Slavík, Dr. Fr. Kameníček, Dr. Fr. Šujan, Fr. Dvořák, Fr. Rypáček, P. M. Slavinka, Fr. Bauer, Dr. Eichler, außer den älteren A. B. Šembera, J. B. Müller, J. B. Koříněk, J. Lepář u. A. erwähnen. Unter den Geographen genießt namentlich Ritter v. Kořístka einen ruhmvollen Namen. Bemerkenswerthe Einzelstudien veröffentlichte Director Werner. Auch gibt es viele Reisebeschreibungen durch Europa und nach anderen Gegenden.

Nächstig wird auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gearbeitet. Im Vordergrund steht die Syntax als innerstes Product des Volksgeistes. Ihr widmete eingehende Studien der jetzige Schulrath Franz Bartoš (geboren zu Mlatcova bei Zlín 1837) und bearbeitete zuerst einzelne Seiten derselben und endlich die ganze Syntax (*Skladba*, 6 Auflagen); neben ihm beschäftigten sich mit der Sprache B. Kotšmich, Director B. Prašek, Professor Theodor Bodička, Pfarrer Mittner, J. Vymazal, B. Popelka, A. Vašek, Dr. Ferd. Jökl u. A. Vymazal verfaßte Grammatiken für alle slavischen Mundarten; Mathias Blažek gab eine Formenlehre heraus. Mit seltenem Scharfblick und tiefen Sprachkenntnissen untersuchte die Fremdwörter in den slavischen Sprachen und ihren Ursprung der verstorbene Brünnener Professor A. Magenauer. Die slavistische Sprachforschung, namentlich auch in ihrer cyrillischen Periode hat eine tüchtige Kraft im Universitätsprofessor Fr. Pastrnek gefunden. Von Mähren ging auch das erneuerte Bestreben nach Purificirung der Sprache von fremden Elementen aus. Zum vordersten Hüter und Prediger derselben schwang sich Fr. Bartoš empor, der im Verein mit dem Olmüzer Gymnasialdirector (später

Landeschulinspector) Johann Kofina, mit Professor B. Prašek und Johann Havelka die von denselben begründete Lehrerzeitschrift *Komenský* in den Siebziger-Jahren zum Kampforgan dieser Idee machte. Kofina trat für dieselbe später noch in seinen literar-publicistischen und von allseitiger Bildung zeugenden *Hovory Olympské* (Brünn 1879) ein. Bartoš bereifte das Land von Ort zu Ort und beschrieb dann die Mundarten der einzelnen mährischen Stämme in einem preisgekrönten Werke (*Dialektologie moravská*), das in Šembera's *Dialectologie* einen Vorgänger hatte, den es bei weitem übertraf. Durch Bartoš angelockt, stellten dann die Professoren Josef Neoral, Josef Bartoča und Ignaz Hošek noch ausführlicher die mundartlichen Besonderheiten ihres Heimatskreises dar. Bartoš unterzog auch die Lieder, Spiele, Gebräuche, Reste des Aberglaubens, volkstümlichen Heilmittel u. s. w. einer neuen Sichtung, und die Folge derselben waren zwei Bände der schönsten Lieder mit einer gründlichen Würdigung (den musikalischen Werth der Sammlung hat Professor Leo Janáček beurtheilt), ferner eine Schilderung des ganzen Volks- und Kinderlebens (*Moravský lid und Naše děti*). Die Begriffe Nation und Volk machte er zum Gegenstand einer selbständigen Schrift, in der er auch den Einfluß der Herrschaft auf die Mundart der Unterthanen einer besonderen Betrachtung unterzog und überhaupt die geistige Werkstätte unseres Volkes beobachtend durchschreitet. Für die Mittelschulen besorgte er vorzügliche Lesebücher und eine Poetik (die *Malá Slovesnost* zuerst im Vereine mit Kofina), kritisirte auch fleißig, gab die Schriften der classischen Božena Němcová heraus und konnte so, vom Volke ausgehend und zum Volke zurückkehrend, überall nur anregend und zündend wirken. Hauptsächlich war es die Volkskunde, die durch ihn zu besonderer Blüte gelangte. Freilich begünstigte dieses Studium wie kein anderes die buntfarbige Ursprünglichkeit des mährischen Volkslebens, die sich bis in unsere Tage hinein frisch erhielt. Es wurden also namentlich Sagen, Märchen und Spiele (auch Lieder) durch Bayer, Beck, Stránecká, Brána u. A. wieder gesammelt und so die älteren Sammlungen von Kulda, Mikšiček und Menšík weitergeführt. Dr. J. Herben malte das slovakische Volks- und Kinderleben mit Humor aus, Matthias Václavek das walachische.

Der im Volke schlummernde Kunstsinne, welcher sich in unzähligen Miniaturmalereien, Ornamenten und Stickereien auf Gewändern, Wäsche, Geräthen, Eiern, in Büchern, in der Bauart der Häuser u. s. w. offenbarte, kommt ebenfalls zur gebührenden Beachtung: Frau Blaža Havelková, Lucie Bafěšová und Madlenka Wanklová, die Töchter des Archäologen Dr. Wankl, Fräulein Anna Walterová, Professor J. Havelka, Josef Klvaňa, Ministerialsecretär B. Houdek u. A. wetteifern in der Werthschätzung dieses folkloristischen Materials und erwecken allgemeines Interesse für dasselbe. In die Geheimnisse der vorgeschichtlichen Periode führen uns Dr. Wankl, Director K. J. Maška,

Dr. M. Kriz, Professor J. Alvaña, Professor J. Gladiš, Notariatscandidat Jaroslav Balliardi, Dr. Franz Dvoršký, Red. B. Popelka, A. Knies u. v. A. ein. Das Volklore hat sein eigenes Organ, den zuerst von J. Havelka, nach dessen Tode von B. Houdel und jetzt von J. Balliardi redigirten Časopis vlasteneckého muzejního spolku Olomuckého. Aber auch die classische Alterthumskunde wird nicht vernachlässigt. Die Professoren M. Fišer, Dr. Korec, Paul Krippner, J. Váreka u. A. geben wissenschaftlichen Ernst und volle Befähigung kund. Von den übrigen Zweigen der Wissenschaft (die blühende Schulliteratur wollen wir gar nicht erwähnen) nennen wir als Vertreter der Philosophie Franz Palacký, der aus Kant'schen Grundsteinen eine Theorie der Aesthetik construirte und eine Geschichte derselben von dauerndem Werthe schrieb. Ein seiner Denkerkopf war außer dem in Böhmen geborenen und schon genannten Fr. M. Klácel auch Dr. Fr. Hošek.

In unseren Tagen hat sich namentlich Dr. Thomas G. Masaryk (geboren zu Klobouk 1851) durch seine Schrift über den Selbstmord, seine concrete Logik, praktische Philosophie, seine sociologischen Studien, Beiträge zur Aesthetik und andere Schriften auch außer den Grenzen der Heimat einen klangvollen Namen erworben. Zu den besten Kennern des Aristoteles zählt dessen böhmischer Dolmetsch, der Raigerner Benedictiner Dr. Paul Bychodil, der auch eine Poetik in seinem Geiste verfaßt hat und eine vorzügliche Apologie des Christenthums herausgab. Des Brünnner Canonicus Dr. Johann Pozpišil Exegete der Philosophie des heiligen Thomas Aquinus wurde durch einen Ehrenpreis ausgezeichnet. Professor Kapras aus Brünn hat sich durch psychologische Forschungen hervorgethan. Auch Dr. Eugen und Rudolf Kaderávek und Johann Mrazik sind auf diesem Gebiete thätig. Zur Aesthetik und Literaturgeschichte lieferten werthvolle Beiträge Professor P. Karl Šmidel (Shakespearestudien u. a.) und Leander Čech; der letzteren befeißigen sich auch Fr. Bayer, Fr. Bílý, P. Johann Bloška (Dantestudien), Professor J. Kabešik, A. Kořinek, P. Johann Koželuša, Professor J. Loris, Professor Vincenz Vávra, P. August Brzal (russische Literaturgeschichte) u. a.; zahlreiches Material hat schon der alte Ceroni hinterlassen. Zur Geschichte der Aufklärung schrieb Dr. Johann Melichar.

Um die Rechtswissenschaft vor Vernachlässigung zu schützen, hat sich in Brünn unter Vorsitz des Ritters von Zapletal ein juridischer Verein (Právnícká jednota) gebildet, welcher durch periodische Vorträge die wissenschaftliche Thätigkeit fördert. Der Professor und Autor des deutschen Rechtes an der böhmischen Universität zu Prag Dr. Milošlav Hanel ist ein geborener Trebitscher; auch Hofrath Ritter von Mezniš, Bezirksrichter Johann Nečas, Dr. Fr. Brzobohatý u. A. lieferten juridische Schriften, freilich von mehr praktischer Bedeutung. Die Nationalökonomie, Staats- und Finanzwissenschaft fand tüchtige Vertreter in Ritter von Mezniš, Director Fr. Mathon,

Dr. Albin Bráf, Dr. Sovadina, der eine eigene Fachzeitschrift *Národní hospodář* herausgab, S. Dvořák u. A. Die Volkswirthschaft hat mehrere Organe: Director Johann Adamec, Professor Macalik, Abgeordneter J. Rozkošný, Dr. Rahovec und zahlreiche andere Männer gehören zu ihren ersten Mitarbeitern. Wie das Jus, wird auch die medicinische Wissenschaft bisher weniger von theoretischen Forschern (wie z. B. Ministerialrath Dr. Emanuel Kujš, den Universitätsprofessoren Dr. Janošik und Dr. Spína), als von ausgezeichneten Praktikern gehandhabt. In den Naturwissenschaften thaten sich besonders Universitätsprofessor Dr. Fr. Koláček, Director B. Navrátil, Dr. Formánek, Professor J. Alvaña, J. Úlehla neben anderen hervor. Pädagogische Zeitschriften erscheinen in Mähren einige, die Lehrerschaft theiligt sich an ihnen sehr rege. Selbständige Schriften aus dem Bereiche der Pädagogik gaben Director Šmídek, Inspector Macháč, Krček, Juntíček, Sadovský u. a. heraus.

Besonders reich an hervorragenden Kräften ist seit jeher das Feld der Theologie: Fürstbischöf Dr. Kohn, Bischof Bauer, Canonikus M. Procházka, Professor Dr. Pánek, Dr. Mlčoch, Dr. Štorpik, Dr. Pospíšil, Dr. Kadeřávek, Dr. Bchodil, Canonikus Kulda, Professor Vlad. Štastný, Professor Hrudická u. v. A. verwertheten die Ergebnisse ihrer Studien in Büchern oder Artikeln.

Eigenthümlicher Weise will bei dem mährischen Volke, welches in allen seinen Producten einen so tief poetischen Sinn entwickelt, die Kunstpflanze der Poesie nicht recht gedeihen. Selbst der Pförtner der neueren Dichterschule und Genosse Hálek's und Neruda's: Gustav Pflieger Moravský (geboren zu Karasein bei Bystřiz u. P. 1833, gestorben 1875), der die poetische Erzählung Byron's in seinem „Pan Byšinský“ mit Geschick nachahmte und als Dramatiker insbesondere mit seinen Lustspielen durchschlagenden Erfolg erzielte (den Tragödien fehlt die nöthige Lebenskraft), steht als Prosatiker höher. Besonders ragt hervor sein Roman *Z malého světa*, in dem schon in den Sechziger-Jahren die Gegensätze zwischen Fabrikant und Arbeiter künstlerisch verarbeitet wurden. Sein Genosse Heinrich Dvořák trat bald auf das journalistische Gebiet über. Im Übrigen beschränkte sich die dichterische Thätigkeit fast nur auf einzelne belletristische Zeitschriften, von denen die unter Kosina's und Havelka's Auspicien 1876 begründete *Olmüger Koleda* sich eines längeren Lebens erfreute (6 Jahrgänge). Dagegen leuchtet dem *Obzor* (gegründet 1878, Redacteur Professor P. Vladimír Štastný in Brünn) und der *Vesna* (gegründet 1881, Redacteur Professor Franz Dlouhý ebendasselbst) ein günstigerer Stern. Allerdings durchdrangen unterdessen die hochschlagenden Wellen der nationalen Bewegung das ganze Land und die Reihen der heimischen Intelligenz hatten sich dichter gefüllt. Alles ist von dem Gedanken beseelt, die Gegenwart der großen Vergangenheit würdiger zu gestalten. Seit den Siebziger-Jahren kann man den Pulsschlag höheren

geistigen Lebens in Mähren immer deutlicher vernehmen. Dem oberwähnten Zeitschriftenpaar erstanden in neuester Zeit weitere Nebenbuhler in der Brünnner Niva (Redacteur Dr. Fr. Roháček), welche sich zur Aufgabe machte, die modernen literarischen Strömungen auch bei uns zum Durchbruch gelangen zu lassen, und dem Olmüzer Náš Domov (Redacteur P. Josef Bévoda), der wieder die Bedürfnisse der breitesten Leserkreise berücksichtigt. Neuestens hat auch die katholische Moderne ihr eigenes Organ „Nový Život“ (Neues Leben) begründet, das P. Karl Dostal-Lutinov und P. Fr. Skalík herausgeben. Dabei öffnen auch die zahlreichen politischen Zeitschriften bereitwillig ihre Spalten poetischen Schöpfungen, während die Raigerner Hlidka literární (gegründet 1883, Redacteur Dr. Paul Vychodil O. S. B.) und die Brünnner Literární listy (gegründet 1879, Redacteur Fr. Dlouhý) kritischen oder publicistischen Besprechungen, auch literarischen Essays gewidmet sind und durch dieselben den Aufschwung des Schriftthums fördern. Es sind dies zugleich die einzigen der literarischen Kritik ausschließlich gewidmeten Organe in der ganzen böhmischen Literatur. Der von dem Mährer F. A. Urbánek begründete Věstník bibliografický konnte sich nicht erhalten. Trotzdem bleibt die Prosa glücklicher als der Vers.

Der mährische Dichterbain füllt sich erst langsam, aber schon werden in demselben neue Wege gebahnt und die alten sind nicht ohne Anmuth. Für Gott und Vaterland! so klingt es aus den wohlklingenden und herzlichen Versen Vladimír Štafny's sowohl epischer als lyrischer Natur, während derselbe als Didaktiker die ganze Menschheit den Ideen des Schönen, Guten und Wahren dienstbar zu machen wünscht. Franz Táboršký und Fr. Procházka verlegten ihren Wirkungskreis nach Böhmen, besingen aber Mährens Land, Leute und Natur (ebenso P. Místeký) und vertiefen sich auch gleich Vladimír Štafny in die Vergangenheit. Neuestens wandte Táboršký sein Augenmerk dem Prager Studenten- und Salonleben zu und führt es mit Humor, Witgefühl und satirischen Seitenhieben vor. Procházka wieder allegorifirte das Wiedererwachen Mährens und sucht den Motiven der Liebe und Natur neue Töne abzulauschen. Leo Scholz vertieft sich in die mythische Periode der böhmischen Geschichte, Adam Chlumecký pflegt mit Vorliebe die Allegorie. P. Fr. Ryšelj windet einen herzdurchglühten Liederfranz den Slavenaposteln, Josef Kallus lobpreist die Schönheiten seiner Beskyden und des dortigen Lebens, Johann Nečas zeichnet sich mehr als gewandter Übersetzer der polnischen Dichtkunst aus. Aus Havellka's und Jaroslav Tichý's Feder erfließen patriotische Lieder und ernste Mahnworte, Josef B. Grubý versificirt mit Geschick die Volksagen, Lutinov tritt in die Fußstapfen der Volkspoesie, Bymazal faßt Übersetzungen aus allen slavischen Sprachen in eine große Anthologie zusammen. In den Zeitschriften prüft eine stattliche Reihe junger Adepten des böhmischen Parnasses die Kraft ihrer Schwingen.

Die dramatische Muse schwieg lange Jahre. Nach Gustav Pflieger und dem Lustspielsdichter M. Š. Sokol brach das Schweigen nur Frau Gabriela Preisová. Diese griff kühn und frei ins volle Leben des Slovakenstammes und verstand dessen gesellschaftliche Conflictc bühnenkundig wiederzuspiegeln (*Gazdina roba*, *Její pastorkyňa*). Ihr folgte dahin Wilhelm Mrštík, dessen *Marýša* ihre Lebenskraft auch auf der Bühne des Prager Landestheaters nachwies. Das böhmische Nationaltheater in Brünn berechtigt zur Hoffnung, daß es der dramatischen Dichtungsart den unentbehrlichen Rückhalt bieten wird.

In der schönen Prosa stehen neben P. Václav Košmák die Damen Gabriela Preisová und Františka Stránecká obenan. Košmák ist der Homer des mährischen Volkes. Unübertrefflich in der Charakteristik, voll sprudelnden Humors und mit der Lauge der Satire nicht schonend, gibt er auch feinen poetischen Sinn kund. Er versteht es, alle Seiten des mährischen Volkslebens, die dunklen wie die lichten, in packender Darstellung vorzuführen, so daß man dabei die Schwächen der Composition leicht übersieht; leider tritt in den neueren Werken der Moralist und Priester zum Nachtheil des Künstlers allzusehr in den Vordergrund. Frau Stránecká (die Gemalin des Landesgerichtsrathes Körschner in Brünn) kennzeichnet seltene Innigkeit des Gefühls, vortreffliche Charakterzeichnung, Eleganz der Form; Frau Preisová sagen mehr schärfere psychologische Probleme, leidenschaftliche Naturen, feurigere Farben zu; alles dies bietet ihr der mährische Slovakenstamm in reichlichem Maße. Überhaupt bietet das mährische Volksleben und die grundverschiedene Individualität der einzelnen Stämme den von Jahr zu Jahr sich mehrenden Vertretern der Belletristik einen geradezu unererschöpflichen Born für psychologische Analysen und anziehende Darstellungen typischer Eigenschaften und Gestalten. Einige fordern zu humoristischen Schilderungen geradezu heraus: so die wohlhabenden gemächlichen Hannaken (M. Š. Sokol, *Dtákar Bystřina*, B. Křen, *Spáčil-Zeranovský*), andere stimmen in Folge ihrer socialen Decadenz das Gemüth elegisch, wie die Walachen (*Slavičinský*). Einen interessanten Versuch machte Dr. Jan Herben in seiner groß angelegten Erzählung *Do třetího a čtvrtého pokolení* (Bis in die dritte und vierte Generation), indem er das slovakische Leben in seinem Geburtsorte Brumovitz und dessen Umkreise seit den Zeiten Josefs II. bis in die Neuzeit hinein mit folkloristischer Färbung, kraftvoll und lebendig schildert. Die Gebrüder Mrštík vertreten talentvoll die naturalistische Richtung bei uns und analysiren die Seele ihrer mährischen Helden in ihren geheimsten Regungen, hierin russischen Mustern folgend, denen schon Josef Bečera in seinen Novellen den Weg ebnete. Frau Blasta Pitnerová bewegt sich mit Vorliebe in den Saarer Gebirgsorten und wählt zu ihren Gemälden anmuthige Farben. Mit tiefem Ernst, echtem Mitgefühl und künstlerischer Gewandtheit versenkt sich Josef Merhaut in das an socialen und nationalen

Verwicklungen reiche Brünner Leben und schafft wirkungsvolle Bilder desselben, wobei ihm Fr. Roháček treu zur Seite steht.

So fußt die böhmische Belletristik Mährens auf festem realem Boden und führt der gesammten böhmischen Erzählungskunst neue Motive, besondere Färbung und eigenartigen Reiz zu. Freilich hat auch Mähren das slavische Gepräge frischer erhalten, als dies in dem den fremden Culturbrandungen mehr ausgesetzten Böhmen überhaupt möglich war, und kann also dem geistigen Leben der Nation den erwünschten Hinterhalt bieten, was auch in immer reicherm Maße und ergiebiger geschieht. Überhaupt sprudeln aus Mähren dem ganzen geistigen Leben der Nation, sowohl dem politischen, als dem literarischen, die ergiebigsten Quellen, wie dies vor Allem Palacký beweist, der dem böhmischen Volke nicht nur seine große Vergangenheit erschlossen, sondern ihm auch für Gegenwart und Zukunft die politische Richtschnur gegeben hat, sowie auch aus Mähren der Ruf nach Purificirung der Sprache am mächtigsten erscholl und es mährische Schriftsteller waren und sind, die zu den vordersten Verfechtern der modernen literarischen Strömungen zählen.

